Bulwer

Die Pariser.

Zweiter Band.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Pariser.

Nachgelassener Roman

von

Edward Bulwer.

In vier Bänden.

Aus dem Englischen von Emil Lehmann.

Autorisirte Uebersetzung.

Zweiter Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1874.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Isaura Cicogna an Madame de Grantmesnil.

„Es ist lange her, seit ich Ihnen geschrieben habe, und wäre nicht Ihr reizendes, eben erhaltenes Briefchen gekommen, in welchem Sie mir mein Schweigen vorwerfen, ich stände wohl noch unter dem Bann der ehrfurchtsvollen Scheu, welche gewisse Aeußerungen des Herrn Savarin bei mir hervorzurufen wohl geeignet waren. Als ich ihn zufällig fragte, ob er Ihnen kürzlich geschrieben habe, sagte er mit seinem gutmüthig ironischen Lachen: ‚Nein, Mademoiselle, ich gehöre nicht zu jenen «facheux», die Molière unsterblich gemacht hat. Wenn der Abschied zweier Liebender vor dem Eindringen einer dritten, wenn auch noch so liebenswürdigen Person geschützt sein sollte, wie viel mehr sollte nicht der Moment der Trennung eines Autors von seinem Werke geheiligt sein. Madame de Grantmesnil ist eben bei diesem, für einen ernsten Genius so feierlichen Moment angelangt; sie sagt eben einem Genossen

Lebewohl, mit welchem sie sich, wenn sie ihn einmal in die Welt entlassen hat, nie wieder vertraulich unterhalten kann; er hört auf, ihr Genosse zu sein, sobald er der unsere wird. Lassen Sie uns die letzten Stunden, die sie sich einander angehören, nicht stören.‘

„Diese Worte machten einen großen Eindruck auf mich, und sie treffen gewiß das Richtige. Ich begreife sehr wohl, daß ein Werk, welches lange Zeit seinem Autor alles gewesen ist, welches alle seine Gedanken, die Hoffnungen und Befürchtungen seines innersten Herzens auf sich concentrirt hat, daß ein solches Werk in dem Augenblick, wo er es für Andere in's Leben gerufen hat und es aus der Einsamkeit, in welcher es geboren wurde, in die Welt hinaussendet, für ihn gewissermaßen zu leben aufhört. Ich kann mir auch eine annähernde Vorstellung davon machen, wie grade der Ruhm, welchen das so in die Welt entsendete Werk erlangt, auf eine Schriftstellerin wie Sie, auf Ihre Liebe für dasselbe erkaltend wirkt. Die Charaktere, die Sie in einem nur Ihnen bekannten Feenlande schufen, müssen etwas von ihrem geheimnißvollen Reiz verlieren, wenn Sie dieselben durchdiscutiren und bekritteln, tadeln oder loben hören, als ob sie wirkliche Geschöpfe wären, wie sie sich in Straßen und Salons bewegen.

„Ich möchte wohl wissen, ob eine feindselige Kritik Sie schmerzt oder aufbringt, wie es bei anderen mir bekannten Autoren der Fall zu sein scheint. Herr Savarin z. B. merkt sich in seinem Notizbuch als Feind, dem er Rache schwört, den unbedeutendsten Scribler,

der seine Eigenliebe verletzt, und sagt offen: ‚Für mich ist Lob Nahrung, Tadel Gift. Den, der mich nährt, belohne ich; den, der mich vergiften will, rädere ich.‘ Herr Savarin ist in der That ein geschickter und energischer Verwalter seines eigenen Rufes. Er behandelt denselben wie ein Königreich, errichtet Festungen zu seiner Vertheidigung, wirbt Soldaten an, um für dasselbe zu fechten. Er ist die Seele und der Mittelpunkt eines Bundes, in welchem jedes Mitglied verpflichtet ist, das Territorium der Anderen zu vertheidigen, und alle diese vereinigten Territorien bilden das Reich des Herrn Savarin. Halten Sie mich nicht für einen undankbaren Satiriker wegen dieser meiner Aeußerungen über unsern talentvollen Freund. Nicht ich rede hier, er selbst redet. Er bekennt sich zu seiner Politik mit der Offenheit, welche den Reiz seiner Schreibweise bildet. ‚Es ist der größte Irrthum‘, sagte er mir gestern, ‚von der literarischen Republik zu reden. Jeder Autor, der sich Ruhm erwirbt, ist ein Souverain auf seinem Gebiete, mag es nun groß oder klein sein. Wehe dem Republikaner, der mich entthronen will!‘ Wenn Herr Savarin so spricht, ist mir in gewisser Weise zu Muthe, als ob er an der Sache des Genius einen Verrath beginge. Ich bringe es nicht fertig, die Literatur als ein schlaues Handwerk zu betrachten, — für mich ist sie eine geheiligte Mission. Und wenn ich diesen Souverain sich der Listen rühmen höre, durch welche er seinen Staat aufrecht erhält, ist mir, als wenn ich einem Priester zuhörte, welcher die Religion, die er zu lehren berufen ist, als Betrügerei behandelt. Der

Lieblingselewe des Herrn Savarin ist ein junger Mitarbeiter an seinem Journal, mit Namen Gustave Rameau. Herr Savarin sagte neulich in meiner Gegenwart: ‚Ich und meine Genossen waren unsererzeit das junge Frankreich — Rameau und seine Genossen sind das junge Paris.‘

„‚Und was ist der Unterschied zwischen jenem und diesem?‘ fragte meine amerikanische Freundin, Frau Morley.

„‚Das junge Frankreich‘, antwortete Herr Savarin, ‚trug das freudige Bewußtsein der Jugend in sich; es war kühn und leidenschaftlich, mit überströmender Lebenskraft und Lebenslust. Was auch immer in anderen Beziehungen gegen dasselbe gesagt werden mag, die Kraft der Muskeln und Sehnen muß seinen Hauptrepräsentanten zugestanden werden. Aber das ‚neue Paris‘ leidet an einer sehr schlechten Gesundheit und einer sehr apathischen Stimmung. Und doch ist es auf seine Weise sehr begabt; es kann so scharf stechen und beißen, wie wenn es groß und stark wäre. Rameau ist das vielversprechendste Mitglied dieser Gesellschaft. Er wird seinerzeit populär werden, weil er einen guten Theil des Geistes seiner Zeit repräsentirt — nämlich des Geistes und der Zeit des neuen Paris.‘

„Kennen Sie etwas von den Schriften dieses jungen Rameau? Persönlich kennen Sie ihn nicht, denn das hat er mir gesagt und dabei den offenbar aufrichtig gemeinten Wunsch ausgesprochen, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen seine Huldigungen darzubringen. Er sagte mir dies, als ich ihn zum erstenmale bei Herrn

Savarin traf und ehe er wußte, wie theuer Sie und Ihr Ruf mir seien. Er setzte sich nach Tische zu mir und gewann mein Interesse sofort durch die Frage, ob ich gehört habe, daß Sie mit einem neuen Werke beschäftigt seien, und dann erging er sich sogleich, ohne meine Antwort abzuwarten, in Lobeserhebungen über Sie, die einen merkwürdigen Contrast zu dem Hohn bildeten, mit welchem er von allen Ihren Zeitgenossen sprach, wobei er freilich Herrn Savarin ausnahm, der aber doch von der Art, wie ihn sein Lieblingsschüler charakterisirte, schwerlich erbaut gewesen sein würde: ‚Er ist ein großer Schriftsteller im Kleinen.‘ Ich erlasse Ihnen seine Epigramme auf Dumas und Victor Hugo und meinen geliebten Lamartine. Aber obgleich seine Ausdrucksweise brillant war und mich zuerst blendete, wurde ich doch derselben bald überdrüssig und zwar schon bei unserer ersten Begegnung. Seitdem habe ich ihn sehr oft gesehen, nicht nur bei Herrn Savarin, sondern er besucht uns fast einen um den andern Tag und wir sind ganz gute Freunde geworden. Er gewinnt bei näherer Bekanntschaft insofern, als man nicht umhin kann zu fühlen, wie sehr er zu bemitleiden ist. Er ist so neidisch! und neidische Menschen müssen so unglücklich sein. Und dann steht er allen Dingen, die er beneidet, zugleich so nahe und so fern. Er sehnt sich nach Reichthum und Luxus und kann bis jetzt durch seine Arbeiten nur das Nothwendigste verdienen. Deshalb haßt er die Reichen und die im Luxus Lebenden. Seine literarischen Erfolge, anstatt ihm Freude zu machen, machen ihn unglücklich durch ihren Abstand

von dem Ruhm der Autoren, welche er beneidet und angreift. Er hat einen schönen Kopf und weiß es; aber dieser Kopf sitzt auf einem schwächlichen und ungraziösen Körper. Und das weiß er auch; aber es wäre grausam, mit dieser Skizze fortzufahren. Sie werden sich schon ein Bild von seiner Persönlichkeit machen können, die, gleichviel ob er Zuneigung oder Abneigung einflößt, ein peinliches, aber theilnehmendes Interesse erwecken muß.

„Es wird Sie freuen zu hören, daß Dr. C. meinen Gesundheitszustand so gebessert findet, daß ich nächstes Jahr getrost den Beruf ergreifen kann, für den ich bestimmt und erzogen bin. Aber ich schwanke und zweifle noch immer; bei völliger Hingabe an die Kunst, in der ich, wie man mir sagt, Ausgezeichnetes leisten kann, werde ich ganz auf den Ehrgeiz verzichten müssen, der sich nach einem Felde sehnt, auf welchem er, ach, vielleicht nie auch nur das kleinste Stück Land wird anbauen können, er wird nur als Fremdling unsichere Schritte auf dem Boden eines Feenlandes thun können, in welchem er kein Geburtsrecht hat. O, große Zauberin, deren Herrschaft die Straßen von Paris und das Königreich der Feen gleich unterworfen sind, Du, die Du in die Tiefe jenes umfluthenden Oceans, der das ‚praktische menschliche Leben‘ heißt, gedrungen bist und die gescheitesten seiner Seefahrer gelehrt hast, darauf zu achten, wie weit die Fahrten auf demselben von Sternen am Himmel geleitet werden — kannst Du mir ein Räthsel lösen, welches mich wie so viele andere in Verwirrung setzen muß? Worin unterscheidet sich

das Genie von der Gesammtheit menschlicher Seelen, welche alle die erhabensten und göttlichsten Gefühle, die das Genie ihnen entgegenbringt, lebhaft nachempfinden und dabei innerlich seufzen: ‚Dieser seltene Genius drückt nur aus, was wir schon vorher gedacht und gefühlt haben.‘ Ja, der Genius selbst, wie beredt er auch sein möge, kann nie die Gedanken und Gefühle, die er verdolmetscht, ganz ausdrücken; im Gegentheil, je größer der Genius ist, desto mehr läßt er ein Gefühl unvollständiger Befriedigung bei uns zurück; er verspricht so viel mehr, als er erfüllt; er deutet so viel mehr an, als er ausspricht. Je mehr ich die größten Schriftsteller, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, wieder lese und wieder studire, desto mehr überzeuge ich mich von der Wahrheit des eben Gesagten. Unter den größten Schriftstellern aber verstehe ich diejenigen, die nicht ausschließlich Philosophen (über diese habe ich kein Urtheil) und auch nicht lediglich Poeten sind, obgleich ich mir über diese letzteren, sofern es sich um die Verbindung von Worten und Musik handelt, wohl ein Urtheil gestatten dürfte, sondern die Wenigen, welche Philosophie und Poesie vereinigen und zugleich an den gesunden Menschenverstand der Menge und an die Phantasie der Wenigen appelliren. Der höchste Typus dieser Vereinigung ist für mich Shakespeare und ich kann keine Kritik über ihn als gerecht anerkennen, welche nicht zugiebt, daß das Gefühl unvollständiger Befriedigung sich bei seiner Lectüre in dem Maße steigert, wie der Dichter einen höhern Flug nimmt. Ich frage noch einmal, worin besteht dieser Unterschied zwischen dem Genie und

der Gesammtheit gewöhnlicher Geister, welche ausrufen: ‚Er drückt aus, was wir fühlen, aber nie alles, was wir fühlen.‘ Ist es nur die Gewalt über die Sprache, eine größere Kenntniß des Wortschatzes, ein feineres Ohr für Perioden und Tonfall, eine größere künstlerische Geschicklichkeit, unsere Gedanken und Gefühle in wohlgewählte Worte zu kleiden? Ist es wahr, was Buffon sagt: daß ‚der Stil der Mensch ist?‘ Ist es wahr, was Goethe gesagt haben soll: ‚daß die Poesie Form sei?‘ Ich kann das nicht glauben. Und wenn Sie mir sagen sollten, es sei wahr, so würde ich nicht länger Verlangen danach tragen, eine Schriftstellerin zu sein. Allein, wenn es nicht wahr ist, dann erklären Sie mir, wie es zugeht, daß der größte Genius in dem Maße populär wird, wie er sich uns dadurch verwandt zeigt, daß er in besseren Worten, als wir es vermögen, das ausdrückt, was bereits in uns war, daß er an's Licht bringt, was in unseren Seelen verborgen lag, und daß er den Gedanken- oder Gefühlsaustausch, welchen jeder gewöhnliche Leser jeden Tag im Geheimen mit seinem Geiste oder seinem Herzen pflegt, nur verbessert und verschönert, ausspricht. Wenn diese Ueberlegenheit des Genies nur im Stile und in der Form liegt, so gebe ich meinen Traum, etwas anders sein zu wollen als eine Sängerin, welche die Worte eines Andern mit der Musik eines Andern vorträgt, auf. Aber was dann? Meine Belesenheit und mein Kunstverständniß sind außerordentlich klein. Das Wenige, was ich weiß, habe ich aus sehr wenigen Büchern und aus den Worten der wenigen mir zufällig Begegnenden

geschöpft, denen zuzuhören der Mühe lohnt, und bei diesem wenigen entsteht bei mir in der Träumerei der Einsamkeit, nicht in bewußter Anstrengung, etwas, was meiner Unerfahrenheit originell erscheint. Vielleicht steht es um diese Originalität nicht besser, als um die musikalischen Compositionen von Liebhabern, welche ein in seinen Einzelheiten den Werken großer Meister entlehntes Quartett zusammenschreiben, das dann ein so originelles Ganze bildet, daß kein wirklicher Meister sich zu demselben würde bekennen mögen. O, wenn ich Ihnen begreiflich machen könnte, wie wenig gefestet, in welchem Ringen begriffen mein ganzes Wesen in diesem Augenblicke ist. Ich möchte wohl wissen, was die Puppe, die früher Seidenraupe war, empfindet, wenn sie zuerst ihre Flügel sich unter ihrer Hülle regen fühlt — Flügel, ach! die nur einem der niedrigsten und kurzlebigsten Geschöpfe, das, kaum an's Licht getreten, schon wieder stirbt, angehören. Könnte es denken, es würde sich vielleicht nach seinem frühern Leben zurücksehnen und sagen: ‚Besser eine Seidenraupe sein, als ein Schmetterling . . . . .‘“

Dieselbe an dieselbe.

„Haben Sie je Gelegenheit gehabt, die nähere Bekanntschaft von Engländern zu machen? Ich sage ‚nähere‘, denn gekannt müssen Sie viele haben. Aber es scheint mir so schwer, einen Engländer genau kennen zu lernen. Selbst ich, die ich Herrn Selby so geliebt und verehrt habe, ich, die ich in meiner Kindheit mit ihm durch seine Liebe verknüpft war, welche Unwissenheit

und Wissen, Kindheit und Alter einander so nahe bringt, daß die Herzen sich verstehen — ich kann doch nicht behaupten, daß ich den englischen Charakter entfernt so gut verstehe, wie ich den italienischen und den französischen zu verstehen glaube. Zwischen uns Festländern und den Bewohnern des britischen Inselreiches fließt immer der Canal. Hier ist ein Engländer, dem ich vorgestellt bin und dem ich einige Male in Gesellschaften begegnet bin. Bitte, sagen Sie mir, ob Sie ihm je begegnet sind, ob Sie ihn kennen? Er heißt Graham Vane und ist, wie ich höre, der einzige Sohn eines Mannes, der als Redner und Staatsmann in England berühmt ist und gehört väterlicher- und mütterlicherseits der hohen Aristokratie an. Er selbst hat in Ausdruck und Wesen jenes unbeschreibliche Etwas, das wir ‚distinguirt‘ nennen. In jedem Salon würde er das Auge fesseln und würde man unwillkürlich seine Bewegungen aufmerksam verfolgen. Aber seine Manieren sind frei und einfach, völlig ohne die Steifheit und Reserve, die man als charakteristisch für die Engländer bezeichnet. In seiner Haltung spricht sich eine angeborene Würde aus, welche gerade in der Abwesenheit angemaßter Würde besteht. Aber was mich an diesem Engländer am meisten frappirt, ist jene Offenheit des Gesichtes, die uns mit Vertrauen in die Aufrichtigkeit eines Menschen erfüllt. Frau Morley sagte von ihm in einer ihrer extravaganten poetischen Phrasen, durch welche die Amerikanerin die Engländer in Erstaunen setzt: ‚Mit der Stirn dieses Mannes könnte man die Mammuthshöhle erleuchten.‘ Wissen Sie nicht, Eulalia, was es für uns Pfleger der

Kunst als des Ausdruckes poetischer Wahrheit durch Fiction bedeutet, in die Atmosphäre einer jener Seelen zu treten, in welcher die Wahrheit kühn und schön lebt und keiner Idealisirung durch Poesie bedarf? O wie nahe wären wir dem Himmel, könnten wir täglich, stündlich in der Gesellschaft eines Menschen leben, dessen Worte in jedem Augenblick für uns das unverkennbare Gepräge der Aufrichtigkeit an sich trügen, dessen Autorität wir nie mißachten könnten. Herr Vane erklärt, nichts von Musik zu verstehen und sich nur selten etwas aus ihr zu machen, und doch sprach er über den Einfluß der Musik auf Andere mit einem Enthusiasmus, der mir meinen mir bestimmten Beruf wieder halb verlockend erscheinen ließ, ja, der mir diesen Beruf vielleicht ganz verlockend hätte erscheinen lassen, wenn Vane nicht die Ansicht hätte durchschimmern lassen, daß ich, daß jede öffentlich auftretende Sängerin ein der Welt, — der Welt, in welcher solche Männer leben —, fernstehendes Wesen sein müsse. Vielleicht ist das wahr . . . .“

Zweites Capitel.

Es war einer jener lieblichen Mittage gegen Ende Mai, an welchen eine ländliche Vorstadt für den, der auf kurze Zeit dem hauptstädtischen Gedränge entfliehen kann, von einem sommerlichen Zauber übergossen erscheint.

Der Londoner empfindet diesen Zauber, wenn sein Fuß den weichen Rasen des Vale of Health betritt, oder in Richmond unter knospenden Weiden ausruht, auf den in warmem Sonnenlichte erglänzenden Fluß blickt und aus den Gärten der hinter ihm liegenden Villas das Singen der Amsel vernimmt. Aber die Vorstädte von Paris laden, glaube ich, noch mehr zum Ausruhen von dem Gewoge der Hauptstadt ein; sie sind leichter zu erreichen und, ich weiß nicht warum, aber sie erscheinen noch ländlicher, vielleicht weil der Contrast zwischen ihrer Ruhe und dem pariser Gewirre, zwischen dem üppigen Ueberfluß ihres Laubes und ihrer Knospen und dem gezierten Aussehen der Bäume auf den Boulevards und im Tuileriengarten noch frappanter ist.

Dem sei wie ihm wolle, als Graham die hübsche Vorstadt betrat, in welcher Isaura wohnte, schien es ihm, als wären alle Räder des lauten lärmenden Lebens plötzlich still geworden. Es war noch früh am Tage; er konnte sicher darauf rechnen, Isaura zu Hause zu finden. Das Gartengitter stand angelehnt, er schob es bei Seite und trat ein. Der Garten der Villa war den Blicken der Vorübergehenden und den Nachbarn durch eine mit dichtem Immergrün bewachsene Mauer entzogen und erstreckte sich für den Garten einer vorstädtischen Villa noch ziemlich weit hinter dem Hause.

Als Graham durch das Gitter eingetreten war, blieb er stehen; denn er hörte aus der Ferne eine leise und klagend singende Stimme. Er wußte, daß es Isaura's Stimme sei; er ging weiter, ließ das Haus

hinter sich und folgte dem Schall der Stimme, bis er die Sängerin erreichte.

Isaura saß in einer am Ende des Gartens gelegenen Laube, welche später im Jahr von Jasmin und wildem Geisblatt in üppiger Fülle strotzte und dann einen reizenden Anblick gewährte; jetzt rankten sich Blättchen und Blumen nur noch spärlich an ihrem eisernen Drahtwerk empor. Grade am Eingange streckte eine einzige weiße Rose, eine Winterrose, die wunderbarer Weise ihre Schwestern überlebt hatte, ihr bleiches Antlitz der Mittagssonne entgegen. Graham näherte sich langsam und geräuschlos und der letzte Ton des Gesanges war verhallt, als er an der Schwelle der Laube stand. Isaura bemerkte ihn zuerst nicht; denn ihr Kopf war nachdenklich gesenkt, wie es oft ihre Gewohnheit war, wenn sie gesungen hatte, besonders wenn sie allein war. Aber sie merkte, daß die Laube sich verdunkle, daß sich etwas zwischen sie und den Sonnenschein gestellt habe. Sie erhob ihr Gesicht, das plötzlich eine Röthe überflog, als sie Graham's Namen aussprach, nicht laut und nicht wie überrascht, sondern nach innen gekehrt und flüsternd wie in einer unbestimmten Furcht.

„Verzeihen Sie mir, Mademoiselle“, sagte Graham eintretend, „aber ich hörte Ihre Stimme, als ich den Garten betrat und sie zog mich unwillkürlich nach sich. Welch eine liebliche Melodie und welche einfache Anmuth in den Worten, soweit ich sie verstehen konnte. Ich bin ein so großer Ignorant in der Musik, daß Sie mich nicht auslachen dürfen, wenn ich frage, von wem die Musik und von wem die Worte sind. Wahr-

scheinlich sind beide so bekannt, daß meine Frage eine barbarische Unwissenheit verräth."

„O nein", erwiderte Isaura, noch mehr erröthend und in einem verlegenen, zögernden Ton. „Beides, Worte und Musik, sind von einem unbekannten und sehr bescheidenen Componisten, und haben nicht einmal das Verdienst, ganz originell zu sein, wenigstens liegt ihnen ein, wie es heißt, sehr altes Volkslied im neapolitanischen Dialekt zu Grunde."

„Ich weiß nicht, ob ich den wahren Sinn der Worte erfaßt habe; denn sie scheinen mir einer feineren Empfindung Ausdruck zu geben, als es bei süditalienischen Volksliedern gewöhnlich der Fall ist."

„Die in den Worten des Originals ausgedrückte Empfindung ist in der Paraphrase verändert; durch die Veränderung aber, wie ich fürchte, nicht verbessert."

„Wollen Sie mir sagen, was die ursprünglichen und was die veränderten Worte ausdrücken und mich urtheilen lassen, welchen ich den Vorzug gebe?"

„In dem neapolitanischen Volksliede sieht ein junger Fischer, der sein Boot unter einem Felsen am Ufer vor Anker gelegt hat, ein schönes Gesicht über dem Wasser; er hält es für das Gesicht einer Nereïde und wirft sein Netz aus, um die vermeintliche Meernymphe zu fangen. Er bringt nur das Wasser in Bewegung, verliert den Anblick des Gesichtes und bringt mit seinem Netze einige gewöhnliche Fische hervor. Enttäuscht und sehr verliebt in die vermeintliche Nereïde kehrt er nach Hause zurück. Am nächsten Tage begiebt er sich wieder an dieselbe Stelle und entdeckt, daß das Gesicht,

welches ihn so bezaubert hatte, das auf dem Wasser reflectirte Antlitz eines sterblichen Mädchens war, das auf dem Felsen hinter ihm, wo es wohnte, gesessen hatte. Die Originalmelodie ist leicht und lebhaft; hören Sie selbst."

Und Isaura ließ eine jener kunstlosen und etwas magern Weisen ertönen, für welche leichtbesaitete Instrumente die passende Begleitung abgeben.

„Das ist allerdings eine andere Musik", sagte Graham, „als die Sie vorhin sangen und die von einer tiefen, zu Herzen gehenden Wehmuth war."

„Aber merken Sie nicht, wie die Worte verändert sind? In dem Liede, das Sie mich vorhin singen hörten, kehrt der Schiffer wieder an dieselbe Stelle zurück, sieht er wieder und wieder dasselbe Gesicht, sucht er wieder und wieder die Nereïde zu fangen und erfährt nie, daß es das Antlitz der auf dem Felsen dicht hinter ihm sitzenden Sterblichen war, an welcher er täglich, ohne es zu beachten, vorüberging. Von einem idealen Bilde getäuscht, hat er kein Auge für das wirkliche Bild."

„Sollen die veränderten Verse eine Moral in der Liebe symbolisiren?"

„In der Liebe? Nein, das weiß ich nicht; aber im Leben, ja — wenigstens im Leben des Künstlers."

„Die Paraphrase des Originals ist von Ihnen, Signorina — beides, Worte und Musik. Habe ich nicht Recht? Ihr Schweigen sagt: Ja! Wollen Sie mir verzeihen, wenn ich sage, daß ich, obgleich Sie unstreitig dem alten Liede neue Schönheiten verliehen

haben, doch die Moral des alten Liedes für die gesündere, für die wahrere halte? Wir lassen uns nicht dauernd von einem Blendwerk täuschen. Wenn auch verliebt in das Schattenbild auf dem Wasser, blicken wir doch um uns und entdecken das wahre Bild, dessen Wiederschein jenes war."

Isaura schüttelte sanft den Kopf, aber erwiderte nichts. Auf dem Tische vor ihr lagen einige Maiglöckchen und ein paar Knospen der letzten Winterrose, die sie zu einem einfachen Strauß zusammengebunden hatte; sie nahm ihn in die Hand und fing an, wie abwesend, die Rosenblätter abzupflücken und umherzustreuen.

„Mißhandeln Sie die knospenden Maiblumen, wenn Sie wollen, sie werden bald in Fülle vorhanden sein", sagte Graham; „aber werfen Sie nicht die wenigen Knospen weg, die der Winter uns so freundlich erhalten hat und die uns selbst der Sommer nicht wiederbringen wird." Bei diesen Worten legte er seine Hand auf die Knospen der Winterrose und berührte dabei die ihrige — nur leicht, aber sie fühlte die Berührung, fuhr zusammen, erröthete und stand auf.

„Die Sonne ist von hier fortgegangen, der Ostwind fängt an zu wehen und Sie müssen es hier kühl finden", sagte sie in einem veränderten Ton; „wollen wir nicht in's Haus gehen?"

„Die Luft kommt mir hier nicht kühl vor", sagte Graham halb lächelnd; „ich fürchte fast, daß meine prosaischen Bemerkungen Ihnen mißfallen haben."

„Sie waren nicht prosaisch und sie waren freundlich

und sehr klug", fügte sie mit ihrem reizenden, so anmuthigen und wohlklingenden Lachen hinzu.

Sie war jetzt aus der Laube getreten; Graham schloß sich ihr an und sie gingen dem Hause zu. Er fragte sie, ob sie seit ihrer letzten Begegnung die Savarins gesehen habe.

„Wir sind einige Male des Abends dagewesen."

„Und haben da ohne Zweifel den berühmten Troubadour getroffen, der Tasso und Corneille verachtet?"

„Herrn Rameau? O ja, er ist beständig bei Savarins. Seien Sie nicht so streng gegen ihn. Er ist unglücklich — er ringt — er ist verbittert! Auf dem Wege eines Künstlers finden sich Dornen, welche die Zuschauer nicht beachten."

„Die Vergangenheit keines Menschen ist ohne Dornen und ich habe keinen Respect vor denen, welche sich Zuschauer wünschen, die sie aufmerksam betrachten sollen, so oft sie von Dornen geritzt werden. Aber Herr Rameau scheint mir zu jenen heutzutage in Frankreich und selbst in England sehr gewöhnlichen Schriftstellern zu gehören, die sich niemals mit einem ernsten Studium befaßt haben und natürlich ebenso anmaßend wie unwissend sind. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine Künstlerin wie Sie in einem Herrn Rameau, der Tasso verachtet, ohne italienisch zu verstehen, einen Künstler anerkennen würde."

Graham sprach mit Bitterkeit; er war wieder eifersüchtig.

„Sind Sie nicht selbst ein Künstler? Sind Sie

nicht ein Schriftsteller? Herr Savarin sagte mir, Sie seien ein ausgezeichneter Literat."

„Herr Savarin drückt sich zu schmeichelhaft über mich aus. Ich bin kein Künstler und ich habe einen großen Widerwillen gegen dieses Wort, wie es jetzt in England und in Frankreich mißbraucht und herabgewürdigt wird. Köche und Schneider nennen sich Künstler. Hat einer ein geschmackloses Melodram oder ein Nervenkrämpfe erregendes Lied oder einen Sensationsroman geschrieben, sofort nennt er sich einen Künstler und ergeht sich in einem pedantischen Kauderwelsch über ‚Inhalt' und ‚Form', und versichert uns, ein Dichter, den wir verstehen können, ermangele des Inhalts, und ein Dichter, dessen Verse wir scandiren können, der Form. Dem Himmel sei Dank, ich bin nicht eitel genug, mich einen Künstler zu nennen. Ich habe einige sehr trockene Artikel, hauptsächlich politischen Inhalts, und einige Kritiken, aber nicht über künstlerische Gegenstände, in Zeitschriften veröffentlicht. Aber warum thaten Sie mir bei Gelegenheit von Herrn Rameau diese Frage in Betreff meiner?"

„Weil", antwortete Isaura in einem etwas traurigen Ton, „vieles in Ihrer Unterhaltung mich glauben ließ, daß Sie für die Kunst und ihre Jünger mehr Sympathie hätten, als Sie eingestehen wollen. Und wenn Sie diese Sympathie hätten, würden Sie begreifen, welches Labsal es für eine arme Kunstadeptin wie mich ist, mit denen, welche sich irgend einer von dem gewöhnlichen Treiben der Welt abliegenden Kunst widmen, in Berührung zu kommen; welches Labsal es

ist, einmal etwas anders zu hören, als die gewöhnliche Gesellschaftsunterhaltung. Es besteht eine Art von instinctiver Freimaurerei unter uns, die sich gleichmäßig auf Meister und Schüler erstreckt, und die eine Kunst ist durch ein gemeinsames Band mit den anderen Künsten verknüpft; meine Kunst ist nur die Musik und doch fühle ich mich zu einem Bildhauer, einem Maler, einem Dichter ebenso sehr hingezogen, wie zu einem Musiker. Verstehen Sie jetzt, warum ich Herrn Rameau nicht verachten kann, wie Sie es thun? Ich harmonire nicht mit seinem literarischen Geschmack; ich bin keine große Bewunderin seiner Schriften, soweit ich sie gelesen habe; ich gebe zu, daß er sein Talent überschätzt, und doch unterhalte ich mich gern mit ihm; er strebt, wenn auch mit schwachen Flügeln oder irrenden Schritten, wie ich, nach aufwärts."

„Mademoiselle", sagte Graham ernst, „ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für diese Aufrichtigkeit bin. Halten Sie es nicht für einen Mißbrauch derselben, wenn —" er hielt inne.

„Wenn was?"

„Wenn ich, der ich so viel älter bin als Sie, älter nicht nur an Jahren, sondern auch an Lebenserfahrung, ich, den sein Schicksal in das Gewühl jenes geschäftigen und ‚positiven' Treibens geworfen hat, welches nothwendig die unromantische Fähigkeit des gesunden Menschenverstandes rascher entwickelt — wenn, sage ich, das hohe Interesse, welches Sie allen einflößen müssen, die sich einer, wenn auch so wenig vertrauten Bekanntschaft wie der meinigen mit Ihnen erfreuen, mich eine Mahnung

zur Vorsicht gegen Sie aussprechen läßt, wie sie ein Freund oder ein Bruder aussprechen darf. Hüten Sie sich vor jenen künstlerischen Sympathien, zu denen Sie sich in so rührender Weise bekennen. Hüten Sie sich davor, in den großen Ereignissen des Lebens Ihre Vernunft von Ihrer Phantasie mißleiten zu lassen. Wenn Sie zuverlässige Freunde suchen, trennen Sie den Künstler vom Menschen. Beurtheilen Sie den Menschen an und für sich. Huldigen Sie nicht dem über dem Wasser schwebenden Bilde, ohne ein Auge für das Gesicht auf dem Felsen zu haben. Mit einem Worte erblicken Sie nie in einem Künstler wie Herrn Rameau den Menschen, welchem Sie die Geschicke Ihres Lebens anvertrauen möchten. Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir; wir werden uns vielleicht wenig mehr sehen, aber Sie sind ein für mich so ganz neues Wesen, so völlig anders wie alle Frauen, die ich bis jetzt kennen gelernt und bewundert habe, und Sie scheinen mir mit einer solchen Fülle von Geist und Gemüth begabt und solchen Gefahren ausgesetzt, daß — daß —" er hielt wieder inne und fuhr dann mit zitternder Stimme fort: „daß es mir schweren Kummer bereiten würde, wenn ich mir vielleicht nach Jahren sagen müßte: Ach, durch welchen Fehlgriff ist diese reiche Fülle verwüstet worden!"

Während sie so miteinander sprachen, hatten sie sich mechanisch wieder vom Hause abgewandt und standen wieder vor der Laube.

Graham hatte, ganz hingenommen von seiner leidenschaftlichen Mahnung, Isaura bis jetzt noch gar nicht angesehen. Als er jetzt geschlossen hatte und keine

Antwort vernahm, neigte er sich und sah, daß Isaura still weinte.

Er fühlte Gewissensbisse.

„Verzeihen Sie mir", rief er, indem er ihre Hand ergriff; „ich hatte kein Recht so zu reden, aber es geschah nicht aus Mangel an Achtung, es geschah, — es geschah —"

Die Hand, die er ergriffen hatte, drückte die seinige sanft, schüchtern, keusch.

„Verzeihen!" murmelte Isaura, „meinen Sie, daß ich, eine Waise, mich nie nach einem Freunde gesehnt habe, der so mit mir spräche?" Und bei diesen Worten schaute sie auf und blickte ihm in sein auf sie herabgeneigtes Gesicht, mit Augen, die noch weinten, aber trotz ihrer unschuldigen reinen Schönheit so klar, so unbefangen, so offen, so jungfräulich, so ganz anders wie die Augen aller anderen Frauen waren, die er kennen gelernt und bewundert hatte."

„Ach", sagte er in einem unruhig hastigen Ton, „Sie erinnern sich vielleicht, wie ich bei unseren früheren Unterhaltungen, obgleich ich so wenig von Ihrer Kunst verstehe, ihren schönen Einfluß auf die Herzen der Menschen anerkannte: wie ich mich bemühte, Ihre eigene Herabsetzung ihres Ranges unter den Mitteln zur Erhebung der Menschheit zu bekämpfen; wie ich ferner sagte, daß kein Mann es wagen könne, von Ihnen zu verlangen, den Brettern, den Lampen — dem Ruhm der Schauspielerin, der Sängerin zu entsagen. Nun, jetzt wo Sie mir den Namen eines Freundes zuerkennen, jetzt, wo Sie mich so rührend daran erinnern, daß Sie eine Waise sind, da darf ein wahrer Freund wohl,

wenn er an alle die Gefahren denkt, welchen junge und schöne Frauen ausgesetzt sind, sobald sie das Privatleben mit dem öffentlichen Leben vertauschen, die Frage an Sie richten: Können Sie dem Ruhm einer Schauspielerin, einer Sängerin entsagen?"

„Ich will Ihnen offen antworten. Der Beruf, der mir einst so lockend erschien, fing vor einigen Monaten an, seinen Reiz in meinen Augen zu verlieren. Es waren Ihre beredten Worte über die veredelnde Wirkung der Musik auf die Masse der Zuhörer, welche meiner wachsenden Abneigung, mein ganzes Leben der Bühne zu widmen, entgegenarbeiteten. Aber jetzt, glaube ich, muß ich dem Freunde dankbar sein, dessen Rath nur der Dolmetscher meines eigenen Herzens ist und der mich die Schauspielerlaufbahn aufgeben heißt."

Graham's Gesicht strahlte. Aber noch bevor er antworten konnte, ließen sich Stimmen und Fußtritte hinter ihnen vernehmen. Er wandte sich um und sah die Venosta, die Savarins und Gustave Rameau.

Isaura hörte und sah sie auch, fuhr etwas erschreckt zusammen und zog sich dann instinctiv in die Laube zurück.

Graham eilte der Signora und den Gästen entgegen und hielt sie mit den conventionellen Begrüßungen lange genug auf dem Gartenwege auf, um Isaura Zeit zu lassen, sich wieder zu fassen.

Nach einigen Minuten gesellte sich Isaura zu ihnen und es entstand eine Unterhaltung, welcher Graham kaum zuhörte, obgleich er sich mit zerstreuten, hingeworfenen Interjectionen daran betheiligte. Er lehnte

es ab, mit in's Haus zu kommen und verabschiedete sich an der Gartenpforte. Beim Fortgehen heftete er seine Blicke auf Isaura. Gustave Rameau war neben ihr. Sie hielt das Bouquet, welches sie in der Laube hatte liegen lassen, jetzt in der Hand, und obgleich sie über dasselbe gebeugt stand, zerpflückte und verstreuete sie doch nicht mehr die Rosenblätter. In diesem Augenblick regte sich in Graham keine Eifersucht gegen den jungen Dichter mit dem schönen Gesicht an ihrer Seite.

Während er langsam seines Weges ging, murmelte er vor sich hin: „Aber bin ich noch in der Lage, mich für völlig frei zu halten? Bin ich? Wenn ich nur zwischen ihr auf der einen und befriedigten Ehrgeiz und Reichthum auf der andern Seite zu wählen hätte, wie bald sollte meine Wahl getroffen sein. Der Ehrgeiz bietet keinen Preis, der dem Herzen eines solchen Weibes, der Reichthum keine Genüsse, die den Schätzen ihrer Liebe vergleichbar wären."

Drittes Capitel.

Isaura Cicogna an Madame de Grantmesnil.

„Am nächsten Tage, nachdem ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt hatte, besuchte uns Herr Vane. Ich saß grade in unserm kleinen Garten. Unsere Unter-

haltung war kurz und wurde bald durch den Besuch der Savarins und Gustave Rameau's unterbrochen. Ich sehne mich nach Ihrer Antwort; ich möchte wohl wissen, welchen Eindruck Herr Vane auf Sie gemacht hat, wenn Sie ihm je begegnet sind, und wie er Ihnen erscheinen würde, wenn Sie ihm jetzt begegneten. Mir erscheint er so ganz anders wie alle anderen Menschen, und ich weiß kaum, wie es geschieht, daß seine Worte in mir nachklingen und sein Bild mich beständig umschwebt. Es ist ganz sonderbar, obgleich er jung ist, spricht er doch mit mir, als wäre er viel älter als ich — so freundlich, so zärtlich und als ob ich ein Kind wäre; ungefähr wie der liebe Maestro spricht, wenn er glaubt, ich bedürfe einer Warnung oder eines Rathes. Glauben Sie nicht, Eulalia, daß ich in Gefahr bin, mich über die Natur des Interesses, das er an mir nimmt, zu täuschen. O nein! Zwischen uns liegt eine unübersteigbare Kluft, deren er sich wohl bewußt ist. Wie er sich überhaupt für mich interessiren kann, begreife ich nicht. Er ist ein reicher Engländer von vornehmer Familie, ganz von dem Interesse für politisches Leben erfüllt, praktisch, prosaisch — nein, nicht prosaisch, aber doch von jener Art von Lebensanschauung, welche keinen Raum für die Welt der Träume hat, in welcher Romantik und Kunst wie in ihrem Daheim vertraulich verkehren. Es hat mir immer geschienen, daß zur Liebe, wie ich die Liebe verstehe, die tiefe und dauernde Sympathie zweier Menschen gehört — nicht in Bezug auf die täglichen Kleinigkeiten des Geschmacks und Gefühls, sondern in jenen wesentlichen Dingen,

welche die Wurzeln des Charakters bilden und sich zu all den Blumen und Blättern verzweigen, die im Sonnenschein gedeihen und in der Kälte erstarren — daß der Weltmann eine Weltdame, der Künstler eine Künstlerin heiraten sollte. Können sich Realist und Idealist verbinden und bis zum Tode und über den Tod hinaus zusammenhalten? Und wenn nicht, kann wahre Liebe zwischen ihnen bestehen? Unter wahrer Liebe verstehe ich Liebe, welche die Seelen gegenseitig durchdringt und, einmal empfunden, nie wieder vergehen kann. O Eulalia, antworten Sie mir, antworten Sie!"

P. S. „Ich bin jetzt fest entschlossen, jedem Gedanken an die Bühne zu entsagen."

Madame de Grantmesnil an Isaura Cicogna.

„Liebes Kind!

„Wie hat sich Ihr Geist entwickelt, seit ich Sie zuletzt sah! Damals waren Sie noch die sanguinische und strebende Jüngerin einer Kunst, welche von allen Künsten einem erfolgreichen Jünger den unmittelbarsten Lohn bringt und in ihrer unmittelbaren Wirkung auf die menschliche Seele so groß ist. Wer kann sagen, was die Nachwirkungen dieser Wirkungen sein mögen, welche die Anwärter auf Unsterblichkeit grade ihrer Unmittelbarkeit wegen zu verachten sich anmaßen? Ein dumpf hinbrütender Mensch, in dessen Inneres noch nie ein Strahl des ihm in der Atmosphäre des Werkeltages verborgen gebliebenen Sternenlichtes gedrungen

ist; ein Mensch, an welchen der Philosoph, der Prediger, der Dichter umsonst appelliren, ja, für den die Schöpfungen der größten Meister der Instrumentalmusik unverständlich sind, welchem Mozart keine Himmelspforten öffnet, für welchen Beethoven keine ungelösten Geheimnisse hat — ein solcher Mensch hört plötzlich die Stimme des Sängers und es fällt ihm wie Schuppen von den Augen. Das Etwas, das fernab von seinem alltäglichen Leben liegt, wird ihm auf einmal offenbar. Der arme Mensch vermag sich zwar nicht darüber klar zu werden; er vermöchte es nicht zu Papier zu bringen und am nächsten Tage zu sagen: „Ich bin dem Himmel heute einen Schritt näher, als ich ihm gestern war.“ Aber das Gefühl, daß er dem Himmel einen Schritt näher gekommen, wohnt gleichwohl in ihm. Unbewußt ist er milder und weniger weltlich gesinnt und der Schritt, der ihn dem Himmel näher gebracht, hat ihn für die Erde tüchtiger gemacht. Ihr Sänger scheint mir nicht zu begreifen, daß ihr, — um mich eures eigenen, so beliebten und so viel mißbrauchten Ausdrucks zu bedienen —, eine Mission habt! Wenn ihr von Missionen redet, von wem kommt diese Mission? Nicht von Menschen.

Bedenken Sie alles das, und seien Sie treu gegen Ihre Kunst und wahr gegen sich selbst. Wenn Sie in der Wahl zwischen dieser Kunst und der Kunst des Schriftstellers schwanken und anerkennen, daß die erstere zu viel verlangt, um eine Nebenbuhlerin zu dulden, so bleiben Sie bei der, in welcher Sie sicher sind, vorzügliches zu leisten. Ach! mein schönes Kind, glauben

Sie nicht, daß wir Schriftsteller durch unsere Arbeiten und Ziele eines größern Glückes theilhaftig werden, als welches Ihnen offen steht. Wenn wir nach Ruhm trachten, — und das thun wir ja Alle —, so tritt uns dieser Ruhm nicht von Angesicht zu Angesicht in sichtbarer und faßbarer Gestalt entgegen, wie er es bei der Sängerin, der Schauspielerin thut. Ich gebe zu, daß unser Ruhm dauernder sein kann, aber wir können nicht auf diese Dauer rechnen.

Ein Schriftsteller kann nicht eher auf Unsterblichkeit zählen, bis sein Mund verstummt ist, und seine Anwartschaft auf Ruhm ist nur ein Lotterieloos. Von Phrynichos, der ein Rivale des Aeschylus war; von Agathon, der vielleicht den Euripides übertraf, und von Alcaeus, in welchem Horaz einen Meister und ein Vorbild anerkannte, haben wir nur noch Fragmente; der Ruhm dieser Männer beruht nicht auf ihren Werken, er beruht nur auf ihren Namen. Und am Ende dauern die Namen von Sängern und Schauspielern ebenso lange. Griechenland, Rom, England, Frankreich und Italien bewahren die Namen Polus, Roscius, Garrick, Talma und Pasta dauernder, als die Nachwelt wahrscheinlich meinen Namen bewahren wird. Sie legen mir eine Frage vor, welche ich mir oft selbst gestellt habe: „Worin besteht der Unterschied zwischen dem Schriftsteller und dem Leser, der sagen kann: ‚das sind *meine* Gedanken, *meine* Gefühle; der Schriftsteller hat sie nur in seine Worte gekleidet.‘" Und je mehr der Leser das sagt, desto größer ist der Leserkreis, desto echter der Ruhm und, so paradox es scheint, desto

vollendeter die Originalität des Schriftstellers. Aber nein, es ist nicht nur die Gabe des Ausdrucks, nicht nur die Geschicklichkeit der Feder, nicht nur die geschmackvolle Anordnung und der Wohlklang der Sprache, was so den Einen in den Stand setzt, der Dolmetscher des Geistes, des Herzens und der Seele von Vielen zu sein; es ist eine ihm angeborne Gewalt, eine Gewalt, die alle Einflüsse auf sich concentrirt, welche die äußere Natur, das Studium von Menschen und Büchern und die bei jedem Menschen verschiedenen Erfahrungen des täglichen Lebens auf ihn üben. Keine Erziehung könnte zwei Geister einander völlig gleich machen, so wenig wie die größte Kunst des Baumzüchters zwei Blätter einander völlig gleich machen kann. Wie wahr schildern Sie das Gefühl der Unbefriedigtheit, welches jeder Schriftsteller von höherer Begabung seinen Bewunderern einflößt! Wie wahr empfinden Sie es, daß diese Unbefriedigtheit in dem Maße wächst, wie das Genie des Schriftstellers größer und das Erfassen desselben von Seiten des Bewunderers tiefer ist! Aber das ist das Geheimniß, welches das Wolkenland zwischen dem Endlichen und Unendlichen bildet. Der größte Naturforscher, welcher der Natur ihre Geheimnisse ablauschen möchte, fühlt diese Unbefriedigtheit selbst der Natur gegenüber. Das Endliche kann das Unendliche nicht logisch und kritisch erfassen.

Aber lassen wir diese Dinge, welche der Vernunft zu schaffen machen, auf sich beruhen und reden wir von Dingen, welche das Herz — in Ihrem Falle, liebes Kind, das Frauenherz berühren. Sie sprechen

von Liebe und meinen, daß dauernde Liebe, die ehrliche Liebe für's Leben, sich auf eine solche Sympathie der Lebenszwecke gründen müsse, daß der Künstler sich nur mit einem Künstler verbinden sollte. Das ist eine von den Fragen, die Sie Recht thun mir vorzulegen, denn ich bin, in Folge meiner persönlichen Erfahrung, welche ich durch umfassende Beobachtung des Lebens erworben und durch die Art meiner Schriftstellerei, die ein ruhiges Studium erfordert, noch schärfer und intensiver gemacht habe, eine bessere Autorität in solchen Dingen, als es die meisten Frauen sein können. Und, ach mein Kind, das Ergebniß aller meiner Erfahrungen und Beobachtungen ist: es giebt keine Vorschrift weder für den Mann, noch für das Weib, wen sie wählen, wem sie ihre Hand verweigern sollen. Ich kann das Wort des alten Dichters nicht widerlegen: ‚In der Liebe giebt es kein Warum.‘ Aber es giebt eine Zeit, — oft ist es nur ein kurzer Augenblick —, wo die Liebe noch nicht über uns Herr geworden ist, wo wir noch sagen können: ‚ich will lieben oder ich will nicht lieben.‘

„Wenn ich nun in einem solchen Momente bei Ihnen sein könnte, würde ich zu Ihnen sagen: „Künstlerin, liebe, heirate keinen Künstler; zwei Künstlernaturen gehen selten zusammen. Die Künstlernatur ist unbegrenzt exigeant und, fürchte ich, höchst egoistisch und von so eifersüchtiger Reizbarkeit, daß sie bei der Berührung mit einem Nebenbuhler krampfhaft zusammenzuckt. Racine war der glücklichste Ehemann; seine Frau betete sein Genie an, konnte aber seine Stücke nicht verstehen.

Würde Racine glücklich gewesen sein, wenn er einen Corneille in Frauenkleidern geheiratet hätte? Ich selbst habe einen Künstler geliebt, der mir gewiß gleich stand und ich bin überzeugt, daß er mich liebte. Jene Sympathie der Lebensanschauung, von welcher Sie reden, führte uns zusammen und wurde bald die Ursache unserer gegenseitigen Antipathie, für uns beide wurde der Versuch, uns zu verschmelzen, eine Quelle des Elends. Ich kenne Ihren Herrn Rameau nicht; Savarin hat mir einige von seinen Schriften geschickt; nach diesen urtheile ich, daß er nur Aussicht haben würde glücklich zu sein, wenn er eine ganz gewöhnliche Frau, und zwar sous séparation de biens, heiratete. Glauben Sie mir, er ist nur einer von den Vielen, an denen das neue Paris Ueberfluß hat, die, weil sie die Schwächen des Genies haben, sich einbilden, auch seine Stärke zu besitzen.

„Ich komme nun zu Ihrem Engländer. Ich erkenne den ganzen Ernst Ihrer Fragen in Betreff seiner, Sie betrachten ihn nicht nur als ein von der Masse, die sich in einem Salon drängt, verschiedenes Wesen, er steht auch in der Kammer Ihrer Gedanken von allen übrigen getrennt da. Sie erwähnen seiner in dem Briefe, welcher von Rameau und Savarins handelt, gar nicht. Er ist bereits für Sie eine Gestalt geworden, die nicht leichtfertig mit Anderen zusammengeworfen werden darf. Sie hätten ihn lieber gar nicht gegen mich erwähnt, aber Sie konnten nicht widerstehen. Das Interesse, welches er Ihnen einflößt, ist Ihnen selbst so unverständlich, daß Sie mir in einer Art von

fieberhafter Ungeduld zurufen: ‚Können Sie das Räthsel lösen? Haben Sie je Engländer gut gekannt? Kann man einen Engländer außerhalb England gut verstehen?‘ u. s. w. u. s. w. O ja, ich habe viele Engländer gut gekannt. In Herzensangelegenheiten sind sie wenig anders als andere Menschen. Ihren Engländer aber kenne ich nicht, auch niemand, der seinen Namen trägt. Nun, mein Kind, bekennen Sie offen, daß dieser Fremde sich einen Platz in Ihren Gedanken, in Ihrer Phantasie, vielleicht in Ihrem Herzen erobert hat. Fürchten Sie nicht, daß er Sie weniger dauernd lieben werde, oder daß Sie ihm entfremdet werden könnten, weil er kein Künstler ist. Wenn er eine starke Natur ist oder einen großen Lebenszweck verfolgt, wird sich Ihr Ehrgeiz mit dem seinigen verschmelzen. Und wie ich Sie kenne, glaube ich, daß Sie eine vortreffliche Frau für einen Engländer sein würden, den Sie lieben und achten könnten. Und so leid es mir thun würde, Sie auf den Ruhm einer Sängerin verzichten zu sehen, würde mich doch der Gedanke trösten, daß Sie in der besten Sphäre der Frau in einer zufriedenen, vor Verleumdung und Klatsch geschützten Häuslichkeit eine sichere Stätte gefunden hätten. Eine solche Häuslichkeit ist mir nie geworden und es hat in meinem Schriftstellerleben keinen Moment gegeben, wo ich nicht all’ meinen Ruhm für die Obscurität eines solchen gewöhnlichen Frauenloses hingegeben hätte. Wenn ich menschliche Wesen wie die Bauern auf einem Schachbrett bewegen könnte, würde ich sagen: der passendste und geistesverwandteste Lebensgenosse für ein Mädchen von

Gefühl und Genie wie Sie, würde ein Deutscher von guter Herkunft und guter Erziehung sein; denn ein ein solcher Deutscher verbindet mit häuslichen Gewohnheiten und einem starken Familiensinn ein Gefühl für Romantik, eine Liebe zur Kunst und eine Neigung, das Leben poetisch aufzufassen, welche bei Engländern derselben Gesellschaftsklasse sehr selten ist. Aber da der Deutsche nicht vorhanden ist, stimme ich für den Engländer, vorausgesetzt, daß Sie ihn lieben. O Kind, vergewissern Sie sich dessen. Verwechseln Sie nicht Phantasie mit Liebe. Nicht alle Frauen bedürfen der Liebe in der Ehe. Aber bei Ihnen würde eine Ehe ohne Liebe das Beste und Höchste, was Sie haben, ertödten. Schreiben Sie mir oft und sagen Sie mir alles. Herr Savarin hat Recht; mein Buch ist nicht mehr mein Gefährte. Es ist von mir gegangen und ich stehe einmal wieder allein in der Welt.

Ihre Sie liebende E."

„P. S. Ist nicht Ihr Postscriptum echt weiblich? Fordert es nicht ein ebenso weibliches Postscriptum als Erwiderung? Sie sagen in dem Ihrigen, daß Sie fest entschlossen seien, allen Gedanken an die Bühne zu entsagen. Ich frage in dem meinigen: „Was hat der Engländer mit diesem Entschluß zu thun?"

Viertes Capitel.

Einige Wochen waren seit jener Unterhaltung Graham's mit Isaura im Garten verflossen; er war nicht wieder in der Villa erschienen. Seine Vettern, die d'Alton's, waren auf ihrem Wege nach Italien durch Paris gekommen und hatten sich hier einige Tage aufhalten wollen; sie blieben aber einen Monat und nahmen Graham's Zeit fast ausschließlich in Anspruch. Das war eine zwiefache Veranlassung für Graham, sich in der täglichen Gesellschaft des Herzogs in der Ueberzeugung zu befestigen, daß er sich noch nicht um Isaura's Hand bewerben dürfe, und mit dieser Ueberzeugung verband sich für ihn eine andere Gewissensfrage: „Wenn ich mich nicht um ihre Hand bewerben darf, darf ich mich der Versuchung aussetzen, ihre Liebe zu gewinnen?"

Als sein Vetter endlich abgereist war, fing sein Herz wieder an, seine Rechte geltend zu machen, für sich zu plaidiren und Vorschläge zu machen, wie sich seine Gebote mit den Verpflichtungen, die ihnen im Wege zu stehen schienen, in Einklang bringen ließen. In dieser schwankenden Stimmung befand er sich, als er das folgende Billet erhielt:

Villa ***, Lac d'Enghien.

„Mein lieber Herr Vane. Wir haben uns von Paris an die Ufer dieses schönen kleinen Sees zurückgezogen. Kommen Sie her und helfen Sie Frank und mir, uns nicht zu streiten, was, solange die Frauen-

rechte noch nicht gesichert sind, Eheleute immer thun werden, wenn sie allein sind, besonders wenn sie, wie Frank und ich, noch in einander verliebt sind. Die Liebe ist entsetzlich zanksüchtig. Schenken Sie uns von Ihrem Ueberfluß an Zeit ein paar Tage. Wir wollen Montmorency und die Lieblingsstätten Rousseau's besuchen, wollen bei Mondschein auf dem See fahren, wollen unter Bäumen, die noch nicht von der Hitze verdorrt sind, bei Zigeuner-Restaurants zu Mittag essen, über Literatur und Politik, über Shakespeare und die musikalischen Gläser discutiren und so gesellig und liebenswürdig sein, wie Boccacio's Geschichtenerzähler in Fiesole. Wir werden nur eine kleine Gesellschaft sein, nur die Savarins, die unbewußte Weise und Humoristin, Signora Venosta und Isaura mit den Grübchen, die Verkörperung des Nachtigallengesanges und des Sonnenscheins. Wenn Sie ablehnen, wird Frank keinen ruhigen Augenblick haben, bis er seine Ansprüche von 30 Millionen an die Alabama eingereicht hat.

Die Ihrige je nachdem Sie sich benehmen.

Lizzie Morley."

Graham lehnte nicht ab. Er ging auf vier Tage nach Enghien. Er wohnte unter demselben Dache mit Isaura. O die glücklichen Tage! so glücklich, daß sie jeder Schilderung spotten. Aber wenn es für Graham die glücklichsten Tage waren, die er je erlebt hatte, so waren sie doch für Isaura noch glücklicher. Sein Glück war nicht ungetrübt, während das ihrige ganz rein war. In dem Sonnenschein ihrer Freude trat die

ganze Farbenpracht ihrer Künstlernatur zu Tage, so daß die, wenn ich so sagen darf, bürgerlich-häusliche Seite ihrer Natur ganz in den Hintergrund trat. Wenn Du, mein lieber Leser, seiest Du Mann oder Weib, je in vertraute Berührung mit einem Wesen gekommen bist, dessen Genius Du Dich, selbst wenn Du einen eigenen Genius haben solltest, nicht verwandt fühltest, hast Du diesem Wesen gegenüber nicht eine gewisse Schüchternheit empfunden? Hast Du nicht vielleicht gefühlt, wie innig Du dieses Wesen lieben könntest, und gezweifelt, ob dieses Wesen Dich würde wieder lieben können? Nun, ich glaube, diese Schüchternheit und dieses Mißtrauen in sich selbst ist Männern und Frauen gemeinsam, wenn sie bei aller Ueberlegenheit in der Prosa des Lebens sich doch ihrer Inferiorität in der Poesie des Lebens bewußt sind. Und doch beruht diese Selbsterniedrigung auf einem großen Irrthum; denn der poetische Genius ist so edel-nachsichtig, so echt demüthig und beugt sich mit so ungezierter Bescheidenheit vor der Ueberlegenheit, deren er zu ermangeln glaubt, wenn er auch in der That ihrer selten ermangelt — der Ueberlegenheit des gesunden Menschenverstandes. Und wenn wir von Frauen reden wollen, welche wunderbare Wahrheit verkündet uns die Frau, die in ihrer geistigen Begabung unter ihren Schwestern unerreicht dasteht! Corinna, die auf dem Capitol gekrönte, wählt sich zum Helden ihrer Liebe keinen Dichterbruder und Enthusiasten, sondern einen kaltblütigen, verständigen Engländer.

Graham Vane, mit seinem Geist von starker männ-

licher Beschaffenheit — Graham Vane, von dem, wenn er lange genug lebt, um die ihm gebührende Laufbahn zu vollenden, ich Großes hoffe, hegte nicht unberechtigter Weise den Wunsch, das Leben des Weibes, das er sich zur Genossin des seinigen wählen würde, zu beherrschen. Aber das Leben Isaura's schien sich ihm zu entziehen. Bisweilen, wenn er ihr zuhörte, dachte er bei sich: „Welch eine Genossin! mit ihr könnte das Leben nie langweilig werden." Aber in anderen Momenten dachte er: „Langweilig gewiß nicht, aber würde es auch immer sicher sein? Und dann tritt jene geheimnißvolle Liebe hinzu, welche alles unter ihren Füßen zermalmt und uns unsere Selbstberathung mit jener gänzlichen Hingabe der Vernunft endigen läßt, welche sagt: „Besser, unglücklich sein mit Einer, die du liebst, als glücklich mit Einer, die du nicht liebst." Isaura hatte keine solchen Selbstberathungen durchzumachen. Sie lebte nur dem Glück des Augenblicks. Wenn Graham in ihrem Herzen hätte lesen können, würde er jeden Zweifel, ob er ihr Leben beherrschen könnte, haben fahren lassen. Wenn eine Schicksalsgöttin oder ein Engel zu ihr gesprochen hätte: „Wähle zwischen dem, auf einen unsterblichen Namen vereinigten Ruhm einer Catalani, einer Pasta, einer Sappho, einer Staël, einer George Sand und dem ganzen Herzen eines Mannes, der sich Dir entfremdet fühlen würde, wenn Du solchen Ruhm besäßest" — ihre Antwort würde so gelautet haben, daß Graham Vane ihr zu Füßen gesunken wäre; alle seine Skrupel und Zweifel würden geschwunden sein, er würde mit der höher entwickelten

Menschen eigenen Großmuth ausgerufen haben: „Freue Dich des Ruhmes, wenn Deine Natur es so verlangt. Ruhm genug für mich, daß Du demselben, wenn gewünscht, entsagt haben würdest, um die Meinige zu werden." Aber wie kommt es, daß Männer, welche der Liebe eines Weibes würdig sind, so mißtrauisch gegen sich selbst werden, wenn sie wahrhaft lieben? Selbst in gewöhnlichen Lebensverhältnissen entwickelt das jungfräuliche Weib eine so unaussprechliche Zartheit der Empfindung, daß ein noch so fein gebildeter Mann sich im Vergleich mit derselben rauh und roh vorkommt. Und während diese Zartheit der Empfindung Isaura in besonderer Weise eigen war, diente das Bewußtsein, ihrer engelgleichen Reinheit und feenhaften Leichtigkeit gegenüber hart und positiv zu sein, nur dazu, bei dem so stolzen und im Verkehr mit Männern so zuversichtlichen Manne das Gefühl demüthigender Zaghaftigkeit noch zu steigern.

Frau Morley hegte den lebhaften Wunsch, eine Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten zu Stande zu bringen. Sie achtete und bewunderte beide; ihr, die nichts von Graham's Zweifeln und Vorurtheilen wußte, schienen die jungen Leute vortrefflich zu einander zu passen. Einem so gebildeten Manne wie Graham, meinte sie, würde, wenn er ein gewöhnliches englisches Mädchen heiratete, unfehlbar zu Muthe sein, als wäre der Sonnenschein aus seinem Leben gewichen. Die Liebe Isaura's aber würde das Leben in Sonnenschein tauchen und mit Blumen schmücken. Frau Morley anerkannte, wie alle amerikanischen Republikaner

von guter Herkunft, die Berechtigung der Instincte, welche gleich und gleich sich gesellen lassen — Gleichheit der Race und des Blutes. Bei aller ihrer Vertretung der Frauenrechte würde Frau Morley doch, glaube ich, nie ihre Zustimmung gegeben haben, daß einer ihrer Söhne das reichste, hübscheste und klügste Mädchen in den Vereinigten Staaten heirate, wenn diesem Mädchen ein Tropfen Negerblut, und wäre er auch nur in etwas verschiedener Farbe ihrer Nägel erkennbar gewesen, in den Adern geflossen. Und, wären Isaura's Vorzüge noch dreifach größer gewesen, als sie waren, wäre sie aber die Erbin eines reichen Gewürzkrämers gewesen, die schöne Republikanerin würde sich dem Gedanken an eine Verbindung Graham Vane's mit Isaura entschiedener, als manche englische Herzogin einem ähnlichen Wunsche ihres Sohnes widersetzt haben! Aber Isaura war eine Cicogna, ein Sprößling eines sehr alten und sehr edlen Hauses. Ungleichheiten des Vermögens oder der augenblicklichen Lebensstellung achtete Frau Morley dagegen für nichts. Und hier waren die großen Gleichheiten des Alters, der angenehmen Erscheinung und der geistigen Bildung vorhanden. Kurz, bei ihrer Einladung beider hatte Frau Morley eine Verbindung zwischen Isaura und Graham geplant.

Bei diesem Plane stieß sie auf eine Gegnerin, deren Gegnerschaft sie nicht einmal ahnte, und diese Gegnerin war Madame Savarin. Diese Dame war Isaura ebenso zugethan, wie Frau Morley, und wünschte noch mehr als sie ein so schönes elternloses Mädchen, statt

in der Gesellschaft der Signora Venosta, dem Schutze eines Ehemannes anvertraut zu sehen, glaubte aber nicht an den Ernst der Absichten Graham Vane's. Vielleicht übertrieb sie die Vorzüge seiner Lebensstellung, vielleicht unterschätzte sie die Wärme seiner Empfindung. Nach ihren zumeist auf das pariser Leben beschränkten Erfahrungen und ihren Vorstellungen von der Kälte und der Morgue des englischen Nationalcharakters, schien es ihr unmöglich, daß ein reicher und vornehmer junger Mann, dem man eine große politische Carriere prophezeihte, nur daran denken könne, eine fremde Waise, die, wenn auch von guter Familie, doch keine nützlichen Verbindungen hatte, ihm keine entsprechende Dotation mitbringen würde, und für die Bühne erzogen und bestimmt war, zu heiraten. Sie fürchtete, daß alle einem solchen Mädchen von einem solchen Manne erwiesenen Aufmerksamkeiten vielmehr dazu führen würden, ihren Namen zu compromittiren oder wenigstens sie zu falschen Erwartungen zu verleiten, als ihr den Schutz einer Ehe zu verschaffen. Ueberdies hatte sie ihre eigenen Pläne für Isaura's Zukunft. Madame Savarin hatte für Gustave Rameau eine noch freundschaftlichere Zuneigung gefaßt, als Madame Morley sie für Graham Vane hegte, denn diese Zuneigung hatte etwas Mütterliches. Gustave war ihr, seit er zuerst unter den Auspicien ihres Mannes in die literarische Welt eingeführt worden war, im Leben und in Gedanken ein vertrauter Freund. Sie war die Vertraute seiner Klagen bei Mißerfolgen, seiner Freude über Erfolge gewesen. Sein schönes Gesicht, seine zarte Gesundheit, ja selbst

seine Schwächen und Mängel hatten ihn ihrem weiblichen Herzen theuer gemacht. Isaura war nach Madame Savarin's Ansicht mehr als jedes andere Mädchen die rechte Frau für Gustave Rameau. Ihr im Vergleich zu dem Reichthum Graham Vane's so unbedeutendes Vermögen würde doch Rameau einen Lebensunterhalt bieten. Und dieser Lebensunterhalt konnte zu großem Reichthum anwachsen, wenn Isaura auf der Bühne Erfolg hatte. Sie fand zu ihrem größten Mißvergnügen, daß Isaura keine Neigung mehr zu dem Berufe habe, für welchen sie bestimmt gewesen war, und errieth, daß eine Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile Vane's an dieser Abneigung Theil habe. Man konnte nicht erwarten, daß eine Französin, die Frau eines lebenslustigen Schriftstellers, der Freunde und Verbündete auf jedem Gebiete der Künstlerwelt hatte, ein Vorurtheil gegen die Ausübung einer Kunst nähren sollte, in welcher der Erfolg zu Reichthum und Ruhm führt. Aber wie die meisten französischen Frauen hatte sie ein Vorurtheil dagegen, daß man unverheirateten Mädchen dieselbe Freiheit und Unabhängigkeit gestatte, welche das Vorrecht verheirateter Frauen sind. Und sie würde Isaura's Eintritt in ihren Beruf gemißbilligt haben, so lange sie ihn nicht als verheiratete Frau, als die Frau eines Künstlers, als die Frau Gustave Rameau's würde antreten können.

Ohne eine Ahnung von der zwischen diesen beiden befreundeten und Pläne schmiedenden Diplomatinnen bestehenden Rivalität zu haben, glitten Graham und Isaura auf dem bis jetzt noch sanft dahinfließenden

Strom der Liebe stündlich weiter stromabwärts. Keines der Worte, in denen sich die Liebe kund giebt, wurde zwischen ihnen gewechselt. In der That waren sie, obgleich beständig zusammen, doch nur sehr selten und nur auf Augenblicke allein. Frau Morley machte mehr als einen schlauen Versuch, ihnen Gelegenheit zu der gegenseitigen Liebeserklärung zu geben, die, wie sie sah, bis jetzt noch nicht stattgefunden hatte; aber Madame Savarin, die mehr Praxis in der Schlauheit hatte und noch wachsamer war, verstand es, die Absichten ihrer Wirthin zu vereiteln. Und weder Graham noch Isaura dachten daran, sich selbst solche Gelegenheiten zu verschaffen. Er hielt sich, wie wir wissen, nicht für völlig berechtigt, die Liebesworte auszusprechen, durch welche ein Mann von Ehre sich für das Leben bindet; und sie! — welches Mädchen von reinem Herzen und echter Liebe schreckte nicht vor dem Gedanken zurück, die Gelegenheiten aufzusuchen, um welche zu bitten die Sache des Mannes ist? Aber Isaura bedurfte keiner Worte, ja nicht einmal eines Händedrucks oder eines Blickes, um zu wissen, daß sie geliebt sei. Sie fühlte es instinctiv geheimnißvoll an der Gluth ihres ganzen Wesens in Gegenwart ihres Geliebten. Sie wußte, daß sie selbst nicht so lieben könnte, wenn sie nicht geliebt wäre.

In solchen Dingen ist der weibliche Geist scharfsichtiger und wahrhafter als der des Mannes. Graham war, wie gesagt, nicht von der Zuversicht erfüllt, daß er Isaura's Herz gewonnen habe; er war sich bewußt, ihr Interesse erweckt und auf ihre Phantasie einen

Eindruck gemacht zu haben; aber oft seufzte er grade in den Momenten, wo sie ihn durch das heitere Spiel ihrer Einbildungskraft entzückte, innerlich: „Welcher Sterbliche kann für so begabte Naturen alles in allem sein?“

Die Gesellschaft brachte die Vormittage mit Ex- cursionen in der schönen Umgegend zu; man aß früh zu Mittag und fuhr Abends bei Mondschein auf dem stillen See. Die Unterhaltung war, wie man sie von einer Gesellschaft literarisch gebildeter Männer und Frauen während eines Sommeraufenthaltes nicht an- ders erwarten konnte. Savarin war Kritiker von Profession; Graham Vane hatte sich einen literarischen Ruf durch Essays erworben, welche ein seltenes kritisches Talent bekundeten. Es war amüsant, diese beiden Geister auf einander platzen zu sehen; sie wichen viel- leicht weniger in ihren Ansichten, als in der Art, wie sie über diese Ansichten discutirten, von einander ab. Der Engländer hatte mehr gelesen und gebot über ein gründlicheres Wissen; aber dem Franzosen stand eine Fülle von präcisen Ausdrücken und eine leichte, an- muthige Behendigkeit, sowohl in der Aufstellung, als in der Zurücknahme seiner Behauptungen zur Ver- fügung, welche seine Schwächen verdeckte und oft als Vorzüge erscheinen ließ. Graham sah sich genöthigt, auf die Verwendung der Hilfstruppen gründlichern Wissens und ernsterer Beredtsamkeit, welche er weniger gewandten Gegnern gegenüber in's Feld hätte führen können, zu verzichten; denn Savarin würde sie mit seinem witzigen Sarkasmus als Pedanterie oder leere

Declamation abgethan haben. Graham war zwar weder trocken noch weitschweifig und seine glückliche Stimmung beförderte die Entfaltung des heitern Humors, der ihn schon früh charakterisirt hatte und der den vertrauten Verkehr mit ihm so sympathisch und angenehm machte; aber doch bestand zwischen seinem Humor und Savarin's Witz der wesentliche Unterschied, daß jener immer mit einem gewissen Ernst verschwistert, dieser immer mit einer gewissen Moquerie behaftet erschien. In seinen Kritiken war Graham immer beflissen, selbst bei vernachlässigten Schriftstellern verborgene Schönheiten aufzudecken. Savarin dagegen fand nie eine willkommnere Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu entwickeln, als wenn er an vielgelesenen Schriftstellern einen bisher noch unentdeckten Fehler aufweisen konnte.

Graham wurde vielleicht die gespannte Aufmerksamkeit nicht gewahr, mit welcher Isaura seine Worte bei diesen geistigen Scharmützeln mit dem brillanten Pariser verfolgte. Sie verhielt sich dabei ihm und Savarin gegenüber verschieden. Wenn der Letztere sprach, fiel sie oft mit einer glücklichen eigenen Bemerkung ein; Graham aber unterbrach sie nie, sprach nie eine von seinen Kunsttheorien und den Folgerungen, die er aus denselben zog, abweichende Ansicht aus und beobachtete noch minutenlang, nachdem er zu sprechen aufgehört hatte, ein nachdenkliches Schweigen. Aus seinem Geiste ergoß sich in den ihrigen ein ehrgeiziges Streben, welches in ihr erweckt zu haben, er sich, wie das arme Mädchen meinte, erfreuen würde, und welcher ein neues

Band der Sympathie zwischen ihnen werden könnte. Aber bis jetzt war dieser Ehrgeiz noch unbestimmt und schüchtern, eine Idee oder ein Traum, der sich in einer unbestimmten Zukunft verwirklichen sollte.

An dem letzten Abend dieser kurzen Ferienzeit stand die Gesellschaft, die heute später als gewöhnlich von ihrer Fahrt auf dem See zurückgekehrt war, noch zögernd auf dem Rasen vor der Villa und der Wirth, der es liebte, in den exacten Wissenschaften, — natürlich die populärste dieser Wissenschaften, die Astronomie, mit einbegriffen —, zu debattiren, unterhielt seine höflich zuhörenden Gäste noch mit speculativen Conjecturen über die wahrscheinliche Größe der Bewohner des Sirius, dieses ungeheuer entfernten, riesigen Himmelskörpers, welcher Philosophen zu kränkenden Betrachtungen über die außerordentliche Unbedeutendheit unseres armseligen Planeten veranlaßt hat, der nichts größeres hat hervorbringen können, als einen Shakespeare, einen Newton, einen Aristoteles und einen Cäsar; Männer, die gewiß nur Gliederpuppen neben Geistern von einer Größe sind, wie sie der Riesengröße der Welt, in welcher sie leben, entspricht.

Es traf sich zufällig, daß Isaura und Graham grade dicht neben einander und etwas entfernt von der übrigen Gesellschaft standen. „Es ist sehr sonderbar", sagte Graham leise lachend, „wie wenig ich mich für den Sirius interessire. Er gehört zu einem andern Sonnensystem und ist vielleicht gar nicht bewohnbar, außer von Salamandern. Er gehört nicht zu den Sternen, mit welchen ich auf vertrautem Fuße stehe

und mit denen sich für mich wie für die meisten Menschen Phantasiebilder, Träume und Hoffnungen verknüpfen, wie z. B. mit dem Hesperus, dem Vorläufer und Gefährten des Mondes. Aber unter all diesen Sternen ist einer, nicht Hesperus, der seit meiner frühesten Jugend immer einen geheimnißvollen Zauber auf mich geübt hat. Ohne von der Astrologie mehr zu verstehen, als von der Astronomie, werde ich, so oft ich diesen Stern betrachte, leichtgläubig und abergläubisch und bilde mir ein, er übe einen Einfluß auf mein Leben. Haben Sie auch einen Lieblingsstern?"

„Ja", sagte Isaura, „und ich sehe ihn eben, aber ich weiß nicht einmal seinen Namen und habe nie danach fragen mögen."

„Das geht mir ebenso. Ich möchte meine unbekannte Quelle schöner Illusionen nicht dadurch entweihen, daß ich ihr den Namen gebe, welchen sie in astronomischen Handbüchern führt. Aus Furcht, diesen Namen zu erfahren, habe ich den Stern noch nie jemand gezeigt. Auch ich sehe ihn in diesem Augenblicke getrennt von allen seinen Brüdern. Zeigen Sie mir den Ihrigen."

Isaura zeigte ihn ihm. Graham war betroffen. Welch ein sonderbarer Zufall, daß sie sich beide aus der ganzen Himmelsschar denselben Lieblingsstern erkoren hatten?

„Cher Vane", rief Savarin, „Oberst Morley behauptet, der Sirius habe für das Himmelssystem dieselbe Bedeutung wie Amerika für die Erde. Amerika

wird Europa vernichten und der Sirius wird die Welt vernichten."

„Aber erst in einigen Millionen Jahren; also noch Zeit genug, um uns vorzusehen", sagte der Oberst ernst. „Aber ich weiche von denen ab, welche behaupten, daß sich der Sirius von uns entfernt. Ich behaupte, er nähert sich uns. Ein so erleuchteter Körper muß den Principien des Fortschritts huldigen. Ich prophezeihe", fügte er dann zu Graham gewendet fort, „daß unser Planet eines Tages an dem Feuer des Sirius schmelzen wird."

„Meine Phantasie ist nicht lebhaft genug, um mich für die Geschicke des Sirius in seinem Verhältniß zu unserm Planeten, wie sie sich in einem so entfernten Zeitpunkt gestalten werden, zu interessiren", erwiderte Graham lächelnd. Dann flüsterte er Isaura zu: „Meine Einbildungskraft reicht nicht weiter, als daß ich wissen möchte, ob wir beide heute über's Jahr, am 8. Juli, wieder denselben Stern suchen und ihn wieder miteinander betrachten werden?"

Das war die einzige Aeußerung eines jener Gefühle, an denen die Romantik der Liebe so reich ist, welche Graham Vane während jener denkwürdigen Sommertage in Enghien that.

Fünftes Capitel.

Am nächsten Morgen brach die Gesellschaft auf; Savarin und Graham hatten beide Briefe erhalten, welche sie, selbst wenn der Tag der Abreise noch nicht bestimmt gewesen wäre, abgerufen haben würden. Als Savarin seinen Brief las, verfinsterte sich seine Stirn; nach dem Frühstück gab er seiner Frau ein Zeichen und ging mit ihr in den kleinen Garten. Seine Verlegenheit war von der Art, welche eine Frau, je nach ihrem Charakter und ihrer augenblicklichen Stimmung, mildert oder schwerer macht — eine häusliche, eine pecuniäre Verlegenheit.

Savarin war nichts weniger als verschwenderisch. Seine Art zu leben war zwar elegant und gastfrei, aber doch bescheiden im Vergleich zu der vieler französischer Schriftsteller, die ihm an Ruhm, der sich in Paris sehr gut bezahlt macht, nachstanden. Aber grade seine Stellung, als das Haupt einer mächtigen literarischen Clique, nöthigte ihn zu vielen Ausgaben, welche seiner außerordentlichen Gutmüthigkeit viel zu sehr zusagten, als daß er sie vorsichtig und genau hätte reguliren sollen. Er hatte eine stets offene Hand für unglückliche Schriftsteller und strebende Künstler und sein Einkommen bezog er lediglich aus seinen literarischen Arbeiten und einem Journal, das ihm früher gehört hatte und dessen Hauptredacteur er jetzt war. Aber dieses Journal war neuerdings nicht gut gegangen. Er hatte einen beträchtlichen Antheil an dem Eigenthum

verkauft oder verpfändet und hatte sich auch genöthigt gesehen, eine für ihn große Summe von einem Bourgeois zu borgen, der sich von Geschäften zurückgezogen hatte, der sein Geld auslieh, um sich, wie er sagte, „anregende Unterhaltung zu verschaffen" und sich ein „Interesse am Leben zu bewahren". Diese Schuld wurde in den nächsten Tagen fällig. Der Brief war nicht von diesem Gläubiger, sondern von Savarin's Verleger, enthielt eine sehr unerfreuliche Abrechnung und lehnte Savarin's Offerte eines neuen, noch nicht angefangenen Buches ab, oder erklärte sich vielmehr unter Bedingungen zur Annahme desselben bereit, auf welche einzugehen der Autor sich zu hoch hielt. Kurz, die ganze Situation war unbehaglich. Es kam oft vor, daß Madame Savarin es sich herausnahm, ihren ausgezeichneten Gatten wegen Mangels an Vorsicht und Sparsamkeit zu schelten. Aber das geschah nie in Momenten, wo das Schelten nichts nützen konnte. Und jetzt konnte es offenbar nichts nützen, jetzt war der Moment, ihn aufzuheitern und zu ermuthigen, ihn über seine unverminderte Beliebtheit zu beruhigen; denn er sprach geringschätzig von sich und nannte sich veraltet und aus der Mode gekommen, ihn von der Unmöglichkeit zu überzeugen, daß der undankbare, durch Savarin reich gewordene Verleger das Odium eines feindlichen Vorgehens gegen ihn auf sich laden könnte und ihn endlich an alle die Schriftsteller, alle die Künstler zu erinnern, welche er früher bei ihren Verlegenheiten so liberal unterstützt habe und von denen er eine hinreichend große Summe, um den Bourgeois-Gläubiger

am Verfalltage zu bezahlen, vollkommen ehrenhafter Weise erbitten und sicher erwarten dürfe. Bei diesem letzten Vorschlage schien Madame Savarin von dem ihr sonst eigenen hausbacken-vorsichtigen, gesunden Urtheil verlassen zu sein. Sie hatte kein Verständniß für jenes delicate, stolze Ehrgefühl, welches den pariser Literaten, bei all seiner pariser Frivolität und seinem Cynismus, auszeichnete. Savarin konnte nicht, um seinen Hals vor dem Strick zu retten, bei allen den Freunden, die ihm verpflichtet waren, bettelnd umherschicken. Madame Savarin war eine jener Frauen mit großen Ohrläppchen, die außerordentlich zärtlich, höchst verständig, vortreffliche Mütter und Frauen sein können und doch des echten Verständnisses für Künstlernaturen ermangeln. Aber es sollte sich auch hier wieder bewahrheiten, welch ein unaussprechlicher Segen ein wahrhaft gutes rechtschaffenes Weib für ihren Mann ist.

Als die Unterhaltung der beiden Ehegatten, welche in einer kleinen, einsamen Gartenallee stattgefunden hatte, zu Ende war, trat Savarin, dieser Mann von so auserlesener Finesse, von so undefinirbarem Stolz und leider auch von so peinlich krankhafter Empfindlichkeit, wie sie für den echten Künstler so charakteristisch sind, auf den offenen sonnenhellen Rasen mit erhobenem Haupt, den ihm eigenen moquanten Zug um den Mund und vollkommen überzeugt, daß er auf die eine oder die andere Art des beleidigenden Verlegers Herr werden und den inoffensiven Gläubiger am Verfalltage bezahlen werde. Aber doch war er einsichtsvoll genug, zu wissen, daß er, um das zu können, nach Paris zurück

müsse, und kostbare Stunden nicht damit zubringen dürfe, mit Graham Vane über die Principien der Poesie zu discutiren.

Außer der Inanspruchnahme seiner Freunde gab es nur noch eins, worin Savarin anderer Meinung war als seine Frau. Sie schlug ihm vor, ein neues Blatt in Verbindung mit Gustave Rameau herauszugeben, auf dessen Talent sie die größten Hoffnungen setzte. Sie dachte dabei im Stillen an Isaura, die, wenn sie Rameau geheirätet hätte, eine zweite Malibran und mehr auf der Bühne werden würde. Savarin dachte nicht so hoch von Gustave Rameau, hielt ihn vielmehr nur für einen begabten, vielversprechenden, aber einer sehr schlechten schriftstellerischen Richtung angehörenden jungen Dichter, aus welchem vielleicht noch einmal etwas werden könne. Aber ein Rameau sollte einem Savarin dazu verhelfen können, ein Vermögen zu erwerben? Nein, bei diesem Vorschlag machte er große Augen, klopfte seiner Frau auf die Schulter und nannte sie „enfant“.

Graham's Brief war von Herrn Renard und lautete wie folgt:

„Monsieur! Ich war diesen Morgen so frei, Sie in Ihrem Logis aufzusuchen, und ich schreibe diese Zeilen an die mir von Ihrem concierge aufgegebene Adresse, um Ihnen mitzutheilen, daß ich so glücklich gewesen bin, festzustellen, daß der Verwandte der vermißten Dame sich jetzt in Paris aufhält. Ich werde mich zu Ihrer Verfügung halten. Genehmigen Sie,

Monsieur, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

J. Renard."

Diese Mittheilung genügte, um Graham in sehr gute Laune zu versetzen. Alles, was seiner Nachforschung Erfolg verhieß, schien seine Gedanken von einer Last und seinen Willen von einer Fessel zu befreien. Vielleicht durfte er in wenigen Tagen offen und ehrenhafter Weise zu Isaura Worte sagen, welche ihn berechtigen würden, die zarte Hand, die in der seinigen zitterte, als sie von einander Abschied nahmen, länger zu halten und feuriger zu drücken.

Bei seiner Ankunft in Paris expedirte Graham sofort ein Billet an Herrn Renard, in welchem er ihn um seinen Besuch bat und erhielt alsbald eine kurze Zeile Antwort, in welcher Herr Renard meldete, daß er zwar fürchte, durch andere wichtige Geschäfte bis zum Abend in Anspruch genommen zu werden, daß er aber um acht Uhr versprechen zu können hoffe.

Einige Minuten vor acht Uhr betrat er Graham's Wohnung.

„Sie haben den Onkel von Louise Duval entdeckt!" rief Graham ihm entgegen; „Sie meinen doch Herrn de Mauléon und der ist in Paris?"

„So weit richtig, Monsieur; aber seien Sie nicht zu sanguinisch in Ihren Hoffnungen auf die Auskünfte, die ich Ihnen geben kann. Erlauben Sie mir, Sie so kurz wie möglich au fait zu setzen. Als Sie mich mit der Thatsache bekannt machten, daß Herr de Mauléon der Onkel Louise Duval's sei, sagte ich Ihnen,

daß ich nicht ohne Hoffnung sei, ihm trotz seiner langen Abwesenheit von Paris auf die Spur zu kommen. Ich will Ihnen jetzt erklären warum. Vor einigen Monaten wurde einer meiner Collegen, der in der politischen Abtheilung, in welcher ich nicht fungire, angestellt ist, in Veranlassung eines von den Lyoner Behörden geschöpften Verdachtes des Bestehens eines Complots gegen das Leben des Kaisers nach Lyon geschickt. Der Verdacht erwies sich als grundlos, das Complot als eine erfundene Geschichte. Aber die Aufmerksamkeit meines Collegen wurde dort speciell auf einen Mann gelenkt, der zwar zu den Umständen, aus welchen man auf ein Complot geschlossen hatte, in keiner Beziehung stand, der aber für einen gefährlichen Feind der Regierung galt. Ostensiblerweise betrieb er ein bescheidenes kleines Geschäft als eine Art von courtier oder agent de change; man hatte aber bemerkt, daß gewisse Personen, die freundschaftlich bei ihm verkehrten oder die er Abends in ihren Häusern besuchte, der Regierung abgeneigte Leute seien, und zwar keineswegs Leute aus den unteren Ständen. Einige von ihnen waren reiche, malcontente, frühere ergebene Orleanisten; andere in ihren Hoffnungen getäuschte Aspiranten auf ein Amt oder auf das Kreuz der Ehrenlegion und ein paar vornehme und reiche Fanatiker, die von einer neuen Republik träumten. Gewisse, sehr gut geschriebene Artikel in den Blättern des erregbaren Südens rührten, obgleich sie eine andere Unterschrift trugen, von diesem Manne her — Artikel, die zwar zu einer gerichtlichen Verfolgung nicht geeignet, aber

doch in einem sehr boshaften Ton gehalten waren. Alle, welche in nähere Berührung mit diesem Manne gekommen, waren von seiner geistigen Begabung frappirt und hatten den Eindruck, daß er nach Herkunft und Erziehung einer höhern gesellschaftlichen Klasse angehöre, als zu welcher man kleine agents de change rechnet. Mein College machte sich die Beobachtung dieses Mannes zur Aufgabe und schützte ein Geschäft vor, um ihn auf seinem kleinen Bureau aufzusuchen und sich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen. Nicht die Erscheinung, aber die Stimme des Mannes, eine eigenthümliche Stimme mit einem leisen Anflug von normännischer Aussprache, wenn auch mit einem pariser Accent, — eine sehr leise, aber sehr deutliche, sehr männliche, aber sehr sanfte Stimme —, kam ihm einigermaßen bekannt vor. Mein College zerbrach sich den Kopf, bis er eines Abends spät den Mann aus dem Hause eines jener reichen Malcontenten in Begleitung dieses letztern kommen sah. Mein College machte sich die Dunkelheit zunutze, ging, als die beiden in ein Gäßchen einbogen, welches nach der Wohnung des Agenten führte, dicht hinter ihnen her und versuchte es, ihre Unterhaltung zu hören. Das gelang ihm aber nicht. Erst als sich der reiche Mann am Ende des Gäßchens plötzlich umkehrte und seinem Begleiter zum Abschied warm die Hand drückte, hörte er ihn sagen: ‚Seien Sie unbesorgt, es soll schon alles mit Ihnen in Ordnung kommen, mein lieber Victor.‘ Bei dem Klang dieses Namens ‚Victor‘ wurden die bis jetzt so confusen Erinnerungen meines Collegen

plötzlich klar. Vor seinem Eintritt in unsern Dienst war er beim Pferdehandel beschäftigt und folgeweise ein Habitué der Rennbahn gewesen; hier hatte er den berühmten Sportsman Victor de Mauléon oft gesehen und auch gesprochen. Ja, das war die Stimme, der leise Anklang von normännischem Tonfall (Victor's Vater hatte denselben im hohen Grade gehabt und er selbst hatte in seiner Kindheit einige Zeit in der Normandie gelebt), das war die sanfte modulirte Sprache, welche seinen Beleidigungen gegen Männer immer ein höfliches Gepräge aufdrückte und seine Huldigungen für Frauen so gewinnend machte; das war — Victor de Mauléon. Aber weshalb war er hier und in dieser Verkleidung? Was war sein eigentliches Geschäft und der wahre Zweck seines Aufenthalts? Mein Confrère hatte keine Zeit, seine Nachforschungen weiter fortzusetzen. Ich weiß nicht, ob Victor oder der reiche Malcontent ihn bemerkt und vielleicht gefürchtet hatten, er möge ihre Unterhaltung mit angehört haben, aber am nächsten Tage erschien in einem der populären, in Arbeiterkreisen vielgelesenen Blätter ein Artikel, welcher mittheilte, daß ein pariser Spion in Lyon gesehen worden sei, alle rechtschaffenen Leute gegen seine Machinationen warnte und eine ziemlich genaue Beschreibung seiner Person lieferte. Und an demselben Tage fand sich mein geschätzter College plötzlich auf der Straße von einem wilden Volkshaufen umringt, aus welchem er nur mit großer Schwierigkeit von der Municipal-Garde befreit werden konnte. Er verließ Lyon noch an demselben Abend und erhielt zum Lohn für seine

Dienste von seinem Chef einen scharfen Verweis. Er hatte sich den in unserm Dienste schlimmsten Fehler zu Schulden kommen lassen: trop de zèle. Da ich nur oberflächlich durch einen Andern von der Geschichte gehört hatte, begab ich mich nach meiner letzten Zusammenkunft mit Monsieur selbst zu meinem Collegen und erfuhr, was ich Ihnen eben erzählt habe, aus seinem eigenen Munde. Da er nicht zu meiner Dienstbranche gehört, konnte ich ihm nicht befehlen, nach Lyon zurückzukehren und ich zweifle, ob sein Chef es ihm erlaubt haben würde. Aber ich ging selbst nach Lyon und erfuhr dort, daß unser vermeintlicher Vicomte diese Stadt schon vor einigen Monaten, nicht lange nach der Begegnung mit meinem Collegen verlassen und sich nach Paris begeben habe. Der Mann stand im Allgemeinen in sehr gutem Ruf; man sagte ihm nach, er sei sehr rechtschaffen und harmlos, und seine Beziehungen zu Leuten der höheren Stände würden durch die Achtung dieser Letzteren für seine Talente erklärt und seien keiner etwaigen Uebereinstimmung politischer Ansichten zuzuschreiben. Bei meiner Rückkehr nach Paris war der erwähnte Confrère, welcher Herrn de Mauléon und die Person, als welche sich der Vicomte verkleidet hatte, hätte identificiren können, auf einer jener Missionen in's Ausland, zu welchen er hauptsächlich verwendet wird, abwesend. Ich mußte auf seine Rückkehr warten und erst vorgestern erhielt ich die folgende detaillirte Auskunft. Herr de Mauléon führt hier denselben Namen, den er in Lyon geführt hat, er nennt sich Jean Lebeau, er betreibt ostensibel das Geschäft eines

‚Briefschreibers‘ und einer Art von geschäftlichen Rathgebers für Arbeiter und kleine Bourgeois, und besucht Abends das Café Jean Jacques, Rue ***, Faubourg Montmartre. Es ist jetzt noch nicht ganz halb neun Uhr und Sie würden ihn ohne Zweifel noch heute Abend in dem Café treffen können, wenn es Ihnen gefällig wäre, dahin zu gehen.“

„Vortrefflich! Gewiß will ich hingehen! Beschreiben Sie ihn mir!“

„Ach! leider kann ich das bis jetzt noch nicht; denn als ich erfahren hatte, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe, und meinen Collegen um dasselbe bat, wozu Sie mich jetzt auffordern, wurde er grade auf das Bureau seines Chefs gerufen; er versprach mir wiederzukommen und mir die erbetene Beschreibung zu geben; aber er kam nicht wieder und ich erfuhr, daß er von seinem Chef beordert worden war, in einer wichtigen politischen Mission, welche keinen Aufschub litt, mit dem ersten Zuge nach Lille zu fahren. Er wird in einigen Tagen wieder hier sein und dann soll Monsieur die gewünschte Beschreibung erhalten.“

„Nein, ich denke, ich will die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen und gleich heute Abend meine Chance nehmen. Wenn der Mann wirklich ein Verschwörer ist, und es sieht ganz darnach aus, wer weiß, wie bald er es für gerathen halten mag, wieder aus Paris zu verschwinden. Also Café Jean Jacques, Rue *** — ich will gleich hingehen. Halt, Sie haben Victor de Mauléon als jungen Mann gekannt, wie sah er da aus?“

„Er war groß, schlank, breitschulterig, von sehr grader Haltung, hatte eine Fülle von dunkelgelocktem Haar und einen kleinen Schnurrbart, einen hellen Teint, hellfarbige Augen mit dunkeln Wimpern — fort bel homme. Aber er wird jetzt nicht mehr so aussehen.“

„Wie alt ist er jetzt?“

„Sieben- oder achtundvierzig Jahre alt. Bevor Sie aber hingehen, muß ich Sie bitten, sich wohl zu überlegen, was Sie unternehmen. Offenbar hat Herr de Mauléon starke Gründe, sich für Jean Lebeau auszugeben. Sie dürften daher schwerlich, wenn Sie in Herrn Lebeau den Vicomte entdeckt hätten, zu ihm gehen und sagen: ‚Bitte, Herr Vicomte, können Sie mir nicht Nachricht von Ihrer Nichte Louise Duval geben?‘ Wenn Sie ihn so anredeten, könnten Sie sich möglicherweise einer Gefahr aussetzen, würden aber gewiß keine Auskunft von ihm erhalten.“

„Das ist wahr.“

„Wenn Sie aber seine Bekanntschaft als die des Herrn Lebeau machen, wie wollen Sie ihm gegenüber die Annahme begründen, daß er etwas von Louise Duval wisse?“

„Parbleu, Herr Renard, Sie wollen mich in die Enge treiben; aber mir scheint, daß, wenn ich erst einmal seine Bekanntschaft als die Herrn Lebeau's gemacht habe, ich vielleicht allmälig und vorsichtig das Terrain daraufhin sondiren kann, wie ich ihm am besten die Frage stelle, auf die ich eine Antwort suche. Ich denke mir auch, daß der Mann in sehr traurigen Verhältnissen

sein muß, weil er ein so bescheidenes Geschäft betreibt und daß eine kleine Summe Geldes daher vielleicht alle Schwierigkeiten ebnen wird."

„Das möchte ich nicht so bestimmt behaupten", sagte Herr Renard nachdenklich; „aber, angenommen, daß Sie mit Geld etwas bei ihm ausrichten könnten, und ferner angenommen, daß der Vicomte in seiner Dürftigkeit ein sehr gewissenloser Mensch geworden wäre, so fragt es sich doch, ob nicht Ihrer Aufsuchung von Louise Duval Motive zu Grunde liegen, welche Ihnen Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten bereiten könnten, wenn sie von einem bedürftigen und gewissenlosen Menschen errathen würden, vielleicht etwas, was ihm eine Handhabe zu Drohungen oder Erpressungen bieten könnte. Verstehen Sie mich recht: ich bitte Sie nicht, mir ein Geheimniß mitzutheilen, welches Sie Ursache haben für sich zu behalten, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es vielleicht gerathen wäre, Herrn Lebeau Ihren wahren Namen und Rang nicht wissen zu lassen — kurz, seinem Beispiele zu folgen und sich zu verkleiden. Aber nein; wenn ich es mir überlege, Sie sind ohne Zweifel so ungeübt in der Kunst des Verkleidens, daß er auf der Stelle merken würde, daß Sie nicht das sind, wofür Sie sich ausgeben. Und wenn er Verdacht gegen Sie schöpfte, daß Sie seine Geheimnisse ausspioniren wollen, und wenn diese Geheimnisse wirklich politischer Natur wären, so könnte sogar Ihr Leben in Gefahr kommen."

„Ich danke Ihnen für Ihren Wink — die Verkleidung ist ein vortrefflicher Gedanke und erfüllt den

doppelten Zweck der Unterhaltung und der Vorsicht. Daß dieser Victor de Mauléon ein sehr grundsatzloser und gefährlicher Mensch sein muß, ist, denke ich, sehr klar. Angenommen, er hätte bei jener Juwelenaffaire wirklich keine diebische Absicht gehabt, so wäre doch das von ihm Zugestandene, das nächtliche Einschleichen vermittelst eines falschen Schlüssels in die Zimmer einer verheirateten Frau, welche er durch Ueberraschung oder Angst dahin bringen wollte, sich zu entehren, eine nichtswürdige Handlung. Und sein gegenwärtiges Leben ist so geheimnißvoll, daß die ungünstigsten Vermuthungen über ihn gerechtfertigt erscheinen. Ueberdies habe ich noch ein anderes Motiv, meinen Namen vor ihm zu verbergen; Sie haben mir erzählt, daß er einmal ein Duell mit einem Manne gehabt hat, der sehr wahrscheinlich mein Vater war, und ich möchte mich nicht der Möglichkeit aussetzen, daß er eines Tages in London auftauchte und dort die Bekanntschaft zu erneuern suchte, die ich in Paris mit ihm gepflegt hatte. Was meine Geschicklichkeit, eine beliebige Rolle zu spielen, anlangt, so seien Sie unbesorgt. Ich bin kein Novize in diesem Fach. In meinen jüngeren Tagen galt ich für einen guten theatralischen Liebhaber und für besonders geschickt in der Darstellung verschiedener Personen, wie sie in leichten Komödien und Possen vorkommt. Warten Sie ein paar Minuten und Sie sollen selbst sehen."

Mit diesen Worten ging Graham in sein Schlafzimmer und erschien nach einigen Minuten so verändert wieder, daß Renard ihn im ersten Augenblick für einen Fremden hielt. Er hatte seinen Anzug, welcher sich

gewöhnlich, wenn Graham sich in großen Städten aufhielt, durch die ruhige und undefinirbare Eleganz auszeichnete, welche einem jungen vornehmen Manne der großen Welt so wohl ansteht, gegen einen jener Anzüge von grobem Stoff, welche die Engländer gewöhnlich auf Reisen tragen und in welchem sie auf französischen und deutschen Carricaturen dargestellt werden, — eine weite Jacke von Tweed mit ungeheuren Taschen, entsprechende Weste und kurze staubfarbene Beinkleider —, vertauscht. Er hatte sich das Haar grade über die Stirn gekämmt, was, wie ich schon früher gelegentlich bemerkt habe, an und für sich den Charakter seiner Physiognomie völlig veränderte und ohne irgend welche Anwendung von Schminke oder Farben seinem Gesichte einen unverschämten ordinären Ausdruck gab. Sein Auge, in welches er ein Glas eingekniffen, hatte einen Blick, wie ihn etwa ein Londoner Handwerker, der für einen eleganten jungen Mann gelten möchte, im Parterre eines Vorstadttheaters einem Dienstmädchen zuwirft.

„Wird es so gehen, alter Junge", rief er in einem überlauten, prahlerischen Ton auf französisch, das er mit einem abscheulichen englischen Accent aussprach.

„Vortrefflich!" sagte Renard lachend. „Ich mache Ihnen mein Compliment, und wenn Sie einmal ruinirt sein sollten, Monsieur, so verspreche ich Ihnen eine Anstellung bei unserer Polizei. Nur hüten Sie sich vor etwas, — vor Uebertreibung Ihrer Rolle."

„Da haben Sie Recht. Es ist ein Viertel vor neun, ich gehe."

Sechstes Capitel.

Jede Wiederaufnahme einer besondern Belustigung oder der Uebung eines leichten Talentes, an das sich angenehme Jugenderinnerungen knüpfen, hat etwas ungewöhnlich belebendes und erheiterndes, ganz besonders glaube ich, wenn diese Belustigung und dieses Talent sich auf theatralische Liebhaberaufführungen beziehen. Ich habe sehr ernste, würdige Leute gekannt, welche die Munterkeit ihrer Knabenjahre wiedergewonnen zu haben schienen, wenn sie sich für eine Komödie oder eine Charade in einer Gesellschaft verkleidet, oder ihre Stimme verstellt hatten. Ich könnte Staatsmänner, die im Rufe großer Feierlichkeit stehen, namhaft machen, welche mit Vergnügen in ein Lachen einstimmten, das ihrer Verkleidung und der darin liegenden Travestirung ihres wöhnlichen Wesens galt. Der Leser wird es daher nicht überraschend und hoffentlich nicht im Widerspruch mit den ernsten Eigenschaften Graham's finden, daß Graham diese Art von heiterer Aufregung auch fand, als er auf dem Wege nach dem Café Jean Jacques über die von ihm zu spielende Rolle nachdachte. Und diese Heiterkeit wurde zu einer mehr als blos vorübergehenden, scherzhaft humoristischen Stimmung durch die sanguinische Hoffnung, daß die Erreichung des Zweckes, zu welchem er seine Verkleidung bewerkstelligt hatte, viel zu seinem dauernden Glücke beitragen werde.

Es war gerade 20 Minuten nach 9 Uhr, als er vor dem Café Jacques anlangte. Er schickte seinen

Fiacre fort und trat ein. Das für die Gäste bestimmte Local umfaßte zwei Zimmer. Das erste war das eigentliche Café; das zweite unmittelbar daran stoßende das Billardzimmer. In der Vermuthung, daß er den Mann, den er suchte, wahrscheinlich am Billard finden werde, ging Graham sofort in dieses letztere Zimmer. Ein großer Mann von etwa siebenundvierzig Jahren, mit einem langen, in's Graue spielenden schwarzen Bart, spielte eine Partie Billard mit einem jungen Manne von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihm etwas vorgab, wie ein guter Spieler von achtundzwanzig Jahren es billigerweise einem Spieler gegenüber thut, der, wenn auch ursprünglich ebenso stark wie er, doch kein so rasches Auge und keine so feste Hand hat, wie vor zwanzig Jahren. Graham dachte bei sich, „der Mann mit dem Bart ist mein Vicomte." Er ließ sich eine Tasse Café geben und setzte sich auf eine Bank im Hintergrunde des Zimmers.

Das Spiel stand höchst ungünstig für den Mann mit dem Bart. Er war eben an der Reihe; die Bälle lagen unbequem für ihn. Graham selbst war ein vortrefflicher Billardspieler und dachte bei sich: Ein Mann, der diesen Ball machen könnte, dürfte sich nichts vorgeben lassen. Aber der Mann mit dem Bart machte einen, machte mehrere Bälle und fuhr damit fort, bis er das Spiel gewonnen hatte. Die umstehenden Zuschauer gaben ihren Beifall in enthusiastischen Ausdrücken zu erkennen. In sehr schlechtem, sehr englischem Französisch sprach Graham gegen einen neben ihm sitzenden Enthusiasten seine Bewunderung aus und erlaubte sich

die Frage, ob der bärtige Mann ein Spieler von Profession oder nur ein Liebhaber sei.

„Monsieur", erwiderte der Enthusiast, indem er eine kurze Thonpfeife aus dem Munde nahm; er ist ein Liebhaber, der seiner Zeit ein großer Spieler war und so stolz auf sein Spiel ist, daß er sich von jüngeren Leuten immer weniger als er sollte, vorgeben läßt. Es kommt kaum einmal im Monat vor, daß er so gut spielt wie heute Abend; heute Abend scheint er aber eine merkwürdig feste Hand zu haben, die er sich vermuthlich durch sechs vorher eingenommene petits verres verschafft hat."

„So? Wissen Sie, wie er heißt."

„Das sollte ich meinen; er hat meinen Vater, meine beiden Tanten und meine Frau begraben."

„Begraben?" fragte Graham, der sich fortwährend eines englischen Accents befleißigte; „ich verstehe Sie nicht."

„Monsieur, Sie sind ein Engländer?"

„Das kann ich nicht leugnen."

„Und unbekannt im Faubourg Montmartre."

„Allerdings."

„Sonst würden Sie von Herrn Giraud, dem lustigsten Mitgliede der Gesellschaft zur Beschaffung von Leichenbegängnissen, gehört haben. Jetzt soll Poule gespielt werden."

Sehr enttäuscht zog sich Graham in das eigentliche Café zurück und setzte sich hier auf's Gerathewohl an einen der kleinen Tische. Als er im Zimmer umher-

blickte, sah er niemand, den er für den einst so glänzenden Vicomte hätte halten können.

Die Gesellschaft schien ihm ganz anständig und namentlich von einem specifisch localen Charakter. Da saßen einige Männer in Blousen, welche Wein tranken, ohne Zweifel von der billigsten und dünnsten Sorte, und einige in ganz groben Anzügen, welche Bier tranken; die letzteren waren offenbar englische, belgische oder deutsche Arbeiter. An einem Tische spielten vier junge Leute, die wie Handwerker aussahen, Karten. An den anderen Tischen spielten ältere, besser gekleidete Männer, wahrscheinlich Ladeninhaber, Domino. Graham betrachtete diese letzteren mit forschendem Blick, konnte aber unter ihnen allen keinen einzigen entdecken, der seinem Ideal des Vicomte de Mauléon entsprach.

„Wahrscheinlich", sagte er, „bin ich zu spät gekommen, oder vielleicht kommt er grade heute Abend nicht her. Auf alle Fälle will ich noch eine Viertelstunde warten."

Als darauf ein Garçon an seinen Tisch herantrat, hielt er es für nothwendig, sich noch etwas geben zu lassen und bestellte, noch immer in stark englischem Accent, ein Glas Limonade und eine Abendzeitung. Der Garçon nickte mit dem Kopf und ging fort. Ein an dem nächststehenden runden Tisch sitzender Herr reichte ihm höflich den „Galignani" mit den in sehr gutem Englisch gesprochenen, wenn auch unverkennbar aus dem Munde eines Franzosen kommenden Worten:

„Das englische Journal steht Ihnen zu Diensten."

Graham verneigte sich, nahm den „Galignani" und

betrachtete seinen höflichen Nachbar. Einen respectabler aussehenden Mann hätte man in keiner englischen Landstadt finden können. Er trug eine anspruchslose, flachsfarbene Perrücke und einen schwachen, das Gesicht umrahmenden Backenbart, der vielleicht ursprünglich von derselben Farbe wie die Perrücke gewesen war, jetzt aber blaßgrau aussah, hatte aber keinen Schnurrbart. Er war mit der scrupulösen Sauberkeit eines respectabeln Bürgers gekleidet und trug ein hohes weißes Halstuch mit einer großen altmodischen Tuchnadel, in welcher sich eine kleine mit Glas oder Krystall bedeckte und von einem schwarzen Rande, auf welchem Buchstaben standen, umrahmte Haarlocke befand — ersichtlich eine dem Andenken seiner Gattin oder seines Kindes geweihte Trauernadel. Seiner ganzen Erscheinung nach hätte dieser Mann in England der Mayor oder wenigstens der Stadtschreiber einer Provinzialstadt sein können. Er schien an Augenschwäche zu leiden, denn er trug eine grüne Brille. Der Ausdruck seines Gesichts war sehr sanft und freundlich; er mußte etwa sechzig Jahre oder etwas älter sein.

Graham erwies sich auch seinerseits freundlich gegen seinen Nachbar, indem er ihm zum Dank für den „Galignani" eine Cigarre anbot, während er sich selbst eine anzündete.

Der Nachbar lehnte die Cigarre höflich ab.

„Merci! ich rauche nie — nie; mein Arzt hat es mir verboten. Wenn mich etwas in Versuchung führen könnte, wäre es eine englische Cigarre. Wie die Engländer uns in allem übertreffen, in ihren Schiffen,

ihrem Eisen und ihrem Tabak — den sie nicht selbst bauen!"

Diese Worte, wie wir sie hier getreu wiedergeben, könnten die Vorstellung erwecken, als sei der Redner ein ziemlich ungebildeter Mensch gewesen. Aber in den Manieren, in dem Lächeln, in der Höflichkeit des Mannes lag etwas, was auf Graham den Eindruck eines keineswegs ungebildeten Wesens machte; im Gegentheil, er dachte bei sich: „Wie natürlich doch allen Franzosen ein feines Wesen ist!"

Aber noch ehe Graham Zeit hatte, seinem liebenswürdigen Nachbarn die volkswirthschaftlichen Grundsätze zu entwickeln, welche bewirken, daß England, obgleich es keinen Tabak baut, viel bessern Tabak hat als Frankreich, das ihn selbst baut, trat ein rosiger Herr von mittleren Jahren zu Graham's Nachbar mit den eiligen Worten heran: „Ich fürchte spät zu kommen, aber wir haben noch eine gute halbe Stunde, wenn Sie mir Revanche geben wollen."

„Gern, Monsieur Georges. Garçon, das Domino."

„Haben Sie Billard gespielt?" fragte Herr Georges.

„Ja, zwei Partien."

„Haben Sie gewonnen?"

„Die erste habe ich gewonnen, die zweite wegen meiner Augenschwäche verloren; es kam nur noch auf einen Stoß an, den ein Kind mit Leichtigkeit hätte machen können und den verfehlte ich."

Der Kellner brachte das Domino und Herr Georges fing an die Steine zu mischen; der andere Herr wandte

sich an Graham und fragte ihn höflich, ob er sich auf das Spiel verstehe.

„Ein wenig, aber nicht hinreichend, um zu begreifen, warum man behauptet, daß es so viel Geschicklichkeit erfordert.“

„Bei mir ist es hauptsächlich Gedächtnißsache, aber Herr Georges, mein Gegner, hat das Talent der Combination, welches mir abgeht.“

„Nichtsdestoweniger sind Sie nicht leicht zu schlagen“, erwiderte Herr Georges verdrießlich. „Sie setzen an, Herr Lebeau.“

Graham fuhr fast zusammen. War es möglich! Dieser sanfte Mann mit dem dünnen Backenbart und der flachsfarbenen Perrücke war Victor de Mauléon, der Don Juan seiner Zeit! Er war unter allen im Zimmer Anwesenden der letzte, den er dafür gehalten haben würde. Als er jedoch jetzt seinen Nachbar schärfer in's Auge faßte, wunderte er sich über seine eigene Dummheit, daß er nicht sofort den ci-devant gentilhomme und beau garçon in ihm erkannt habe. Es kommt oft vor, daß unsere Einbildungskraft uns einen solchen Streich spielt; wir machen uns ein Bild von einem im Guten oder im Bösen ausgezeichneten Menschen, einem Dichter, einem Staatsmann, einem Feldherrn, einem Mörder, einem Schwindler, einem Dieb — und wenn der Mann vor uns steht, ergiebt es sich, daß unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit so verschieden gewesen sind, daß wir von seiner Gegenwart keine Ahnung haben. Sobald man uns aber sagt, daß er es ist, entdecken wir sofort tausend Dinge, welche

uns hätten überzeugen müssen, daß wir ihn vor uns haben.

Als Graham so mit rectificirten Augen den falschen Lebeau ansah, beobachtete er eine Eleganz und Delicatesse der Züge, welche das Gesicht in seiner Jugend sehr schön gemacht haben mußten, und es noch jetzt hübsch, ja einnehmend machten. Er bemerkte jetzt auch den leisen normännischen Accent, die angeborene Rauhheit desselben, welche sich zu einer feinern Modulation, wie sie den Mann der guten Gesellschaft kennzeichnet, abgedämpft hatte. Vor allem aber frappirte ihn, als Herr Lebeau mit der einen Hand seine Dominosteine setzte, die andere aber nicht dazu benutzte, die Steine zu schirmen, wie Herr Georges that, sondern dieselben achtlos auf den Tisch legte, die Hände des französischen Aristokraten — Hände, die nie gearbeitet hatten, die nie wie die des englischen Edelmannes durch frühzeitige gymnastische Uebungen gebräunt oder mit Sommersprossen bedeckt oder rauh oder übergroß geworden waren; Hände, wie man sie außer in den höheren Gesellschaftskreisen von Paris überhaupt selten sieht und die ihre Schönheit vielleicht theilweise einer ererbten Formation, theilweise aber einer sorgsamen in früher Kindheit begonnenen und im spätern Leben fortgesetzten Pflege verdankten — mit langen, nach oben schmäler werdenden Fingern und geglätteten Nägeln, weiß und zart wie Frauenhände, aber nicht dünn, nicht schwach, sondern nervig und sehnig wie die eines kampfgeübten Soldaten.

Graham sah dem Spiele zu und Lebeau erklärte

ihm gutmüthig die Complicationen desselben; obgleich diese Erklärungen, welchen Herr Georges ein aufmerksames Ohr lieh, Lebeau das Spiel verlieren machten.

Die Dominosteine wurden wieder gemischt und während dieser Manipulation sagte Herr Georges: „Beiläufig, Herr Lebeau, Sie versprachen mir einen Miether für meine zweite Etage zu verschaffen; haben Sie einen gefunden?"

„Noch nicht. Vielleicht thäten Sie besser, eine Annonce in die „Petites Affiches" einrücken zu lassen. Sie verlangen zu viel für Bewohner dieser Gegend — hundert Francs monatlich."

„Aber die Wohnung ist möblirt und zwar hübsch und hat vier Zimmer. Hundert Francs sind dafür nicht viel."

Graham fuhr ein Gedanke durch den Kopf: „Pardon, Monsieur", sagte er, „haben Sie ein möblirtes Appartement de Garçon zu vermiethen?"

„Ja, Monsieur, ein reizendes Appartement, suchen Sie eins?"

„Ich möchte wohl eins miethen, aber nur monatsweise. Ich bin eben in Paris angekommen und habe Geschäfte, die mich vielleicht vier Wochen aufhalten werden. Ich brauche nur ein Schlafzimmer und ein kleines Cabinet und die Miethe muß billig sein. Ich bin kein Mylord."

„Die Sache würde sich gewiß arrangiren lassen, Monsieur", sagte Herr Georges. „Ich könnte zwar mein Appartement nicht gut theilen. Aber 100 Francs monatlich ist nicht viel!"

„Ich fürchte, das würde mir zu theuer sein; indessen wenn Sie mir Ihre Adresse geben wollen, will ich bei Ihnen vorsprechen und mir die Zimmer ansehen — sagen wir übermorgen. Bis dahin erwarte ich Briefe, nach deren Einsicht ich besser über meine nächste Zukunft werde disponiren können."

„Wenn Ihnen das Appartement conveniren sollte", sagte Herr Lebeau, „würden Sie wenigstens die Beruhigung haben, in dem Hause eines sehr rechtschaffenen Mannes zu wohnen, was man nicht von allen Leuten, welche möblirte Wohnungen vermiethen, sagen kann. Das Haus hat auch einen Concierge mit einer gewandten Frau, die Ihnen Ihre Zimmer in Ordnung halten und Ihnen des Morgens Ihren Kaffee, — oder Thee, den Sie Engländer ja vorziehen —, wenn Sie zu Hause frühstücken, besorgen würde."

Herr Georges überreichte Graham seine Karte und fragte, um welche Zeit er ihn erwarten dürfe.

„Etwa um zwölf Uhr, wenn Ihnen die Zeit convenirt", sagte Graham aufstehend. „Es ist doch wohl ein Restaurant in der Nähe, bei dem ich für einen mäßigen Preis zu Mittag essen könnte."

„Je crois bien, ein halbes Dutzend. Ich kann Ihnen einen empfehlen, bei dem Sie für 30 Sous en prince zu Mittag essen können. Und wenn Sie in Geschäften in Paris sind und vielleicht gern Privatbriefe für sich schreiben lassen möchten, so kann ich Ihnen auch dafür hier meinen Freund Herrn Lebeau empfehlen. O und sein Rath in Geschäftssachen ist so

gut wie der eines Advocaten, und seine Bedingungen sehr mäßig."

„Sie müssen nicht alles glauben, was Herr Georges so schmeichelhaftes von mir sagt", schaltete Herr Lebeau mit einem bescheidenen Lächeln auf englisch ein. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich wie Sie erst kürzlich in Paris angekommen bin, und hier das Geschäft und die Kundschaft meines Vorgängers in dem jetzt von mir bewohnten Appartement gekauft habe, und ich kann das Vertrauen, dessen ich mich in dieser Gegend erfreue, nur der Achtung für meinen Vorgänger und einigen Empfehlungsbriefen, die ich von Lyon mitgebracht habe, zuschreiben. Aber ich kenne die Welt ein wenig und freue mich immer, wenn ich Engländern dienen kann. Ich liebe die Engländer", sagte er in einem melancholisch ernsten Ton, der von Herzen zu kommen schien und fügte dann in einem leichtern Ton hinzu: „Ich habe mich im Laufe meines vielbewegten Lebens vieler Freundlichkeiten von Engländern zu erfreuen gehabt."

„Sie scheinen mir ein sehr guter Mensch — ein rechtes Prachtstück zu sein, Herr Lebeau", erwiderte Graham auch auf englisch. „Geben Sie mir Ihre Adresse. Mit meinem Französisch ist es, wie Sie wohl bemerkt haben, sehr traurig bestellt, und ich bin in der schrecklichsten Verlegenheit, wie ich mit einer mir von meinem Principal aufgetragenen Correspondenz fertig werden soll, so daß ich es als ein wahres Glück betrachte, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

Herr Lebeau machte eine anmuthige Verbeugung und zog aus einer sehr zierlichen Ledertasche eine Karte,

welche Graham nahm und in die Tasche steckte. Dann bezahlte er seinen Kaffee und seine Limonade und ging recht befriedigt von den Erlebnissen dieses Abends nach Hause.

Siebentes Capitel.

Am nächsten Morgen ließ Graham Herrn Renard kommen und berieth mit diesem erfahrenen Beamten den Actionsplan, den er sich während einer schlaflosen Nacht ausgedacht hatte, im Einzelnen.

„Ihrem Rathe gemäß", sagte er, „mich nicht der Gefahr künftiger Unannehmlichkeiten dadurch auszusetzen, daß ich einem so gefährlichen Menschen, wie dem falschen Lebeau, meinen Namen und meine Wohnung anvertraue, beabsichtige ich, das mir offerirte Logis als ein Advocatenschreiber, Namens Lamb, zu miethen, der beauftragt wäre, einige Schulden einzukassiren und noch andere Geschäfte mit den Clienten seines Principals abzumachen. Ich denke, die Polizei wird jetzt wo die Engländer keinen Paß mehr brauchen, bei dieser Namensänderung keine Schwierigkeiten machen."

„Gewiß nicht, derart haben Sie nichts zu befürchten."

„Auf diese Weise werde ich im Stande sein, auf sehr natürliche Art mit dem Briefschreiber bekannt zu werden und leicht Gelegenheit finden, in der Unter-

haltung mit ihm des Namens Louise Duval Erwähnung zu thun. Meine Hauptschwierigkeit wird, fürchte ich, da ich kein Schauspieler von Profession bin, die sein, auf die Dauer die sonderbare Sprache beizubehalten, die ich sowohl im Französischen wie im Englischen ihm gegenüber angenommen habe. Ich habe einen zu scharfen Kritiker in einem Manne zu fürchten, der selbst ein so vollendeter Meister im Verstellen und Verkleiden ist, wie Herr Lebeau, als daß ich es nicht für nothwendig erkennen sollte, mit meiner Rolle so rasch wie möglich zu Ende zu kommen. Können Sie mir inzwischen ein Magazin empfehlen, wo ich einen andern passenden Anzug finden kann? Ich kann nicht immer einen Reiseanzug tragen und ich muß mir Wäsche von gröberm Leinen als die meinige anschaffen und dieselbe mit den Initialen meines neuen Namens versehen lassen."

„Sie haben sehr Recht, es mit der Ausführung Ihres Planes so genau zu nehmen; ich will Sie nach einem Magazine in der Nähe des Temple bringen, wo Sie alles finden werden, was Sie brauchen."

„Demnächst sagen Sie mir, haben Sie in der Provinz Freunde oder Bekannte, die Herrn Lebeau unbekannt sind, an die ich angeblich Briefe über Geschäftssachen oder Schulden schreiben und von denen ich Antworten bekommen könnte?"

„Ich werde mir die Sache überlegen und werde das leicht für Sie arrangiren können. Ihre Briefe sollen in meine Hände gelangen und ich will die Antworten dictiren."

Nachdem sie sich noch länger über diese Angelegenheit unterhalten hatten, verabredete Herr Renard mit Graham, ihn Vormittags in einem Café in der Nähe des Temple zu treffen, und verabschiedete sich.

Graham theilte dann seinem Laquais de place mit, daß er zwar seine Wohnung behalten, aber für einige Tage auf's Land gehen und bis zu seiner Rückkehr seiner Dienste nicht bedürfen werde. Er lohnte ihn deshalb sofort ab, damit der Laquai am nächsten Tage, wenn Graham seine Wohnung verließe, nicht bemerken möchte, daß er keine Garderobe mitnehme.

Achtes Capitel.

Graham Vane bewohnte seit einigen Tagen das von Herrn Georges gemiethete Appartement. Er hatte es unter dem Namen eines Herrn Lamb genommen, einem sehr zweckmäßig gewählten Namen, da er weniger gewöhnlich wie Thomson und Smith und daher weniger leicht der Gefahr ausgesetzt war, für einen angenommenen Namen gehalten zu werden, und doch gewöhnlich genug war, um nicht leicht mit irgend einer bestimmten Familie in Verbindung gebracht zu werden. Er gab sich, wie er es sich vorgenommen hatte, für einen Advocatenschreiber aus, der von seinem Principal in London beauftragt sei, verschiedene Aufträge auszurichten und ausstehende Schulden einzutreiben. Er

hatte nicht nöthig, den Namen des Advocaten zu nennen, wenn es aber nöthig gewesen wäre, so hätte er den Namen seines Advocaten nennen und sich auf dessen Discretion unbedingt verlassen können. Er kleidete sich seiner angenommenen Rolle gemäß und spielte sie mit der Geschicklichkeit eines Mannes, der, wie der berühmte Charles Fox, wenn auch nur bei Privataufführungen, das Bühnenspiel, in welchem, nach Demosthenes, die dreifache Kunst der Beredtsamkeit besteht, geübt — der viel von der Welt gesehen hatte und der jene geistige Aneignungsfähigkeit besaß, welche die Kenntniß der Welt dem verleiht, der es mit seinen Zielen so ernst nimmt, daß er es nicht verschmäht, sich auch scherzhafter Mittel zu bedienen.

Wenn er mit Lebeau englisch sprach, that er es in der Weise eines muntern, jungen, ungebildeten und an ungebildete Gesellschaft gewöhnten Unterbeamten. Ich glaube es, wenn nicht Graham selbst, doch dem Andenken des würdigen Redners, dessen Namen er trug, schuldig zu sein, die Rohheit der besondern Sprache, unter welcher er seine Abkunft und seine Bildung verbarg, so modificirt und abgeschwächt wiederzugeben, daß ich nur hie und da den allgemeinen Charakter derselben anzudeuten wage. Aber um meiner mangelhaften Wiedergabe dieser Sprache nachzuhelfen, braucht der Leser sich nur die Phrasen in's Gedächtniß zu rufen, welche die beliebtesten eleganten Romanschreiber, unter ihnen besonders junge Damen, Männern von guter Familie und namentlich den vornehmeren unter ihnen, in den Mund legen. Ohne Zweifel war

Graham als Kritiker genöthigt gewesen, behufs ihrer Besprechung jene Beiträge zur schönen Literatur zu lesen und hatte sich mit einer Art von Unterhaltung vertraut gemacht, die von Ausdrücken wie „patenter Kerl", „colossal" und „ungeheuer fidel" wimmelte und eine Insulte gegen die gute Sitte und den guten Geschmack ist.

Graham hatte allabendlich das Café Jean Jaques besucht, hatte nähere Bekanntschaft mit Herrn Georges und Herrn Lebeau gemacht und hatte mit dem letztern Billard und Domino gespielt. Zu seiner Ueberraschung hatte er Herrn Lebeau von einer tadellosen Redlichkeit in diesen Spielen gefunden. Freilich kann jemand im Billard nur betrügen, indem er den andern über seine Stärke täuscht, und im Domino ist es fast ebenso: es kommt hier, wie beim Whist, auf eine vom Glück begünstigte Geschicklichkeit an. Aber im Whist giebt es Mittel zu betrügen, die im Domino nicht anwendbar sind — man kann einen Dominostein nicht markiren, wie man es bei einer Karte kann. Es war Graham vollkommen klar, daß Lebeau seinen Unterhalt nicht mit Billard- oder Dominospielen im Café Jean Jaques verdiente. Im erstern war er nicht nur ein guter, sondern auch ein großmüthiger Spieler. Er spielte trotz seiner Brille außerordentlich gut, gab aber mit einer Art französischer Fanfaronnade seinem Gegner mehr vor, als es sein Spiel rechtfertigte. Im Domino, wo ein solches Vorgeben nicht wohl anwendbar war, bestand er darauf, so niedrig zu spielen, daß es sich in der Regel um nicht mehr als zwei oder drei Francs handelte.

Kurz, Herr Lebeau war für Graham ein Räthsel; alles an ihm, seine Manieren, seine Unterhaltung waren tadellos und ließen keinen Verdacht aufkommen; nur daß Graham allmälig dahinter kam, daß das Café eine Art von politischem Charakter habe. Wenn er die Unterhaltungen um sich her mit anhörte, bekam er vieles zu hören, was bei einem gemäßigten Liberalen wohl hätte Anstoß erregen mögen; vieles, worin sich eine Geringschätzung der Ziele aussprach, welche englische Radicale im Jahre 1869 erstrebten. Geheime Abstimmung, allgemeines Stimmrecht u. s. w., das waren Dinge, welche die Franzosen bereits erreicht hatten. Die Wortführer im Café Jean Jacques hielten diese Ziele für nichts als schlaue Mittel der Tyrannei. In der That wurde das, was Engländer unter Radicalismus oder Demokratie verstehen, hier bitterer verhöhnt, als Graham es je einen Ultra-Tory thun gehört hatte. Die Unterhaltung bewegte sich in einer philosophischen Anschauung, welche weit über das Gezänk gewöhnlicher Parteipolitiker hinausging, einer Philosophie, deren fundamentale Principien die Vernichtung der Religion und des Privateigenthums bildeten. Diese beiden Zwecke schienen im engsten Zusammenhange zu stehen. Die Philosophen des Café Jean Jacques waren mit den Vertretern der Internationale der Ansicht: „Nous ne voulons plus de religions, car les religions étouffent l'intelligence.“ Hier und da ließ sich ein Redner mit einer abweichenden Ansicht in Betreff der Existenz eines höchsten Wesens vernehmen; schwieg aber mit einer einzigen Ausnahme bald wieder.

Für die Vertheidigung des Eigenthums erhob sich keine einzige Stimme. Diese Weisen schienen zum größten Theil der Klasse der Arbeiter anzugehören. Einige waren Fremde: Belgier, Engländer, Deutsche, allen schien es gut zu gehen. In der That mußten sie, nach ihrer Kleidung und dem Gelde, das sie verzehrten, zu urtheilen, hohe Löhne bekommen. Die Sprache einiger unter ihnen war gewählt, bisweilen beredt. Einige hatten Frauenzimmer bei sich, welche respectabel schienen und sich oft in die Unterhaltung mischten, namentlich wenn von der Ehe, als dem Haupthinderniß aller persönlichen Freiheit und des socialen Fortschritts, die Rede war. Wenn aber die Frauenzimmer nicht alle derselben Meinung über diesen Gegenstand waren, so discutirten sie ihn doch ohne Vorurtheile mit merkwürdigem sang froid. Und doch sahen viele wie Frauen und Mütter aus. Dann und wann brachte ein junger Arbeiter eine junge Dame von zweifelhafterm Aussehen mit, aber solche Paare hielten sich von den übrigen Gästen fern.

Ab und zu setzte sich auch wohl ein offenbar einem höhern als dem Arbeiterstande angehörender Mann, der von den Philosophen mit achtungsvoller Höflichkeit begrüßt wurde, an einen der Tische und bestellte eine Bowle Punsch zum allgemeinen Besten. In solchen gelegentlichen Gästen erkannte Graham einen Journalisten, dann und wann auch wohl einen kleinen Künstler, einen Schauspieler oder einen Studiosus der Medizin.

Unter den Habitués befand sich ein Mann, ein

Arbeiter, welcher Graham ein besonderes Interesse einflößte. Man nannte ihn Monnier, bisweilen auch vertraulich bei seinem Vornamen Armand. Der Mann hatte ein kühnes und redliches Gesicht. Er sprach wie jemand, der, wenn er auch nicht viel gelesen, doch über die Dinge, über die er gern discutirte, viel nachgedacht hatte. Er argumentirte gegen das Capital der Arbeitgeber ganz so geschickt, wie John Stuart Mill gegen das Recht des Eigenthums an Land argumentirt hat. Noch beredter sprach er sich gegen die Ehe und das Erbrecht aus. Aber er war es, der sich allein von allen mit seinen Gründen zu Gunsten eines höchsten Wesens nicht hatte zum Schweigen bringen lassen. Er hatte wenigstens den Muth seiner Meinung und nahm es immer durchaus ernst. Herr Lebeau schien diesen Mann zu kennen und beehrte ihn mit einem Kopfnicken und einem Lächeln, als er an ihm vorüber nach dem Tische ging, an welchem er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Diese Vertraulichkeit mit einem Manne dieses Standes, von so extremen Ansichten, erregte Graham's Neugierde. Eines Abends sagte er zu Lebeau:

„Das ist ein sonderbarer Patron, dem Sie da eben zugenickt haben?"

„Wieso?"

„Nun, er hat sonderbare Ideen."

„Ideen, die, glaube ich, von vielen Ihrer Landsleute getheilt werden."

„Ich glaube nicht von vielen. Die armen Einfaltspinsel da hinten mögen sie von ihren französischen

Arbeiterbrüdern aufgeschnappt haben; aber ich glaube nicht, daß selbst die gobe mouches in unserer National Reform Society ihren Mund aufmachen würden, um solche Fliegen herunterzuschlucken."

„Und doch hat die Gesellschaft, welcher die meisten dieser Arbeiter angehören, ihren Ursprung, glaube ich, in England gehabt."

„So! Was ist denn das für eine Gesellschaft?"

„Die Internationale."

„O, von der habe ich gehört."

Lebeau heftete seine Blicke durch seine grüne Brille schärfer auf Graham und sagte leise:

„Und was denken Sie davon?"

Graham hielt wohlweislich mit der abfälligen Antwort, die ihm auf der Zunge schwebte, zurück und sagte:

„Ich weiß so wenig davon, daß ich lieber Sie um Ihre Meinung fragen möchte."

„Ich glaube, sie könnte furchtbar werden, wenn sie fähige Führer fände, die sie zu benutzen verstünden. Verzeihen Sie die Frage — wie haben Sie die Existenz dieses Café's erfahren? Hat man Sie dahin empfohlen?"

„Nein; ich hatte zufällig Geschäfte hier in der Gegend und trat hinein, wie ich in jedes andere Café getreten sein würde."

„Interessiren Sie sich nicht für die großen socialen Fragen, für welche unter der Oberfläche dieser besten aller Welten agitirt wird?"

„Ich kann nicht behaupten, daß ich mir den Kopf viel über diese Fragen zerbreche.“

„Wollen wir eine Partie Domino spielen, bis Herr Georges kommt?“

„Gern. Ist Herr Georges einer von jenen Agitatoren unter der Oberfläche?“

„O nein! — Sie müssen setzen.“

In diesem Augenblick trat Herr Georges ein und es wurde nicht mehr über politische oder sociale Fragen gesprochen.

Graham war bereits mehr als einmal auf Herrn Lebeau's Bureau erschienen und hatte ihn ersucht, verschiedene Geschäftsbriefe, deren Stoff ihm Herr Renard geliefert hatte, in gutes Französisch zu übersetzen. Das Bureau war, in Betracht der bescheidenen Natur von Lebeau's ostensibler Profession, recht stattlich. Es nahm das ganze Erdgeschoß eines Eckhauses mit je einer Eingangsthür an beiden Ecken ein. Das Vorzimmer zu Lebeau's Cabinet, in welchem Graham in der Regel einige Minuten warten mußte, ehe er vorgelassen wurde, war gewöhnlich gut gefüllt, und zwar nicht nur von Personen, von denen man nach ihrer Kleidung und äußern Erscheinung annehmen konnte, daß sie der Hilfe eines Briefschreibers bedürftig seien, nicht nur von Dienstmädchen, Grisetten, Matrosen, Zuaven und Arbeitern, sondern auch von Clienten, die offenbar einer höhern oder wenigstens reichern Gesellschaftsklasse angehörten, Leuten, deren Kleider ein fashionabler Schneider gemacht haben mußte, und wiederum andere, die, weniger fashionable gekleidet, wie reiche Ladeninhaber

und behäbige Familienväter aussahen. Die ersteren waren in der Regel jung, die letzteren in der Regel von mittleren Jahren. Alle diese Bürger einer höhern Welt wurden von einem mürrischen Schreiber sehr rasch und vor den Arbeitern und Grisetten in Lebeau's Empfangszimmer geführt.

„Was kann das zu bedeuten haben?" dachte Graham. „Ist dieses angeblich bescheidene Geschäft wirklich nur der Deckmantel einer politischen Verschwörung — der Internationale?" Er war eines Tages eben mit diesem Gedanken beschäftigt, als ihn der Schreiber aus der Menge heraus in Lebeau's Cabinet führte.

Graham dachte, jetzt sei die Zeit gekommen, wo er ohne Gefahr den Gegenstand werde berühren können, der ihn nach dem Faubourg Montmartre gebracht hatte.

„Es ist sehr gütig", sagte Graham in seinem Englisch eines eleganten jungen Roman-Lords, „es ist sehr gütig von Ihnen, mich einzulassen, während draußen so viele Elegants und Nabobs auf Sie warten. Aber hören Sie einmal, alter Knabe, Sie werden doch nicht die Stirn haben, mir zu sagen, daß die herkommen, um sich ihre Techtelmechtelbriefe von Ihnen corrigiren zu lassen."

„Verzeihen Sie", erwiderte Lebeau auf französisch, „wenn ich es vorziehe, in meiner eigenen Sprache zu antworten. Ich rede das Englisch, das ich vor vielen Jahren gelernt habe und die Sprache der beau monde, der Sie offenbar angehören, ist mir fremd. Sie haben indessen ganz Recht in Ihrer Annahme, daß ich noch

andere Clienten habe, als diejenigen, welche, wie Sie, ihre Verben oder ihre Orthographie von mir corrigiren lassen wollen. Ich habe viel von der Welt gesehen, ich kenne die Welt und kenne das Recht ein wenig, und daher kommen viele Leute zu mir, um sich bei mir zu billigeren Bedingungen, als bei einem avoué, Rath oder juristische Auskunft zu holen. Aber mein antichambre ist voll, meine Zeit ist mir knapp zugemessen; entschuldigen Sie, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, womit ich Ihnen dienen kann."

„Ach", sagte Graham mit einem sehr ernsten Gesicht, „Sie kennen die Welt, das ist klar, und Sie kennen die französischen Gesetze — wie?"

„O ja, ein wenig."

„Mein gegenwärtiges Anliegen hat vielleicht etwas mit französischem Rechte zu thun, und ich wollte Sie bitten, mir entweder einen vorzüglichen Advocaten zu empfehlen oder mir zu sagen, wie ich am besten an Ihre berühmte Polizei hier gelange."

„Polizei?"

„Ich glaube, ich werde vielleicht die Dienste eines jener Beamten brauchen, die wir in England ‚detectives' nennen; wenn Sie aber jetzt beschäftigt sind, kann ich morgen wieder vorsprechen."

„Zwei Minuten habe ich für Sie übrig. Sagen Sie mir ohneweiters, lieber Herr, wozu Sie des Rechtes oder der Polizei bedürfen."

„Ich bin beauftragt, die Adresse einer gewissen Louise Duval, der Tochter eines Zeichnenlehrers Adolf

Duval, die im Jahre 1848 in der Rue *** gewohnt hat, aufzufinden.

Während Graham das sagte, sah er Lebeau natürlich an, nicht forschend, nicht bedeutungsvoll, aber ernsthaft, wie man gewöhnlich jemand ansieht, den man anredet. Unverkennbar ging mit Lebeau's Gesicht eine, wenn auch nur unbedeutende Veränderung vor. Er zog die Augenbrauen plötzlich zusammen, zuckte mit den Schultern und warf den Kopf etwas zurück, wie man es zu thun pflegt, wenn man von etwas überrascht wird und innehält, um nachzudenken, ehe man antwortet. Aber das Nachdenken dauerte nur einen Augenblick.

„Zu welchem Zweck will man diese Adresse haben?"

„Das weiß ich nicht; aber offenbar im Interesse von Madame oder Mademoiselle Duval, wenn sie noch leben sollte, denn mein Principal hat mich autorisirt, eine Summe von 100 Lstr. darauf zu verwenden, mir Gewißheit darüber zu verschaffen, wo sie sich aufhält, wenn sie lebt, oder wo sie begraben liegt, wenn sie todt ist. Und wenn andere Mittel fehlschlagen, so geht mein Auftrag dahin, eine Zeitungsannonce des Inhalts zu erlassen, daß, wenn Louise Duval, oder im Falle ihres Todes Kinder von ihr, welche im Jahre 1849 gelebt haben, sich mit einer Person in Paris, die ich bezeichnen würde, in Verbindung setzen wollen, eine solche beglaubigte Mittheilung sich für die betreffende Person vielleicht vortheilhaft erweisen werde. Ich soll mich jedoch

dieses Mittels nicht bedienen, ohne vorher einen Advocaten oder die Polizei zu Rathe gezogen zu haben."

„Hm! Haben Sie sich in dem Hause erkundigt, wo die Dame, wie Sie sagen, im Jahre 1848 gewohnt hat?"

„Natürlich habe ich das gethan; aber ich glaube, ich habe mich sehr ungeschickt dabei benommen; ich habe mich durch einen Freund erkundigen lassen und nichts dabei erfahren. Aber ich darf Sie jetzt nicht länger aufhalten. Ich denke, ich wende mich am besten gleich an die Polizei. Was muß ich da sagen, wenn ich auf das Bureau komme."

„Halt, Monsieur, halt. Ich rathe Ihnen nicht, sich an die Polizei zu wenden. Das wäre Zeit- und Geldverschwendung. Erlauben Sie, daß ich mir die Sache überlege. Ich erwarte Sie diesen Abend um acht Uhr im Café Jean Jacques. Thun Sie bis dahin nichts."

„Gut. Ich werde Ihnen gehorchen. Die ganze Geschichte gehört so gar nicht zu meinen sonstigen Geschäften. Bon jour."

Neuntes Capitel.

Mit dem Glockenschlage acht Uhr hatte Graham Vane an einem Ecktisch im Hintergrunde des Café Jean Jacques Platz genommen, bestellte sich eine Tasse Kaffee

und seine Abendzeitung und erwartete die Ankunft Lebeau's. Seine Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt. Wenige Minuten später trat der Franzose ein, blieb nach seiner Gewohnheit einen Augenblick vor dem Comptoir stehen, um die hinter demselben sitzende wohlgekleidete Dame höflich zu begrüßen, nickte wie gewöhnlich Armand Monnier zu, blickte dann umher, erkannte Graham freundlich lächelnd und näherte sich mit der anmuthigen Ruhe der Bewegungen, die ihn auszeichnete, seinem Tische. Er setzte sich ihm dann gegenüber und sagte so leise, daß kein Anderer es hören konnte, auf französisch:

„Bei näherm Nachdenken über Ihre Mittheilung von heute Morgen, Herr Lamb, erscheint es mir wahrscheinlich, fast gewiß, daß diese Louise Duval oder ihre Kinder, wenn sie welche hat, einen Anspruch auf Gelder haben muß, die ihr von einem Verwandten oder Freund in England vermacht sind. Was meinen Sie zu dieser Annahme, Herr Lamb?"

„Sie sind ein kluger Mensch", antwortete Graham. „Ich glaube dasselbe. Warum sollte ich sonst wohl instruirt sein, sie aufzufinden? Höchst wahrscheinlich kommt das fragliche Geld, wenn man sie oder ihre vor dem Jahre 1849 geborenen Kinder nicht auffinden kann, an jemand anders, und dieser Jemand hat meinen Principal beauftragt, Nachforschungen anzustellen. Aber ich glaube nicht, daß die ihr oder ihren Erben hinterlassene Summe groß ist, oder daß die Sache eine große Wichtigkeit hat; denn wenn dem so wäre, würde man die Sache nicht einem so unbedeutenden Menschen wie

mir übergeben und würde sie nicht mit einer Masse anderer Geschäfte wie etwas beiläufig Abzumachendes zusammengethan haben."

„Wollen Sie mir sagen, wer Ihr Principal ist?"

„Nein, dazu fühle ich mich jetzt noch nicht berechtigt und sehe auch nicht ein, wozu es nöthig ist. Es scheint mir bei näherer Ueberlegung eine Sache für die Spürnase der Polizei. Von Ihnen möchte ich, wie gesagt, nur wissen, wie ich an die Polizei gelange?"

„Das ist nicht schwer; vielleicht aber kann ich Ihnen besser helfen, als irgend ein Advocat oder ein ‚Detective' es könnte."

„Wieso. Haben Sie diese Louise Duval gekannt?"

„Entschuldigen Sie, Herr Lamb. Sie haben es abgelehnt, mir Ihr volles Vertrauen zu schenken. Erlauben Sie mir, Ihr Beispiel der Zurückhaltung zu befolgen."

„Oho!" sagte Graham. „Knöpfen Sie sich so fest zu, wie Sie wollen; mir ist das einerlei. Nur bitte ich Sie, zu bemerken, daß zwischen uns der Unterschied besteht, daß ich im Auftrage eines Andern handle. Er hat mich nicht autorisirt, ihn zu nennen und wenn ich diese Indiscretion beginge, so könnte ich mein Brod verlieren, während Sie, wenn Sie mir sagen, ob Sie je eine Madame oder Mademoiselle Duval gekannt haben, nur Ihr eigenes Geheimniß verrathen. Wenn Sie aber Gründe haben, mir die Auskunft, die ich zu erlangen beauftragt bin, nicht zu verschaffen, so ist das auch ein Grund, Sie nicht ferner zu behelligen. Am Ende", fuhr er mit einem vertraulichen Schlag auf

Lebeau's breite Schultern fort, „sollen Sie, alter Junge, doch etwas für mich thun, nicht ich etwas für Sie, und wenn Sie die Dame herausfänden, so bekämen Sie die 100 Lstr., nicht ich."

Lebeau rieb sich mechanisch mit einer leichten Handbewegung die Schulter, welche Graham so freundlich berührt hatte, rückte seinen Stuhl ein wenig zurück und sagte langsam:

„Herr Lamb, lassen Sie uns wie Gentlemen mit einander reden. Lassen Sie die Geldfrage ganz bei Seite; ich muß vor allem wissen, was Ihr Principal für Gründe hat, diese arme Louise Duval auszuspüren. Vielleicht ist die Sache nachtheilig für sie und ich möchte ihr keinen Nachtheil zufügen und wenn Sie mir noch tausendmal mehr Geld böten. Ich will mit der Erfüllung der Bedingung gegenseitigen Vertrauens vorangehen. Ich bekenne, daß ich sie vor vielen Jahren gekannt habe, aber, Herr Lamb, wenn auch ein Franzose eine Frau leicht aus Liebe verletzt, so muß er doch bedürftiger sein als ich es bin, wenn er eine Frau in gewinnsüchtiger Absicht in Ungelegenheiten bringen soll."

„Sollte er wohl an die Juwelen der Herzogin denken", dachte Graham bei sich.

„Bravo, mon vieux", sagte er laut, „da ich aber nicht weiß, welche Motive meinen Principal bei seinem Auftrage leiten, können Sie mich vielleicht darüber aufklären. Wie könnte seine Nachforschung Louise Duval zum Nachtheil gereichen?"

„Das kann ich nicht; aber Ihr Engländer könnt

Euch von Euren Frauen scheiden lassen. Louise Duval hat vielleicht einen Engländer geheiratet und lebt von ihm getrennt und er will wissen, wo er sie finden kann, um sie zu verklagen und sich von ihr scheiden zu lassen, oder vielleicht um sie zu zwingen, zu ihm zurückzukehren."

„Unsinn! Das glaube ich nicht."

„Oder vielleicht hat ein englischer Freund, den sie gekannt hat, ihr etwas vermacht, was natürlich einem Andern zufallen würde, wenn sie nicht mehr lebte."

„Hol' mich der Henker", rief Graham, „ich glaube, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen: c'est cela. Aber was dann?"

„Nun, wenn ich glaubte, daß Ihre Nachforschung zu einem reellen Vortheil für Louise Duval führen könnte, würde ich mich ernstlich bemühen, Ihnen, wenn es irgend in meinen Kräften stünde, behilflich zu sein. Aber ich brauche Zeit, mir die Sache zu überlegen."

„Wie lange?"

„Das kann ich nicht genau sagen. Vielleicht drei oder vier Tage."

„Bon, ich will so lange warten. Da kommt Herr Georges. Ich überlasse Sie ihm und dem Domino. Gute Nacht."

Spät an jenem Abende saß Lebeau allein in einem an sein Empfangscabinet stoßenden Zimmer.

Vor ihm lag ein offenes Hauptbuch, das er mit aufmerksamen, jetzt nicht mehr durch eine Brille

geschützten Augen prüfte. Er schien befriedigt. „Das genügt, die Zeit ist gekommen", murmelte er vor sich hin, klappte dann das Buch zu, verschloß es wieder in seinen Schreibtisch und schrieb dann in Chiffern einen Brief folgenden Inhalts:

„Theurer und edler Freund! Die Ereignisse schreiten rasch, das Kaiserreich ist völlig unterminirt. Unser Schatz hat sich in meinen Händen gut gefüllt; die gezeichneten und mir von Ihnen übermachten Summen haben sich durch vortheilhafte Speculationen, bei welchen sich Herr Georges als ein sehr vertrauenswürdiger Agent bewährt hat, mehr als vervierfacht. Einen Theil derselben habe ich auch ferner in der von Ihnen vorgeschlagenen Weise verwendet, nämlich dazu, vorsichtig gewählte Männer zu dem Zwecke zusammenzubringen, um, jeder an seiner Stelle, Vertreter und Rädelsführer der bunten Elemente zu sein, welche, wenn sie im rechten Augenblick vereinigt werden, einen pariser Pöbelhaufen bilden. Aber von diesem rechten Augenblick sind wir noch weit entfernt. Bevor wir die Leidenschaften zum Handeln aufrufen können, müssen wir die öffentliche Meinung auf die bevorstehende Veränderung der Dinge vorbereiten. Ich proponire jetzt einen nicht unbeträchtlichen Theil unserer Fonds auf die Gründung eines Blattes zu verwenden, welches unsere Pläne allmälig zum Ausdruck bringen soll. Verlassen Sie sich auf mich; ich stehe für den Erfolg und werde uns die Unterstützung von Schriftstellern zu sichern wissen, die keine Ahnung von den

Zwecken haben sollen, zu deren schließlicher Erreichung sie beitragen.

„Jetzt, wo die Zeit für uns gekommen ist, in der Presse ein Organ für uns zu gründen, welches dazu bestimmt ist, auf höhere Intelligenzen zu wirken, als diejenigen sind, welche zum Zerstören unentbehrlich, aber zum Wiederaufbauen unfähig sind — jetzt ist auch der Moment gekommen, wo der Mann, an welchem Sie ein so freundliches Interesse nehmen, mit seinem wahren Namen und Rang wieder hervortreten muß. Vergebens sind Sie bisher in ihn gedrungen, das zu thun. Bisher hatten die langsame Anhäufung kleiner Gewinne, die anhaltende Sparsamkeit und die Ergebnisse vorsichtiger Speculationen für seine eigene Rechnung noch nicht hingereicht, die zur Wiederaufnahme seiner Stellung unerläßlichen bescheidenen Mittel zu gewähren. Und wie er stets die Annahme Ihrer großmüthigen Anerbietungen verweigert hat, so konnte auch keine Erwägung ihn der Versuchung aussetzen, sei es auch nur die kleinste, ihm zu öffentlichen Zwecken anvertraute Summe zu seinen persönlichen Zwecken sich anzueignen, sei es, sich von Freunden die pecuniäre Hilfe gewähren zu lassen, die ihn zum Söldling einer Sache herabwürdigen würde. Nein, Victor de Mauléon verachtet die Werkzeuge, deren er sich bedient, zu tief, als daß er irgend einem Menschen das Recht geben sollte, später zu sagen: ‚Du warst auch ein Werkzeug und hast dich für deine Dienste bezahlen lassen.‘ Das um seine Jugend betrogene und verarmte Opfer der Verleumdung in seine ihm gebührende Stellung in dieser

Welt des Flitters wieder einzusetzen, ist eine Aufgabe, deren Lösung unmöglich erscheinen kann. Aber Erfahrung ist kein schlechter Ersatz für Jugend und der Ehrgeiz wird durch den Stachel der Armuth nur gesteigert.

„Sie sollen bald mehr von ihm hören.“

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Am folgenden Tage um Mittag saß Herr Louvier in seinem Arbeitscabinet mit Herrn Gandrin.

„Ja", rief Louvier, „ich habe mich sehr generös gegen den schönen Marquis benommen. Niemand kann das Gegentheil behaupten."

„Das ist wahr", antwortete Gandrin. „Abgesehen von den billigen Bedingungen für die Uebertragung der Hypotheken, ist der frei gewährte Bonus von tausend Louisd'or eine edle und freigebige Handlung."

„Nicht wahr? und mein junger Freund hat bereits angefangen, damit zu verfahren, wie ich es beabsichtigte und erwartete. Er hat sich eine schöne Wohnung gemiethet, hat sich ein Coupé und Pferde angeschafft, hat sich in die Hände des Chevalier de Finisterre gegeben und ist Mitglied des Jockey-Clubs geworden. Parbleu! mit den tausend Louis wird er bald genug fertig sein."

„Und dann?"

„Nun dann wird er die Reize des pariser Lebens gekostet haben. Der Gedanke an das alte Schloß wird ihm widerwärtig geworden sein. Er wird kein Geld mehr borgen können. Ich werde sein einziger hypothekarischer Gläubiger sein und werde mich, wenn ich dann sein Gut kaufe, damit ebenso schön benehmen, wie ich es gethan habe, als ich seine Einnahme vermehrte."

In diesem Augenblick trat ein Commis ein und meldete, daß ein Herr gekommen sei, welcher Herrn Louvier in einer dringenden Angelegenheit auf einige Minuten zu sprechen wünsche.

„Bitten Sie ihn um seine Karte."

„Die hat er mir verweigert, behauptet aber, er habe bereits die Ehre, Sie zu kennen."

„Vielleicht ein Journalist oder ist es ein Künstler?"

„Ich habe den Herrn noch nie gesehen, Monsieur; aber er sieht sehr comme il faut aus."

„Nun, führen Sie ihn herein. Ich will Sie nicht länger aufhalten, mein lieber Gandrin. Meine Empfehlungen an Madame, Bon jour."

Louvier complimentirte Herrn Gandrin hinaus und rieb sich dann vergnügt die Hände.

Er war in bester Laune. „Aha, mein lieber Marquis, jetzt habe ich Dich. Ich wollte, Du wärest Dein Vater", murmelte er kichernd vor sich hin und stellte sich dann mit dem Rücken gegen den Kamin, in welchem kein Feuer brannte. Alsbald trat ein äußerst elegant und modern, aber doch so, wie es einem Manne von mittleren Jahren, der nicht für jünger gelten wollte,

gekleideter Herr in's Zimmer. Er hatte in Ausdruck und Haltung etwas vornehm-behagliches, war groß, breitschultrig und von eleganter Taille, nicht hager und dürr, aber doch hinlänglich magern Körpers, um die Kraft und Ausdauer zu verbergen, welche seinen von allem überflüssigen Fleische freien stählernen Sehnen und Muskeln beiwohnte. Sein dunkles Haar war in seiner Jugend voll und gelockt gewesen; jetzt trug er es kurz geschnitten und war an den Schläfen kahl; aber es war noch immer glänzend und kraus wie früher. Er trug weder Backen- noch Schnurrbart und die Dunkelheit seines Haares contrastirte mit einem hellen, klaren, etwas bleichen aber gesunden Teint und mit Augen von jenem seltnen Grau, ohne jede Nüance von Blau, welche dem Gesichte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck verleihen. Der Mann mußte in seiner Jugend sehr schön gewesen sein; er war noch immer, wiewohl allem Anscheine nach ein hoher Vierziger, schön — von einer freilich von der jugendlichen sehr verschiedenen Schönheit. Das Gesicht erinnerte in der classischen Schönheit seiner Züge an die Antike und in jüngeren Tagen mußte es in der That von echt griechischer Schönheit gewesen sein. Aber die Wangen waren jetzt abgemagert und zwischen Nase und Lippe hatten sich Furchen der Sorge gebildet, so daß das Gesicht länger erschien und die Züge etwas scharf geworden waren.

Louvier sah den Eintretenden mit dem dunkeln Bewußtsein an, denselben schon einmal gesehen zu haben, ohne sich erinnern zu können, wo und wann; auf den

ersten Blick aber erkannte er in dem Fremden einen vornehmen Mann der großen Welt.

„Bitte nehmen Sie Platz, Monsieur", sagte er, indem er sich selbst wieder auf seinen Lehnstuhl setzte.

Der Fremde entsprach der Aufforderung mit einer sehr anmuthigen kleinen Verneigung, rückte seinen Stuhl nahe an den des Bankiers heran, streckte seine Glieder mit der Nonchalance eines Mannes, der es sich bequem macht und sagte, indem er seine ruhigen hellen Augen fest auf Louvier heftete, freundlich lächelnd:

„Lieber alter Freund, erkennen Sie mich nicht? Sie haben sich weniger verändert als ich."

Louvier starrte ihn lange an, seine Lippen zitterten, seine Wangen erbleichten und endlich stammelte er heraus: „Ciel, ist es möglich! Victor — Victor, der Vicomte de Mauléon?"

„Zu Befehl, mein lieber Louvier."

Es entstand eine Pause, der Bankier war verwirrt und verlegen und offenbar von dem Besuch des „lieben alten Freundes" sehr wenig erbaut.

„Vicomte", sagte er endlich, „das ist wahrhaftig eine rechte Ueberraschung; ich glaubte, Sie hätten Paris seit lange für immer verlassen."

„L'homme propose etc. Ich bin wiedergekommen und denke den Rest meiner Tage in der Stadt der Grazien und der Freuden hinzubringen. Wenn wir auch nicht mehr so jung sind, wie wir waren, Louvier, so haben wir doch noch immer mehr Kraft, als die junge Generation, und wenn es sich auch vielleicht nicht mehr für uns schickt, das lustige Treiben von früher

wieder anzufangen, so hat doch das Leben für ein geselliges Temperament und einen ehrgeizigen Sinn noch immer seine mächtigen Reize. Ja, der rois des viveurs kehrt nach Paris zurück, um einen festern Thron zu besteigen, als den er früher inne hatte."

„Reden Sie ernsthaft?"

„So ernsthaft, wie man bei französischer Lustigkeit nur irgend sein kann."

„Ach, Monsieur le Vicomte! Können Sie sich mit der Hoffnung schmeicheln, Ihren Platz in der Gesellschaft, die Sie verlassen haben, wieder einzunehmen und den Namen, den Sie —"

Louvier hielt plötzlich inne — ein Blick des Vicomte erschreckte ihn.

„Meinen Namen habe ich aus Rücksichten der Bequemlichkeit auf Reisen abgelegt. Prinzen reisen incognito und ein einfacher gentilhomme kann es auch thun. Meinen Platz wieder in der Gesellschaft einnehmen, sagen Sie? Das macht mir keine Sorge."

„Was denn?"

„Das Bedenken, ob es mir mit einem sehr bescheidenen Einkommen gelingen wird, mich hinlänglich in Achtung zu setzen, um diese Gesellschaft angenehmer als je zu finden. Ah, mon cher! warum erschrecken Sie so? Fürchten Sie, ich werde Sie um Geld bitten? Habe ich das je gethan, seit wir von einander Abschied nahmen? und habe ich es vorher je gethan, ohne Ihnen das Geliehene wiederzugeben? Bah! Ihr Retouriers seid schlimmer als die Bourbons. Ihr lernt nie etwas und vergeßt nie etwas."

„Fors non mutet genus!“

Der großartige Millionär, der an die Huldigungen der Großen des Faubourg Saint Germain und der lions der Chaussée d'Autin gewöhnt war, sprang stolz und wüthend auf, weniger über die höhnenden Worte, als über die hochmüthige Miene, mit der sie ausgesprochen wurden.

„Monsieur, ich kann Ihnen nicht erlauben, in diesem Ton mit mir zu reden, wollen Sie mich insultiren?“

„Gewiß nicht. Beruhigen Sie Ihre Nerven, setzen Sie sich wieder hin und hören Sie mir zu; setzen Sie sich wieder hin, sage ich.“

Louvier sank in seinen Stuhl zurück.

„Nein“, nahm der Vicomte höflich wieder auf, „ich bin weder gekommen, Sie zu insultiren, noch Sie um Geld zu bitten. Ich glaube aber in meinem Rechte zu sein, wenn ich Herrn Louvier frage, was aus Louise Duval geworden ist?“

„Louise Duval! ich weiß nichts von ihr.“

„Jetzt vielleicht nicht; aber damals, als wir uns trennten, kannten Sie sie so gut, daß Sie sich um ihre Hand bewarben. Sie kannten sie gut genug, um mich um meine guten Dienste zur Beförderung Ihrer Bewerbung zu bitten und Sie verließen auf meinen Rath Paris, um sie in Aachen aufzusuchen.“

„Was? haben Sie, Monsieur de Mauléon, seitdem nichts von ihr gehört?“

„Ich kann Ihre Frage nicht als Antwort auf die meinige gelten lassen. Sie gingen nach Aachen.

Sie sahen dort Louise Duval und auf meine dringende Bitte verstand sie sich dazu, Ihre Hand anzunehmen!"

„Nein, Vicomte, sie nahm meine Hand nicht an; ich habe sie nicht einmal gesehen. Am Tage vor meiner Ankunft in Aachen war sie abgereist, nicht allein — abgereist mit ihrem Liebhaber."

„Ihrem Liebhaber! Sie reden doch nicht von dem elenden Engländer, der —"

„Kein Engländer", unterbrach ihn Louvier wild. „Genug, daß der Schritt, den sie gethan, eine für immer unübersteigliche Schranke zwischen ihr und mir aufgerichtet hatte. Ich habe sie seit jenem Tage nicht wieder gesehen, auch nie nur daran gedacht, wieder von ihr zu hören. Vicomte, dieses Mädchen war meine einzige Liebe. Ich habe sie, und das müssen sie gewußt haben, bis zur Narrheit — bis zum Wahnsinn geliebt. Und wie wurde mir für meine Liebe gelohnt? O, Sie reißen eine tiefe Wunde bei mir auf."

„Verzeihen Sie mir, Louvier; ich habe Ihnen keine so ernste und tiefe Empfindung zugetraut und habe nicht geglaubt, daß mich selbst Dinge, die einer so entfernten Vergangenheit angehören, so leicht afficiren würden. Wer war es denn, um dessentwillen Louise Sie verließ?"

„Darauf kommt nichts an — er ist todt."

„Das thut mir leid; ich hätte Sie vielleicht rächen können."

„Ich brauche niemand, mich zu rächen — lassen wir das."

„Noch nicht, Louise, sagen Sie, entfloh mit einem Verführer? das kann ich mir bei ihrem Stolz kaum denken.“

„O, sie entfloh nicht mit einem Roturier, das würde ihr Stolz nicht zugelassen haben.“

„Er muß sie getäuscht haben. Blieb sie bei ihm?“

„Diese Frage wenigstens kann ich beantworten; denn wenn ich auch ihre Spur ganz verlor, so habe ich doch sein Leben ziemlich genau bis an sein Ende verfolgt; wenige Monate, nachdem sie mit ihm entflohen war, hatte er sich an eine andere gehängt. Reden wir nicht mehr von ihr.“

„Ja, ja“, murmelte de Mauléon vor sich hin, „es giebt viele Dinge, die nicht wieder gut zu machen sind und daher bisher unerörtert bleiben. Ich habe Louise Duval, obgleich sie mit mir verwandt war, wenig gekannt, und nach dem, was Sie mir mittheilten, kann ich Ihnen das Recht nicht bestreiten, zu sagen: „Reden Sie nicht mehr von ihr.“ Sie haben sie geliebt und sie hat Ihnen Unrecht gethan. Mein lieber Louvier, verzeihen Sie mir, wenn ich eine alte Wunde wieder blutend gemacht habe.“

Der Vicomte sprach diese Worte mit einer gewissen pathetischen Zärtlichkeit und stimmte Louvier dadurch milder.

Nach einer kurzen Pause fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, wie um einen peinlichen und lästigen Gedanken zu verscheuchen; rückte aber dann seinen Stuhl noch näher an den Louvier's heran und nahm mit einem ganz veränderten, offenen und gewinnenden

Ausdruck und in einem Ton, der keine Spur mehr von der Ironie oder dem Hochmuth an sich trug, mit welchem er die Kälte seines Empfanges vergolten hatte, wieder auf. „Unsere Situationen haben sich sehr geändert, Paul Louvier, seit wir uns zuerst befreundeten. Damals konnte ich mit dem Zauberwort: ‚Sesam, öffne Dich!‘ die verborgensten, für gemeine Sterbliche verschlossenen Räume, in welche der Abenteurer, den ich führte einzudringen wünschte, öffnen. In jenen Tagen hatte ich ein warmes Herz; ich hatte Sie lieb, Louvier, aufrichtig lieb. Ich glaube, unsere persönliche Bekanntschaft datirte von einer Begegnung bei einem lustigen Gelage junger viveurs, deren Benehmen gegen Sie mein Schicklichkeitsgefühl verletzte?“

Louvier erröthete und murmelte unhörbar etwas vor sich hin; de Mauléon fuhr fort: „Ich glaubte es Ihnen schuldig zu sein, den jungen Leuten ihre Unhöflichkeit gegen Sie zu verweisen und das umsomehr, als Sie bei jener Gelegenheit eine Superiorität des Verstandes und der Haltung an den Tag legten, der es keineswegs an Lebhaftigkeit fehlte.“

Louvier, der von dieser Aeußerung offenbar angenehm berührt war, verneigte sich leicht.

„Von jenem Tage an wurden wir intim. Wenn Sie mir irgend etwas schuldig waren, so ließen Sie's an Entgelt nicht fehlen. Bei mehr als einer Gelegenheit boten Sie mir, wenn ich mein Geld rasch durchgebracht hatte und Sie reichlich Geld hatten, Ihre Börse an. Bei mehr als einer Gelegenheit nahm ich dieses Anerbieten an; und Sie würden nie eine Rück-

zahlung verlangt haben, wenn ich nicht darauf bestanden hätte, meine Schuld abzutragen. Ich war darum nicht weniger dankbar für Ihre Hilfe."

Louvier machte eine Bewegung, als wolle er die Hand ausstrecken, aber er that seinem Impulse Einhalt.

„Noch etwas Anderes zog mich zu Ihnen. Ich erkannte in Ihnen eine Kraft und Sympathie für die Kraft, welche, wie ich glaubte, in mir schlummerte — und die bei den freluquets und lions, mit denen ich in der Regel verkehrte, nicht zu finden war. Erinnern Sie sich nicht einiger ernster Gespräche, die wir mit einander führten, wenn wir im Tuileriengarten umherschlenderten? oder unsern Kaffee im Palais Royal schlürften? — Gespräche, bei denen wir vergaßen, daß wir uns an den Stätten der Müßiggänger befanden und an die gewaltigen historischen Ereignisse dachten, deren Schauplatz diese Stätten gewesen waren — Gespräche, in denen ich Ihnen, wie niemand anderm meine ehrgeizigen Zukunftsträume anvertraute, deren Verwirklichung meine damaligen Thorheiten leider stündlich zu vereiteln beflissen waren?"

„Ja, ich erinnere mich jener sternenhellen Nacht, — es war nicht im Tuileriengarten und nicht im Palais Royal —, es war auf dem Pont de la Concorde, wo wir in Betrachtung der Reflexe des Sternenlichts auf dem Wasser stehen geblieben waren; da sagten Sie, auf die Mauern des Corps Legislativ deutend: ‚Paul, wenn ich erst einmal in der Kammer bin, wie lange wird es dauern, bis ich Premierminister von Frankreich werde?‘"

„Habe ich das gesagt? — es ist möglich; aber ich war damals noch zu jung, um in die Kammer gewählt zu werden und ich bildete mir ein, es seien mir noch so viele Jahre zum müßigen Umherschlendern an der Quelle der Jugend übrig. Uebergehen wir diese Dinge. Sie verliebten sich in Louise. Ich erzählte Ihnen die Geschichte ihres bewegten Lebens; das verminderte aber ihre Liebe nicht und ich begünstigte nun offen Ihre Bewerbung. Wenige Tage darauf reisten Sie nach Aachen ab — dann kam der Donnerschlag, der meine Existenz vernichtete und wir sahen uns bis heute nicht wieder. Sie haben mich nicht freundlich empfangen, Paul Louvier."

„Aber", stammelte Louvier, „aber da Sie selbst von jenem Donnerschlag reden, müssen Sie doch wissen, daß — daß —"

„Ich bin das Opfer einer Verleumdung geworden, bei deren Widerlegung ich jetzt auf die Unterstützung derer rechne, die mich so gut gekannt haben wie Sie."

„Wenn es wirklich eine Verleumdung war —"

„Himmel, Mann! Haben Sie je daran zweifeln können?" rief de Mauléon leidenschaftlich, „je daran zweifeln können, daß ich mir eher eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde, als diesem Kopf gestatten, auch nur den Gedanken an ein gemeines Verbrechen zu fassen?"

„Verzeihen Sie mir", erwiderte Louvier kleinmüthig, „aber ich kam erst Monate nach Ihrem Verschwinden wieder nach Paris zurück. Die Nachrichten, die ich in Aachen erhalten, hatten mich ganz außer Fassung gebracht.

Ich wollte mich durch Reisen zerstreuen, besuchte Holland und England, und als ich nach Paris zurückkehrte, bekam ich von Ihrer Geschichte nur die schlimmen Seiten zu hören. Ich höre jetzt gern Ihren eigenen Bericht; Sie haben die Juwelen der Herzogin von *** nie angenommen oder wenigstens nie genommen, Ihr Freund, Monsieur de N., hat dieselben nie an einen Juwelier verkauft und sich nachgemachte dafür von einem andern geben lassen?"

Der Vicomte unterdrückte mit sichtlicher Anstrengung eine Regung der Wuth; dann aber setzte er sich nieder und erwiderte mit jenem leichten Achselzucken, mit welchem ein Franzose die innere Erwägung, daß ein Wuthausbruch nicht am Platze sei, zu begleiten pflegt, ruhig:

„Monsieur de N. hat das allerdings gethan; aber natürlich nicht in meinem Auftrage und nicht mit meinem Wissen. Hören Sie; der wahre Sachverhalt ist folgender, die Zeit ist gekommen, nicht länger damit zurückzuhalten: Bevor Sie Paris verließen, um nach Aachen zu gehen, war ich dem Ruin nahe. Ich war diesem Ruin mit der für mich charakteristischen Achtlosigkeit, mit jener Verachtung des Geldes und jenem sanguinischen Vertrauen auf die Gunst des Glückes entgegengegangen, welche allen rois des viveurs eigen zu sein pflegen. Armselige falsche Alexander, die wir Verschwender in der Jugend sind! Wir geben alles, was wir haben an Andere und wenn ein Freund uns fragt: ‚Was behältst Du denn für Dich übrig?‘ antworten wir: ‚Hoffnung‘. Ich wußte natürlich, daß

mein ererbtes Vermögen rasch aufgezehrt werde, aber meine Pferde waren ja tadellos. Ich hatte, wenn sie fortwährend gewannen, noch auf Jahre hinaus genug zu leben. Und natürlich würden sie gewinnen. Aber erinnern Sie sich, daß ich bei unserm Abschiede unruhig war. Wechsel von Gläubigern und Wucherern waren fällig, und Sie, mein lieber Louvier, wollten mir Ihre Börse aufdrängen und wurden böse, als ich sie ablehnte. Aber wie konnte ich sie annehmen? Die einzige Aussicht zur Rückzahlung lag für mich in der Raschheit eines Pferdes. Ich für meinen Theil glaubte an diese Chance; für einen vertrauensvollen Freund aber genügte sie mir nicht. Fragen Sie jetzt Ihr eigenes Herz; nein, fragen Sie nur Ihren gesunden Menschenverstand, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß ein Mann, der damals Ihre Börse zurückwies, wenn er auch ein noch so arger Verschwender und vaurien war, die Juwelen einer Frau gestohlen oder angenommen haben würde? — Va, mon pauvre Louvier, ich sage noch einmal: Fors non mutat genus."

Ungeachtet der Wiederholung dieses unangenehmen patrizischen Mottos machten die Reminiscenzen an das vielfarbige, unregelmäßige, unruhige, nichts weniger als strenge, aber in seiner lockern Weise großartig-generöse und tapfere Wesen seines Gastes auf Louvier's gesunden Menschenverstand und auf sein Herz einen gleich tiefen Eindruck und der Franzose erkannte den Franzosen. Louvier zweifelte nicht mehr an der Wahrheit der Worte Mauléon's, neigte den Kopf und sagte:

„Victor de Mauléon, ich habe Ihnen Unrecht gethan; fahren Sie fort.“

„Am Tage nach Ihrer Abreise nach Aachen fand das Wettrennen statt, bei dem für mich alles auf dem Spiele stand. Ich verlor. Der Verlust verschlang den letzten Rest meines Vermögens und dabei hatte ich noch eine Ehrenschuld von 20,000 Francs an Herrn de N., der nicht, wie Sie ihn nannten, mein Freund, der mein Nachahmer, mein Kumpan und mein Schmeichler war. Aber doch glaubte ich hinreichend an seine Freundschaft, um zu ihm zu sagen: ‚Lassen Sie mir ein wenig Zeit, Ihnen das Geld zu bezahlen; ich muß meine Pferde verkaufen oder an den einzigen noch lebenden Verwandten schreiben, von dem ich etwas zu erwarten habe.‘ Sie erinnern sich dieses Verwandten — des alten unverheirateten Jacques de Mauléon. Nach de N.'s Rath schrieb ich an denselben. Es kam keine Antwort, was aber kam, waren frische Wechsel von Gläubigern. Da berechnete ich ruhig den Werth dessen, was mir noch geblieben war. Der muthmaßliche Erlös aus dem Verkaufe meiner Pferde und meiner Effecten würde hinreichen, meine Schulden und meine Ehrenschuld an de N. bis auf den letzten Sou zu bezahlen; aber doch war das nicht ganz sicher; unter allen Umständen würde ich nach Bezahlung meiner Schulden ein Bettler gewesen sein. Nun, Sie wissen, Louvier, wie wir Franzosen sind, wie die Natur uns die Eigenschaft der Geduld versagt hat, wie sich uns unwillkürlich, wenn alle Hoffnung geschwunden ist, der Selbstmord als Rettungsmittel darbietet, und Selbstmord schien mir

hier eine Pflicht der Ehre, das heißt, der sichern Erfüllung meiner Verpflichtungen, denn die Pferde und die Effecten Victor de Mauléon's, des rois des viveurs, würden viel höhere Preise erzielen, wenn er wie Cato gestorben war, als wenn er sich wie Pompejus seinem Schicksal feige durch die Flucht entzogen hätte. Ohne Zweifel hatte de N. meine Absicht aus meinen Worten oder meinem Benehmen errathen, aber grade an dem Tage, an welchem ich alle Vorbereitungen getroffen hatte, um diese Welt, aus welcher für mich der Sonnenschein gewichen war, zu verlassen, erhielt ich in einem unbeschriebenen Couvert Banknoten im Belaufe von 70,000 Francs, und aus dem Poststempel auf dem Couvert ergab sich als Abgangsort die Stadt Fontainebleau, in deren Nähe mein reicher Verwandter Jacques lebte. Ich nahm es als ausgemacht an, daß die Summe von ihm komme. So sehr ihm mein wildes Leben mißfallen haben mochte, ich war doch immer sein natürlicher Erbe. Die Summe reichte hin, meine Ehrenschuld an N. und alle meine Gläubiger zu bezahlen und ließ mir noch einen Ueberschuß. Mein sanguinisches Temperament gewann wieder die Oberhand. Ich wollte meine Pferde verkaufen; ich wollte mich einschränken, mich bessern, als verlorener Sohn zu meinem Verwandten gehen; das fette Kalb würde geschlachtet werden und ich würde doch noch Purpur tragen. Sie verstehen das, Louvier?"

„Ja, ja. Das sieht Ihnen ganz ähnlich. Fahren Sie fort."

„Dann aber kam der Donnerschlag! Ach, in jenen

sonnigen Tagen pflegten sie mich um mein Glück bei den Weibern zu beneiden. Die Herzogin von — hatte eine jener romantischen Neigungen für mich gefaßt, welche Frauen ohne Kinder und mit hinreichender Muße zum Vergeuden ihrer Neigungen bisweilen für sehr gewöhnliche Männer fassen, die jünger als sie sind, aber in denen sie zu bessernde Sünder oder zu verherrlichende Helden zu entdecken glauben. Die Herzogin hatte mich mit einigen Billeten beehrt, in welchen sie sich zu dieser Art von romantischer Liebe bekannte. Ich hatte dieselben nicht entmuthigend beantwortet. In Wahrheit gehörte mein Herz damals einer Andern — dem englischen Mädchen, um deren Hand ich mich beworben hatte und die, obgleich ihre Eltern, als sie von meinen zerrütteten Vermögensverhältnissen hörten, ihre Einwilligung zurückgenommen hatten, erklärt hatte, mir treu bleiben und auf bessere Tage warten zu wollen." Wieder drängte de Mauléon seine Gemüthsbewegung gewaltsam zurück und hielt inne, dann aber fuhr er rasch fort. „Nein, die Herzogin flößte mir keine schuldvolle Leidenschaft, wohl aber eine achtungsvolle Neigung ein. Ich fühlte, daß sie von Natur auf ein großes und edles Wesen angelegt, nichtsdestoweniger aber in jenem Augenblick dem ihr gebührenden Platz unter den Frauen durch eine rein phantastische Vorstellung von einem Mann gänzlich entrückt sei, von dem damals grade viel die Rede war und der vielleicht einem Lothario in einem der Romane, die sie fortwährend las, ähnlich sein mochte. Wir wohnten, wie Sie sich erinnern werden, in demselben Hause."

„Jawohl, ich erinnere mich, wie Sie mich einmal zu einem großen, von der Herzogin gegebenen Ball mitnahmen; wie schön, obgleich nicht mehr jung aussehend, ich sie fand und — Sie haben Recht — wie sehr ich Sie an jenem Abend beneidete!“

„Von jenem Abend an aber wurde der Herzog begreiflicherweise eifersüchtig. Er machte der Herzogin Vorwürfe wegen ihres zu liebenswürdigen Benehmens gegen ein mauvais sujet wie mich und verbot ihr, noch ferner meine Besuche zu empfangen. Da brachte mir denn ihr Kammermädchen häufig heimlich Billets von ihr und nahm dafür meine etwas kühlen Antworten entgegen.“

„Aber weiter. Als ich de N. in gehobener Stimmung und in dem Uebermuth üppigen Behagens die Kleinigkeit, die ich demselben schuldig war, bezahlen wollte, theilte er mir etwas mit, was mir das Blut erstarren machte. Ich sagte ihm, daß ich das Geld von Jacques de Mauléon erhalten habe und daß ich noch an demselben Tage zu ihm fahren wolle, um ihm zu danken. Er erwiderte: ‚Thun Sie das nicht, das Geld kommt nicht von dem Herrn.‘ ‚Es muß von ihm kommen; sehen Sie doch nur den Poststempel auf dem Couvert an: Fontainebleau.‘ ‚Ich habe das Couvert in Fontainebleau auf die Post gegeben.‘ ‚Sie haben mir das Geld geschickt. Sie!‘ ‚Nein, das würde meine Mittel überstiegen haben; aus der Quelle, der es entflossen ist‘, sagte dieser miserable Mensch, ‚kann noch viel mehr kommen‘, und dann erzählte er mir mit jenem Cynismus, der in Paris so sehr en vogue ist, wie er der Herzogin, die

ihn als meinen vertrauten Genossen kannte, von meinen Geldverlegenheiten und von seiner Furcht erzählt habe; ich möchte einen verzweifelten Schritt thun; wie sie ihm dann die Juwelen gegeben habe, mit der Weisung, sie zu verkaufen und durch falsche zu ersetzen und wie er dann, um meinen Verdacht abzulenken, und keine Skrupel bei mir aufkommen zu lassen, nach Fontainebleau gegangen sei und dort das Couvert mit den Banknoten, nachdem er sich daraus für seine Schuld, die er sonst gefährdet glaubte, bezahlt gemacht hatte, auf die Post gegeben habe. Sobald de N. dieses Geständniß abgelegt hatte, rannte er die Treppe so rasch hinunter, daß er sich dadurch den Weg durch's Fenster ersparte. Glauben Sie mir jetzt?"

„Ja. Sie waren immer so heißblütig und de N. immer so sehr auf sein eigenes Interesse bedacht, ich glaube Ihnen unbedingt."

„Ich that natürlich, was jeder Mann an meiner Stelle gethan haben würde; ich schrieb einen eiligen Brief an die Herzogin, in welchem ich ihr meine ganze Dankbarkeit für einen so edlen Freundschaftsdienst aussprach; aber auch die Gründe angab, welche es für einen Mann von Ehre unmöglich machten, von einer solchen Handlung zu profitiren. Unglücklicherweise hatte ich das mir zugesandte Geld bereits ausgegeben, bevor ich den Sachverhalt erfuhr; aber ich konnte den Gedanken an das Leben nicht ertragen, bis meine Schuld an sie abgetragen sein würde; kurz, Louvier, sagen Sie sich selbst, wie der Brief lauten mußte, den ich schrieb —

den jeder Ehrenmann unter so schrecklichen Umständen geschrieben haben würde."

„Hm!" brummte Louvier.

„Etwas jedoch in meinem Briefe, verbunden mit dem, was ihr de N. über meinen Gemüthszustand mitgetheilt hatte, beunruhigte die arme Frau, die ein so unverdientes Interesse an mir nahm. Ihre sehr aufgeregte und unzusammenhängende Antwort wurde mir von ihrem Kammermädchen gebracht, die, wie gesagt, in letzterer Zeit unsere Correspondenz vermittelt hatte. In ihrem Briefe flehte sie mich an, nichts zu entscheiden, an nichts zu denken, bis ich sie gesehen habe; theilte mir mit, daß sie den ganzen Tag in Anspruch genommen sei und legte, da ein offener Besuch meinerseits durch das Verbot des Herzogs unmöglich gemacht sei, den Schlüssel zu dem besondern Eingang zu ihren Gemächern ein, vermittelst dessen ich zu einer Zusammenkunft mit ihr um zehn Uhr Abends an jenem Tage gelangen könne, eine Zeit, zu welcher der Herzog, wie er ihr gesagt habe, noch in seinem Club sein werde. Nun bin ich es dem Andenken der Herzogin schuldig, zu sagen, daß ich überzeugt bin, sie sei, eine wie große Indiscretion sie auch beging, ganz von dem Gedanken erfüllt gewesen, daß ich auf Selbstmord sinne, daß keine Zeit zu verlieren sei, mich vor der Ausführung dieses Vorhabens zu bewahren und daß sie auf den Einfluß vertraute, den die Thränen, Beschwörungen und Gründe einer Frau selbst auf die stärksten und härtesten Männer selten verfehlen. Nur einer jener Laffen, an denen die Welt der Mode Ueberfluß hat, hätte bei dem impulsiven,

großmüthigen, unvorsichtigen Eifer einer Frau einen Mitmenschen, für den sie sich interessirte, rechtzeitig vor dem Selbstmord zu schützen — einem unwürdigen Gedanken Raum geben können. So legte ich mir ihr Schreiben aus. Zu der von ihr bezeichneten Stunde verschaffte ich mir mit dem von ihr übersandten Schlüssel Einlaß in ihre Gemächer. Das Uebrige wissen Sie: Ich wurde von dem Herzog und den Polizei-Agenten in dem Cabinet, in welchem die Juwelen der Herzogin aufbewahrt wurden, entdeckt. Der Schlüssel, vermittelst dessen ich in das Cabinet gelangt war, wurde in meinem Besitze gefunden."

Hier versagte de Mauléon die Stimme und er bedeckte sein Gesicht mit seiner zitternden Hand. Aber schon im nächsten Augenblick war er der äußeren Anzeichen seiner Aufregung wieder Herr und fuhr halblachend fort:

„O, nicht wahr, Sie beneideten mich wegen meines Glückes bei den Frauen? Wahrhaftig, eine beneidenswerthe Situation, in der ich mich an jenem Abend befand. Der Herzog folgte der ersten Regung seines Zornes. Er glaubte, ich habe ihn entehrt; zur Vergeltung wollte er nun auch mich entehren. Auch war es ja weniger kränkend für seinen Stolz, einen Juwelenräuber als den begünstigten Liebhaber seiner Frau anzuklagen. Als ich aber, dem Gebote der Ehre gehorchend, im Augenblicke der Entdeckung die Geschichte erfand, durch welche der Ruf der Herzogin von jedem Verdachte gereinigt wurde und mich einer wahnsinnigen Leidenschaft und des Gaunerstreichs eines nachgemachten

Schlüssels anklagte, da machte sich bei dem Herzog seine wahre Natur als Gentilhomme wieder geltend. Er nahm die Beschuldigung, die er in der ersten Bestürzung kaum für begründet hatte halten können, zurück, und da die einzige jetzt noch aufrecht zu erhaltende Beschuldigung einfach eine solche war, welche ein Mann comme il faut nicht vor das Strafgericht und nicht vor die Polizei bringt, so durfte ich mich unbelästigt auf mein Zimmer zurückziehen, um hier den Mittheilungen entgegenzusehen, welche der Herzog mir am nächsten Morgen zukommen zu lassen für gut halten möchte."

„Aber am nächsten Morgen war der Herzog mit seinem sämmtlichen Dienstpersonal auf dem Wege nach Spanien. Die gesammte Dienerschaft, das Kammermädchen mit einbegriffen, wurden freigesprochen und, — war es in Folge von Aussagen dieser Dienstboten oder von Mittheilungen der Polizei —, noch vor Abend war die Geschichte, übertrieben und zu meiner Schande entstellt, im Munde der Habitués aller Cafés und Clubs. Mein Versteck in dem Cabinet, der Verkauf der Juwelen, ihr Ersetzen durch falsche von Seiten de N.'s, der als mein serviler Nachahmer bekannt war und für mein verworfenes Werkzeug galt, meine Verluste beim Wettrennen, meine Schulden, alle diese zerstreuten Fäden wurden zu einem Strick zusammengedreht, an dem man einen Spitzbuben von viel besserm Ruf als dem meinigen hätte aufhängen können. Wenn einige mich eines Diebstahls nicht für fähig hielten, so glaubten doch wenige von denen, die mich am besten hätten kennen

sollen, an meine Unschuld in Betreff einer Handlung, die an Niedrigkeit einem Diebstahle fast gleichkommt — der Ausbeutung der Liebe eines thörichten Weibes zu eigenem materiellen Vortheil."

„Aber Sie hätten ja selbst den wahren Sachverhalt bekannt machen, Ihre von der Herzogin erhaltenen Briefe zeigen und Ihre Ehre von jedem Flecken reinigen können."

„Wie? — ihre Briefe zeigen, ihren Ruf ruiniren, bekannt machen, daß sie ihre Juwelen zum besten eines jungen Roués habe verkaufen lassen? O nein, Louvier, lieber hätte ich mich zu den Galeeren verurtheilen lassen."

„Hm!" brummte Louvier wieder.

„Der Herzog gab mir großmüthiger Weise bessere Mittel, mich zu rechtfertigen, an die Hand. Drei Tage, nachdem er Paris verlassen hatte, erhielt ich einen sehr höflichen Brief von ihm, in welchem er mir sein lebhaftes Bedauern darüber aussprach, daß ihm in der ersten Bestürzung Aeußerungen eines Verdachtes entschlüpft seien, der zu abenteuerlich und zu absurd sei, um einer Widerlegung zu bedürfen, dann aber erklärte, daß er, da das von mir eingestandene Unrecht nicht unbeachtet von ihm bleiben könne, sich genöthigt sehe, von mir die einzige Reparation meines Unrechtes zu verlangen, die ich zu leisten im Stande sei: daß er, wenn es mich ‚derangiren' sollte, Paris zu verlassen, zu dem fraglichen Zweck wieder dahin zurückkehren werde, daß er es aber, wenn ich ihm auch darin zu Willen sein wolle, vorziehen würde, mich in Bayonne

zu erwarten, wo er durch ein Unwohlsein der Herzogin aufgehalten sei."

„Haben Sie den Brief noch?" fragte Louvier rasch.

„Jawohl, ebenso wie die anderen wichtigen Documente, die ich wohl meine pièces justificatives nennen darf. — Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich in meiner Antwort die Zeit, wo ich in Bayonne eintreffen, und das Hôtel, wo ich die Ordres des Herzogs erwarten würde, bezeichnete. — Demgemäß reiste ich noch an demselben Tage ab, ging in das von mir bezeichnete Hôtel, zeigte dem Herzog meine Ankunft an und überlegte mir eben, wie ich unter den in der Stadt garnisonirenden Officieren einen Secundanten finden solle, denn meine Empfindlichkeit über die demonstrative Kälte meiner früheren Bekannten in Paris hatte es mir unmöglich gemacht, in dieser treulosen Schaar einen Secundanten zu finden, — als der Herzog zu mir in's Zimmer trat. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich den Herzog selbst vor mir sah, und mein noch größeres Erstaunen, als er mit einem ernsten und freundlichen Lächeln auf mich zutrat und mir die Hand reichte.

„Herr de Mauléon", sagte er, „seit ich Ihnen schrieb, sind Thatsachen zu meiner Kenntniß gelangt, die es mir näher legen, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten als Sie zu fordern. Die Herzogin ist, seit wir Paris verlassen haben, ernstlich erkrankt, und ich vermied jede Auseinandersetzung, welche die hysterische Aufregung, unter der sie litt, noch hätte steigern können. Erst heute schien sie wieder beruhigt und theilte mir

unaufgefordert alles mit. Herr de Mauléon, sie bestand darauf, daß ich Ihre an sie gerichteten Briefe lese. Diese Briefe genügten, Sie von jeder Anklage eines Versuches, mein häusliches Glück zu stören, zu reinigen. Die Herzogin hat mir ein so aufrichtiges Geständniß ihres unvorsichtigen Benehmens abgelegt, hat mir aber auch den Unterschied zwischen einer solchen Unvorsichtigkeit und einem schuldvollen Verhalten so klar dargethan, daß ich ihr mit erleichtertem Herzen und mit dem festen Glauben, daß wir in Zukunft glücklicher sein werden als bisher, verziehen habe."

„Der Herzog setzte am nächsten Tage seine Reise fort, beehrte mich aber in der Folge noch mit zwei oder drei freundschaftlichen Briefen, in welchen Sie das Wesentliche von dem wiederholt finden werden, was ich Ihnen als seine gesprochenen Worte mitgetheilt habe."

„Aber warum sind Sie denn nicht wieder nach Paris zurückgekehrt? Diese Briefe wenigstens hätten Sie doch zeigen können, und wenn Sie Ihren Verleumdern Trotz geboten hätten, würden Sie sie bald zum Schweigen gebracht haben."

„Sie vergessen, daß ich ruinirt war. Nachdem ich aus dem Erlös des Verkaufes meiner Pferde u. s. w. meine Schulden, einschließlich dessen, was ich der Herzogin schuldig war und was ich dem Herzog übersendet, bezahlt hatte, behielt ich so wenig übrig, daß ich in Paris keine Woche davon hätte leben können. Ueberdies fühlte ich mich schwer gekränkt und war so entrüstet. Paris und die Pariser waren mir so verhaßt! Und um allem die Krone aufzusetzen, erhielt ich von

jenem Mädchen, jenem englischen Mädchen, das ich so innig geliebt, auf dessen Treue ich so fest gerechnet hatte, einen freundlichen aber kalten Brief, in welchem sie mir für immer Lebewohl sagte. Ich glaube nicht, daß sie mich des Diebstahls für schuldig hielt, aber ohne Zweifel war ihr das Unrecht, zu dem ich mich bekannt hatte, um die Ehre der Herzogin zu retten, als völlig genügend erschienen, sich von mir loszusagen. Mein Geist war gebrochen, mein Herz blutete; aber an Selbstmord durfte ich doch nicht mehr denken. Ich wollte nicht eher sterben, als bis ich noch einmal mein Haupt als Victor de Mauléon würde hoch heben können."

„Was wurde denn da aus Ihnen, mein armer Victor?"

„Ach, das ist eine zu lange Geschichte zum Erzählen. Ich habe seitdem so viele Rollen gespielt, daß ich Mühe habe, mich noch als denselben Victor de Mauléon zu erkennen, dessen Namen ich aufgegeben habe. Ich bin Soldat in Algier gewesen und habe mir das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde verdient. Das Kreuz und der Brief meines Obersten befinden sich unter meinen pièces justificatives; ich bin Goldgräber in Californien, Speculant in Newyork gewesen und habe neuerdings kleinen und obscuren Professionen obgelegen. Aber bei allen meinen Abenteuern, unter allen möglichen Namen habe ich mir Zeugnisse der Redlichkeit erworben. Aber welchen Werth würden die erleuchteten Pariser auf eine so gemeine Tugend legen?"

„Ich komme nun zum Schluß. Der Vicomte ist im Begriff, in Paris wieder aufzutreten, und der Erste, dem ich diese erhabene Göttererscheinung verkündige, ist Paul Louvier. Sobald ich mich in einem bescheidenen Appartement etablirt habe, werde ich Ihnen meine pièces justificatives vorlegen. Ich werde Sie dann bitten, meine überlebenden Verwandten, unter welchen sich die Grafen de Vandemar, de Beauvilliers, de Passy und der Marquis de Rochebriant befinden, nebst einigen Ihrer Freunde, welche die Meinung der großen Welt beherrschen, aufzufordern, zusammenzutreten. Sie werden denselben meine Rechtfertigung unter dem Ausdruck Ihrer eigenen Ueberzeugung, daß dieselbe genüge, vorlegen, mit einem Worte, Sie werden mich mit Ihrem Ansehen unterstützen. Im Uebrigen vertraue ich, daß es mir selbst gelingen wird, die freundlich Gesinnten günstig für mich zu stimmen und die Verleumder zum Schweigen zu bringen. Ich habe gesprochen — was sagen Sie?"

„Sie überschätzen meinen Einfluß auf die Gesellschaft. Weshalb wollen Sie nicht selbst an Ihre hochgeborenen Verwandten appelliren?"

„Nein, Louvier, ich habe mir den Fall zu reiflich überlegt, als daß ich meinen Entschluß ändern sollte. Durch Sie und nur durch Sie will ich mich meinen Verwandten nähern. Mein Vertheidiger muß ein Mann sein, von dem die Leute nicht sagen können: ‚O, der ist ein Verwandter, auch ein Edelmann; die Aristokraten waschen sich einander rein.' Es muß ein Mann sein, der dem großen Publicum für eine

Autorität gilt, ein Bourgeois, ein Millionär, ein roi de la Bourse. Ich wähle Sie und damit ist die Sache abgemacht."

Louvier konnte sich bei dem sang froid des Vicomte eines gutmüthigen Lachens nicht erwehren. Er beugte sich wieder unter der Herrschaft eines Mannes, der seinerzeit Alle, mit denen er lebte, beherrscht hatte.

de Mauléon fuhr fort: „Ihre Aufgabe wird leicht genug sein. Die Gesellschaft wechselt rasch in Paris; es giebt nur noch wenige Personen, welche mehr als eine vage Erinnerung von den Umständen haben und denen meine Rechtfertigung leicht dargethan werden kann, wenn ein Mann von Ihrer soliden Respectabilität und Ihrer gesellschaftlichen Stellung diese Rechtfertigung übernimmt. Ueberdies habe ich politische Zwecke im Auge. Sie sind Liberaler. Die Vandemars und Rochebriant sind Legitimisten. Ich ziehe einen liberalen Gevatter vor. Pardieu, mon ami, warum dieses kokette Zaudern? Schlagen Sie ein."

„Hier haben Sie meine Hand darauf. Ich will alles, was in meiner Macht steht, thun, Ihnen zu helfen."

„Ich weiß, daß Sie es thun werden, alter Freund, und indem Sie es thun, sind Sie gütig und klug zugleich."

Bei diesen Worten drückte de Mauléon Louvier's Hand herzlich und ging fort.

Als der Vicomte wieder auf der Straße war, schlüpfte er in einen in der Nähe befindlichen Hof, wo er seinen Fiaker hatte stehen lassen und hieß den

Kutscher nach dem Boulevard Sebastopol fahren. Unterwegs nahm er aus einem kleinen Sack, den er im Wagen gelassen hatte, die flachsfarbene Perrücke und den blassen Backenbart, welche er als Herr Lebeau trug, und verhüllte seine elegante Kleidung unter einem ungeheuern Mantel, den er gleichfalls im Wagen gelassen hatte. Auf dem Boulevard Sebastopol angelangt, zog er seinen Mantelkragen in die Höhe, so daß er sein Gesicht fast ganz dadurch verdeckte, ließ den Kutscher halten, bezahlte ihn rasch und eilte mit seinem Sack in der Hand nach einem andern Fiakerstande in der Nähe, stieg dort wieder in einen Fiaker und fuhr nach dem Boulevard Montmartre, schickte hier an der Ecke einer Straße, nicht weit von dem Bureau Lebeau's, den Wagen fort und ging zu Fuß nach der Seiteneingangsthür des Hauses, öffnete dieselbe mit seinem Schlüssel, trat in das Privatzimmer an der innern Seite neben seinem Bureau, verschloß die Thür und ging gemächlich daran, die glänzende Erscheinung, in welcher der Vicomte de Mauléon bei dem Millionär aufgetreten war, mit den einfachen Kleidern und dem bürgerlichen Aussehen des Briefschreibers Lebeau zu vertauschen.

Nachdem er darauf sein eben abgelegtes Kostüm in eine Schublade seines Secretärs verschlossen hatte, setzte er sich hin und schrieb die folgenden Zeilen:

„Lieber Herr Georges.

„Eine mir eben zugekommene Mittheilung veranlaßt mich, Ihnen dringend zu rathen, ungesäumt Herrn Savarin zur Bezahlung der Summe aufzufordern, die Sie ihm auf meine Empfehlung geliehen und für welche

Sie seinen heute fällig werdenden Wechsel in Händen haben. Dem Skandal eines gerichtlichen Verfahrens gegen einen so ausgezeichneten Schriftsteller wird er auf jede Weise vorzubeugen wünschen. Er wird ihm vorzubeugen und sich das Geld auf irgend eine Weise zu verschaffen wissen. Aber man muß ihn tüchtig drängen. Wenn Sie diese Warnung in den Wind schlagen, betrachte ich mich als meiner Verantwortung ledig. Agréez mes sentiments les plus sincères.

J. L."

Zweites Capitel.

Der Marquis de Rochebriant wohnte nicht mehr in einer Bodenkammer in dem finstern Faubourg. Jetzt residirte er in einem reizenden apartement de garçon au premier in der Rue de Helder in unmittelbarer Nähe der Promenaden und der Stätten der Mode. Vor ihm hatte es ein junger glänzender Provinziale aus Bordeaux bewohnt und möblirt, der, nachdem er eine Erbschaft von 100,000 Frcs. eingenommen, sich eiligst nach Paris aufgemacht hatte, um hier sein Leben zu genießen und an der Börse seine Million zu verdienen. Er hatte sein Leben gründlich genossen; er war ein Liebling der demi monde gewesen. Er war ein glücklicher und unbeständiger Galan gewesen. Zélie hatte seinen Liebesschwüren Gehör geschenkt; Désirée,

welche auf Zélie folgte, hatte ihm ihr ganzes Herz, oder alles, was noch davon übrig war, zum Danke für das Feuer seiner Leidenschaft und die Diamanten und das Coupé, welche dieses Feuer begleiteten und bezeugten, hingegeben. Die stolze Hortense, welche Désirée ausstach, empfing seine Besuche in dem reizenden apartement, welches er für sie hatte möbliren lassen, und gab ihm und seinen Freunden die exquisitesten kleinen Soupers für die bescheidene Summe von 4000 Frcs. monatlich. Ja, er hatte sein Leben gründlich genossen; aber er hatte keine Million an der Börse verdient. Ehe das Jahr um war, waren die 100,000 Frcs. fort.

Als er in seine Provinz zurückkehren mußte und von seinen hartherzigen Verwandten bei Strafe des Hungertodes dazu verurtheilt wurde, die Tochter eines avoué um ihrer dot und des Antheiles an der verhaßten Plackerei des Avoué-Geschäftes willen zu heiraten, war sein apartement für den zehnten Theil des ursprünglichen Preises seines Ameublements zu haben. Ein gewisser Chevalier de Finisterre, welchen Louvier dem Marquis als einen nützlichen Gefährten, der Paris kenne und ihn vor Uebervortheilungen schützen würde, vorgestellt, hatte dieses bijou von einem apartement für Alain gefunden und hatte den Handel um die Kleinigkeit von 12,500 Frcs. abgeschlossen. Der Chevalier benutzte dieselbe Gelegenheit, das englische, aus guter Familie stammende Reitpferd und das hübsche Coupé mit den dazu gehörigen Pferden, welches der Bordelaise auch hatte aufgeben müssen, zu kaufen. Nach diesen Ankäufen hatte der Marquis noch etwa 5000 Frcs.

von Louvier's Prämie von 25,000 Frcs. übrig; er schien indessen durch diese so rasch bewerkstelligte plötzliche Capitalverminderung keineswegs beunruhigt oder niedergeschlagen. Das so begonnene bequeme Leben schien ihm zu natürlich, als daß er es mit Gefahren beladen betrachten sollte, und dieses Leben war, wenn auch bequem, doch in der That ein sehr einfaches und bescheidenes im Vergleich mit dem vieler anderer Männer seines Alters, mit denen Enguerrand ihn bekannt gemacht hatte, obgleich die meisten unter ihnen ein geringeres Einkommen hatten, als das seinige, und wenige von so vornehmer Geburt waren wie er. Konnte ein Marquis de Rochebriant, wenn er überhaupt in Paris lebte, für weniger als 3000 Frcs. jährlich wohnen, oder sich bescheidener einrichten, als mit einem Kammerdiener und einem „tiger", zwei Pferden für sein Coupé und einem Reitpferde? „Unmöglich!" sagte der Chevalier de Finisterre in ganz entschiedenem Ton, und der Marquis fügte sich einer so hohen Autorität. Er dachte bei sich: „Wenn ich nach einigen Monaten finden sollte, daß ich meine Mittel überschreite, kann ich nur mein apartement und meine Pferde verkaufen und doch als ein viel reicherer Mann, als ich Rochebriant verlassen habe, dahin zurückkehren."

In Wahrheit hatten die verführerischen Reize von Paris bereits nicht nur auf die Gewohnheiten, sondern auch auf den Charakter und die Denkweise, welche der junge Edelmann aus der feudalen und melancholischen Bretagne mitgebracht hatte, ihre Wirkung geübt.

Unter dem wohlthätigen Einflusse der freundlichen

Aufnahme, die er überall, wo seine beliebten Vettern ihn vorgestellt hatten, fand, verschwand die Zurückhaltung und die Schüchternheit, — welche der Compromiß zwischen dem selbstbewußten Hochmuth und dem peinlichen Zweifel an dem gebührenden Respect der Andern ist —, bald gänzlich. Unmerklich eignete er sich den so leichten und zugleich so herzlich feinen Ton seiner neuen Freunde an. Trotz aller Anstrengungen der Demokraten, Gleichheit und Brüderlichkeit herzustellen, findet man doch noch immer die meiste Gleichheit und Brüderlichkeit bei den Aristokraten. Alle gentilshommes in der besten Gesellschaft sind einander gleich, und ob sie sich umarmen oder gegen einander kämpfen, sie thun es als Brüder derselben Familie. Aber mit dem Ton und den Manieren eignete sich Alain de Rochebriant noch unmerklicher den Inbegriff jener Philosophie an, in welcher junge, nur auf ihr Vergnügen bedachte Müßiggänger einander unterrichten. Wahrscheinlich ist diese Philosophie in allen civilisirten und üppigen Hauptstädten unter derselben Klasse von Müßiggängern desselben Alters so ziemlich dieselbe. Wahrscheinlich blühet sie in Peking nicht weniger als in Paris. Wenn Paris mehr als andere Hauptstädte dafür berühmt oder berüchtigt ist, so hat das seinen Grund darin, daß die Vertreter dieser Philosophie hier mehr als in irgend einer andern Hauptstadt das Auge durch Anmuth bezaubern und das Ohr durch Witz ergötzen. Die Jünger dieser Philosophie nehmen es mit den Dingen dieser Welt sehr leicht, haben für alles Heroische nur ein Achselzucken, geben den Reichthum der

Leidenschaften im Taschengeld der Capricen aus; sind immer verliebt oder eben verliebt gewesen, getrauen sich aber immer nur bis an die Fußknöchel vor und wagen es nie, sich in das sturmbewegte Meer der Leidenschaften zu stürzen, verkehren mit ebenso leichtem Herzen wie leichter Zunge „die ernsten Angelegenheiten" dieser Welt in Stoffe für Epigramme und „bonmots", scherzen über Loyalität gegen Könige und rümpfen die Nase über den Enthusiasmus für das Gemeinwohl, sind geschworene Feinde aller ernsten Studien und scheuen jede tiefere Gemüthsbewegung. Wir haben auch in London eine Masse von solchen Philosophen; aber hier werden sie weniger bemerkt, weil hier die angenehmen Eigenschaften der Secte getrübt und verdunkelt erscheinen. Die Stadt der Nebel und der Ostwinde ist kein günstiger Boden für eine solche Philosophie; sie bedarf zu ihrer vollen Entfaltung der leichten Atmosphäre von Paris.

Diese Philosophie nun fing bald genug an, ihren Reiz auf Alain de Rochebriant zu üben. Selbst in der Gesellschaft von Bekennern des Legitimitätsprincips wurde er inne, daß der Glaube von dem legitimistischen Bekenntniß gewichen sei, oder sich doch, mit der Religion verschwistert, in die Herzen hochgeborener Frauen und einer kleiner Minorität von Priestern geflüchtet habe. Seine ritterliche Loyalität rang noch darnach sich zu behaupten; aber ihre Wurzeln waren bereits stark gelockert. Es entging seiner scharfen Beobachtungsgabe nicht, daß die Sache der Bourbonen wenigstens für jetzt hoffnungslos sei, weil sie aufgehört hatte, überall

noch eine Sache zu sein. Mit dieser Erschütterung seines politischen Glaubens schwand auch jene Anhänglichkeit an die Vergangenheit, welche bisher sein ehrgeiziges Streben nach einer Zukunft niedergehalten hatte. Dieser Ehrgeiz fing jetzt an, sich in ihm zu regen, wenn er es auch noch niemand gestand, — wenn er auch selbst noch kaum seine Stimme vernahm, geschweige irgend ein bestimmtes Ziel desselben in's Auge faßte. Einstweilen war alles, was ihm selbst von seinem Ehrgeiz zum Bewußtsein kam, der neue Wunsch nach gesellschaftlichen Erfolgen.

So sehen wir ihn jetzt unter dem raschen Einfluß dieses Wechsels seiner Gefühle und seiner Gewohnheiten vor seinem Kamin im Lehnsessel zurückgelehnt sitzend und seinem Schulkameraden Frederic Lemercier, den wir seit längerer Zeit aus dem Gesicht verloren haben, zuhörend. Frederic hatte mit Alain ein Frühstück eingenommen, welches dieser aus dem Café anglais hatte kommen lassen und welches den Verfasser des „Almanach des Gourmands" befriedigt haben würde. Frederic hatte eben seine Regalia weggeworfen.

„Pardieu, mein lieber Alain, wenn Louvier bei seinem generösen Benehmen gegen Dich nicht schlimme Zwecke verfolgt, so steigt er ungeheuer in meiner Achtung. Ich werde zu seinen Gunsten meine Verbindungen mit Duplessis aufgeben, obgleich dieser gescheite Mensch eben einen famosen Coup mit den Egyptern gemacht hat und ich 40,000 Frcs. verdiene, weil ich seinem Rathe gefolgt bin. Aber wenn Duplessis auch ein ebenso kluger Kopf ist wie Louvier, so hat er doch

sicherlich kein so großes Herz. Und doch, lieber Freund, wirst Du mir verzeihen, wenn ich offen und im Ton einer Warnungspredigt zu Dir rede."

„Rede, Du kannst mir keinen größern Gefallen thun."

„Nun denn, ich weiß, daß Du, so wie Du jetzt zu leben beabsichtigst, in Paris so wenig ohne neuen Zuschuß zu Deiner Einnahme existiren kannst, wie ein Löwe im Jardin des Plantes von einer Ration von wöchentlich zwei Mäusen existiren könnte."

„Das sehe ich nicht ein. Nach Abzug dessen, was ich meiner Tante gebe, — und ich kann sie nicht bewegen, mehr zu nehmen als jährlich 6000 Frcs. —, behalte ich runde 700 Napoleons für mich übrig. Meine Wohnung und mein Stall sind ausgestattet und ich habe 2500 Frcs. in Händen. Ich habe berechnet, daß ich von 700 Napoleons sehr gut leben kann, wie ich es thue, und wenn ich mich irre — nun, so muß ich nach Rochebriant zurückkehren. 700 Napoleons jährlich sind dort ein brillantes Einkommen."

Frederic schüttelte den Kopf.

„Du weißt nicht, wie eine Ausgabe die andere nach sich zieht. Vor allem hast Du den Hauptbestandtheil aller Ausgaben, das Unvorhergesehene nicht mitberechnet. Du wirst im Jockey-Club spielen und vielleicht in einer Nacht Dein halbes Einkommen verlieren."

„Ich werde nie eine Karte anrühren."

„So sprichst Du jetzt, wo Du von der Macht des Beispiels noch unberührt bist wie ein unschuldiges Lamm. Unter allen Umständen darf ich doch wohl annehmen,

beau seigneur, daß Du Dich nicht dazu verurtheilen willst, die Rolle des Eremiten der Chaussée d'Autin zu spielen, und die schönen Pariserinnen sind von einer wahrhaft dämonischen Verschwendung."

„Ich werde mich aber um die Gunst dieser Dämonen nicht bewerben."

„Habe ich das behauptet? Sie werden sich um Deine Gunst bewerben. Wenn Du noch einen Monat hier bleibst, wirst Du mit billets-doux überfluthet werden."

„Das ist eine Fluth, die meine bescheidene Ernte nicht verwüsten wird. Aber mon cher, wir sind da auf ein sehr trübseliges Gespräch verfallen. Laß mir meine Illusionen, wenn es Illusionen sind. O, Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen, was ein neues Leben für einen Menschen bedeutet, der wie ich seine Jugenddämmerungszeit in Entbehrungen und Angst zugebracht hat und der plötzlich reichliche Existenzmittel und Hoffnung findet. Und wenn es nur ein Jahr dauern sollte, so wäre es doch schon etwas, sagen zu können: ‚Vixi'."

„Alain", sagte Frederic sehr ernst, „glaube mir, ich würde die undankbare und unpassende Rolle eines Mentors nicht übernommen haben, wenn für Dich nur die Erfahrungen eines Jahres auf dem Spiele ständen, oder wenn Du in der Lage von Leuten wie ich wärest — frei von den schweren Verpflichtungen eines großen Namens und tiefverschuldeter Ländereien. Wenn Du Deine, Louvier schuldigen Zinsen nicht pünktlich bezahlen kannst, so steht es in seiner Gewalt, Dein Schloß und

Deine Ländereien zur Versteigerung zu bringen und sie zu kaufen."

„Ich weiß, daß er nach dem Buchstaben des Gesetzes das Recht hätte, zweifle aber, daß er davon Gebrauch machen würde. Louvier ist sicherlich ein viel besserer und großmüthigerer Mensch, als wofür ich ihn gehalten habe und wenn ich de Finisterre glauben darf, so hält er aus Liebe zu meinem armen Vater wirklich etwas von mir. Aber warum sollte ich ihm seine Zinsen nicht pünktlich bezahlen? Die Einnahmen von Rochebriant werden sich schwerlich vermindern und die darauf haftenden Lasten sind eben durch den Contract mit Louvier wesentlich leichter geworden. Und ich will Dir im Vertrauen mittheilen, daß ich auf eine sehr bedeutende Vergrößerung meiner Einnahme hoffe."

„Wie das?"

„Ein Hauptbestandtheil meiner Einnahme entspringt aus dem Ertrage von Waldungen, und de Finisterre hat von einem Capitalisten gehört, der geneigt ist, einen Contract über den Kauf des diesjährigen Holzschlages zu machen und diesen Contract wahrscheinlich für eine Reihe von Jahren, und zwar zu einem viel höhern Preise, als den ich bisher erhalten habe, abschließen wird."

„Bitte sei vorsichtig, de Finisterre ist kein Mann, dem ich in solchen Angelegenheiten unbedingt trauen würde."

„Warum das? Weißt Du irgend etwas gegen ihn? Er lebt in der besten Gesellschaft, ist ein vollkommener gentilhomme, und wie Dir sein Name sagt,

ein bretonischer Landsmann. Du selbst giebst zu, und Enguerrand thut es auch, daß die Ankäufe, die er hier in dieser Wohnung und sonst an Pferden u. s. w. für mich gemacht hat, äußerst vortheilhaft sind."

„Das ist ganz wahr. Der Chevalier steht im Rufe eines feinen und gescheiten Kopfes und gilt für sehr amüsant und für einen vorzüglichen Piquet-Spieler. Ich kenne ihn persönlich nicht, gehöre auch nicht zu seiner Gesellschaft und habe keine triftigen Gründe, von seinem Charakter schlecht zu denken, glaube auch nicht, daß er irgend ein Motiv hat, Dir zu schaden oder Dich zu mißleiten; dennoch sage ich, nimm Dich in Acht, Dich nicht zu sehr auf seinen Rath oder seine Empfehlungen zu verlassen."

„Ich frage noch einmal, warum?"

„Er bringt seinen Freunden Unglück. Er attachirt sich gern an jüngere Leute und ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe beobachtet, daß die meisten dieser jungen Leute ein schlechtes Ende genommen haben. Ueberdies hat mich jemand, zu dessen Scharfsinn ich großes Vertrauen habe, vor der Bekanntschaft des Chevalier gewarnt und mir in seiner derben Weise gesagt: ‚de Finisterre ist mit nichts nach Paris gekommen; er hat es zu nichts gebracht; er hat keinen ostensiblen Beruf, durch den er irgend etwas verdienen könnte, und doch hat er offenbar jetzt ein hübsches Sümmchen zusammengebracht, und in dem Maße, wie einer seiner jungen Cumpane ärmer wird, scheint de Finisterre mysteriöserweise reicher zu werden. Hüten Sie sich vor solchen Bekanntschaften.'"

„Wer ist denn Dein scharfsichtiger Berather?"

„Duplessis."

„Aha, dachte ich's doch! Dieser Raubvogel kann sich nicht anders denken, als daß auch jeder andere Vogel auf Tauben Jagd macht. Vermuthlich ist Duplessis, wie alle diese Geldmacher, auf den Verkehr mit Leuten der guten Gesellschaft erpicht und de Finisterre hat seinen Gruß nicht erwidert."

„Mein lieber Alain, ich bin zu tadeln, es giebt nichts, was uns so irritirt, wie ein Disput über den Werth eines Menschen, den wir gern haben. Ich habe einen solchen Disput angefangen; lassen wir es aber jetzt dabei bewenden, nur versprich mir eines, daß, wenn Du in Rückstand oder in eine dringende Verlegenheit gerathen solltest, Du sofort zu mir kommen willst. Dein thörichter Stolz stand Dir ganz gut an, so lange Du eine Bodenkammer bewohntest, aber dieser Stolz würde in einem apartement au premier sehr deplacirt sein."

„Du bist der beste Kerl auf der Welt, Frederic, und ich verspreche Dir, um was Du mich bittest", sagte Alain in lustigem Ton, aber doch mit einer innern Bewegung von Zärtlichkeit und Dankbarkeit. „Und nun, mon cher, welchen Tag willst Du mit Raoul und Enguerrand und einigen Andern, die Dir gefallen würden, bei mir essen?"

„Herzlichen Dank; aber wir bewegen uns jetzt in verschiedenen Sphären und ich will nicht unbefugter Weise in die Deinige eindringen. Je suis trop bourgeois,

um mich der Gefahr der Lächerlichkeit, den bourgeois-gentilhomme spielen zu wollen, aussetzen zu mögen."

„Frederic, wie magst Du nur so reden? mein lieber Junge, meine Freunde sollen Dich ehren, wie ich es thue."

„Ja, das werden sie aber um Deinetwillen und nicht um meinetwillen thun. Nein, aufrichtig gesagt, diese Gesellschaft reizt mich nicht und convenirt mir nicht. Ich bin in meinem eigenen Reiche eine Art von König und ich ziehe meine royauté bohémienne einem Vasallenthum in höheren Regionen vor. Reden wir nicht weiter davon. Es wird meiner Eitelkeit genügen, wenn Du dann und wann zu meinen Koterien herabsteigen und mir erlauben willst, mich mit der alten Freundschaft eines Rochebriant zu brüsten, ihm auf die Schulter zu klopfen und ihn Alain zu nennen."

„Pfui, das sagst Du, der Du mich und den englischen Aristokraten damals in den Champs Elysées anhieltest, um uns durch Deine Renommage von der Eroberung einer grande dame — ich glaube gar, Du sagtest, einer Herzogin, zu demüthigen."

„O", erwiderte Frederic selbstgefällig, indem er sich mit der Hand durch seine parfümirten Locken fuhr, „mit Frauen ist das etwas anders, die Liebe hebt alle Rangunterschiede auf. Ich tadele Ruy Blas nicht, weil er sich die Liebe einer Königin gefallen läßt, sondern ich tadele ihn, weil er sich für einen Edelmann ausgiebt — beiläufig ein Plagiat aus einem englischen Stück. Ich liebe die Engländer nicht genug, um sie zu copiren. Apropos, was ist denn aus dem schönen

Graham Vane geworden? Ich habe ihn seit längerer Zeit nicht gesehen."

„Ich auch nicht."

„Auch nicht die belle Italienne?"

„Die auch nicht", erwiderte Alain leicht erröthend.

In diesem Augenblick kam Enguerrand in's Zimmer geschlendert. Alain unterbrach Lemercier, um ihm seinen Vetter vorzustellen. „Enguerrand, hier stelle ich Dir Herrn Lemercier, meinen ältesten und einen meiner theuersten Freunde vor."

Der junge Edelmann streckte seine Hand mit der heitern Anmuth aus, welche allen seinen Bewegungen eigen war und drückte in herzlichen Worten seine Freude darüber aus, Lemercier's Bekanntschaft zu machen. So kühn und zuversichtlich Frederic auch in seinen Kreisen auftrat, fühlte er sich doch mehr verlegen als à son aise bei der Anrede eines Löwen, dessen bessere Race er ohneweiters anerkennen mußte. Er murmelte einige confuse Redensarten, aus denen man nur die Worte ravi und flatté heraushörte und verschwand.

„Ich kenne Herrn Lemercier von Ansehen sehr gut", sagte Enguerrand sich setzend. „Man sieht ihn sehr oft im Bois, und ich bin ihm auch hinter den Coulissen und auf dem Bal Mabille begegnet. Ich glaube, er spielt auch an der Börse und ist liirt mit Duplessis, der alle Aussicht hat, nächstens mit Louvier zu rivalisiren. Gehört Duplessis auch zu Deinen theuersten Freunden?"

„Durchaus nicht. Ich habe ihn ein einziges Mal

getroffen und er hat keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht."

„Nichtsdestoweniger ist er ein Mann, dem man seine Bewunderung und seine Achtung nicht versagen kann."

„Wieso?"

„Weil er sich so vortrefflich auf die Kunst versteht, sich das zu schaffen, wonach wir alle streben — Geld. Ich will Dich ihm vorstellen."

„Ich bin ihm bereits vorgestellt."

„Dann will ich Dich noch einmal vorstellen. Er wird sehr gefeiert in einer Gesellschaft, welche mir mein Vater seit kurzem zu frequentiren erlaubt hat — der Gesellschaft des kaiserlichen Hofes."

„Diese Gesellschaft frequentirst Du und Dein Vater erlaubt es?"

„Ja, lieber Imperialisten als Republikaner, und mein Vater fängt an, diese Wahrheit anzuerkennen, wenn er auch zu alt und zu indolent ist, um danach zu handeln."

„Und Raoul?"

„O Raoul, der melancholische und philosophische Raoul kennt keinen Ehrgeiz, so lange er, — theilweise Dank meiner Bemühungen —, seine immer gefüllte Börse hat, um die Bedürfnisse seiner vornehmen Existenz zu befriedigen, zu deren dringendsten die Bedürfnisse Anderer gehören. Das ist der wahre Grund, warum er in das Halten unseres Handschuhladens gewilligt hat. Raoul gehört mit einigen anderen jungen Männern des Faubourg zu einer unter dem Namen des

St. François de Sales einregistrirten Gesellschaft zur Unterstützung der Armen. Er besucht die Armen in ihren Wohnungen und ist ein häufig gesehener Gast an ihren Krankenbetten wie an ihren dürftig besetzten Tischen. Auch beschränkt er seine Besuche nicht auf die Grenzen unseres Faubourg; er dehnt sie bis nach Montmartre und Belleville aus. Was unsere höhere Gesellschaft betrifft, so kümmert er sich nicht viel um ihre Wandlungen. Er sagt, wir haben zu viel zerstört, um je wieder solide aufbauen zu können, und was wir auch bauen möchten, könnte jeden Tag von dem pariser Pöbel wieder umgestoßen werden, den er für die einzige noch übriggebliebene Institution erklärt. Raoul ist ein herrlicher Mensch, voll Geist, von dem er wenig Gebrauch macht, und voll Herz, welches er der leidenden Menschheit und einer poetischen, ritterlichen, nicht mit irdischer Liebe zu verwechselnden und nicht zu der krankhaften sogenannten platonischen Liebe ausartenden Ehrfurcht für die Gräfin di Rimini widmet, welche sechs Jahre älter ist als er, und die ihrem Gatten, dem intimen Freunde Raoul's, dessen Ehre er wie seine eigene schützen würde, in treuer Liebe zugethan ist. Dieses Verhältniß ist eine Episode in dem Drama des pariser Lebens, die nicht so selten vorkommt, wie die Böswilligen glauben mögen. Di Rimini kennt und billigt Raoul's Verehrung für seine Frau; meine Mutter, die beste der Frauen, sanctionirt dieselbe und glaubt mit Recht, daß sie Raoul vor all den Versuchungen schützt, denen eine unedlere Jugend ausgesetzt ist. Ich erwähne das, damit Du nicht denkst, es sei in Raoul's Verehrung

irgend ein nicht völlig reines Element. Im Uebrigen ist Raoul, zum Kummer und Erstaunen des Schülers Voltaire's, meines verehrten Vaters, einer von den sehr wenigen mir in unserm Kreise bekannten Männern, die aufrichtig religiös sind, — ein orthodoxer Katholik und der einzige mir bekannte Mann, der die Religion, zu der er sich bekennt, auch praktisch übt, der mildthätig, keusch, wohlwollend und nicht bigott, kein intoleranter Ascetiker ist. Seine einzige Schwäche ist seine blinde Unterwerfung unter den weltlichen Menschenverstand seines geldgierigen, ehrgeizigen Bruders Enguerrand. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich ihn deshalb liebe. Wenn er nicht diese Schwäche hätte, würde mich seine Vortrefflichkeit ärgern und ich glaube, ich würde ihn hassen."

Alain hörte diese Lobrede mit gesenktem Haupte an. Das war ein Charakter, den er noch vor wenigen Monaten als Beispiel und Muster aufgesucht haben würde. Es war ihm, als sähe er vor sich ein geschmeicheltes Bild seiner selbst, wie er gewesen war.

„Aber", sagte Enguerrand, „ich bin nicht hergekommen, mich in überströmenden Ausdrücken brüderlicher Liebe zu ergehen. Ich bin gekommen, Dich zu Deiner Verwandten, der Herzogin von Tarascon abzuholen. Ich habe ihr versprochen, Dich zu bringen und sie ist eben jetzt zu Hause, um Dich zu empfangen."

„Wenn das der Fall ist, wäre ich freilich ein grober Flegel, wenn ich es ablehnen wollte. Und in der That habe ich nicht mehr so starke Vorurtheile gegen sie und die Imperialisten, wie ich sie aus der

Bretagne mitgebracht hatte. Soll ich meinen Wagen bestellen?"

„Nein, der meinige steht vor der Thür. Du kannst Dir Deinen nachkommen lassen. Allons."

Drittes Capitel.

Die Duchesse de Tarascon bewohnte ein großes apartement in der Rue Royale, dicht neben den Tuilerien. Sie nahm eine hohe Stelle unter den Damen ein, welche den glänzenden Hof der Kaiserin zierten. Sie hatte ihren zweiten Gatten, den Herzog, überlebt, welcher ohne Nachkommen gestorben war und mit welchem der Titel ausstarb.

Alain und Enguerrand wurden die große Treppe hinaufgeführt, welche zu beiden Seiten mit Reihen kostbarer exotischer Pflanzen wie zu einem Fest besetzt war; aber die Herzogin führte, von diesem, wie von jedem andern weiblichen Luxus umgeben, eine fortwährende Festtags-Existenz. Die Thüren auf dem Vorplatze waren von schweren Portièren von genuesischem Sammet, auf welchen sich die herzogliche Krone und Chiffre in reicher Goldstickerei befand, überhangen. Die Salons, welche die Besuchenden auf dem Wege zum Boudoir passirten, waren mit Gobelins tapeziert, deren frische Farben von ihrer Neuheit zeugten und auf denen

Ereignisse aus dem Leben des ersten Kaisers dargestellt waren, während die Portraits des Vaters und verstorbenen Herzogs, — des tapfern Gründers eines kurzlebigen Geschlechtes —, bescheiden im Hintergrunde hingen. Auf einem in der Nische des Mittelfensters stehenden Tisch von russischem Malachit lagen in Glaskästen der Stab und der Säbel, die Epauletten und die Orden des tapfern Marschalls. Auf den Consols und den Kaminsimsen standen Pendulen und Vasen von Sèvres, welche schwerlich von denen im kaiserlichen Palast an Pracht und Schönheit übertroffen wurden. Als sie in das Boudoir traten, fanden sie die Herzogin am Schreibtische sitzend, einen kleinen, in der Schönheit seiner reinen Race abscheulich häßlichen Skye terrier zu ihren Füßen. In diesem Zimmer verband sich in der auserlesensten Weise Kostbarkeit mit Comfort, es war der Inbegriff des echten häuslichen Luxus. Die Tapeten waren von carmoisinrother Seide, die Gardinen von gleicher Farbe mit weißer Seide gefüttert. Der Schreibtisch stand dicht neben dem Eingange zu einem Treibhause, in dessen Mitte eine Fontaine ihren Wasserstrahl in ein Becken von weißem Marmor zurückfallen ließ; im Hintergrunde war eine Volière von Drahtgitter angebracht. An den Wänden des Boudoirs hingen kleine Bilder, hauptsächlich Oelgemälde und Miniaturportraits von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, von dem verstorbenen Herzog, von seinem Vater, dem Marschall und der Frau Marschallin, von der gegenwärtigen Herzogin selbst und von einigen der vornehmsten Damen des Hofes.

Die Herzogin stand noch in der Blüthe ihrer Jahre. Sie hatte zwar bereits das vierzigste Jahr überschritten, war aber so gut conservirt, daß man sie für zehn Jahre jünger halten konnte. Sie war groß, nicht stark, aber von rundlichen Formen, die zum Embonpoint neigten; sie hatte dunkles Haar und dunkle Augen, dabei einen blendend weißen Teint, dessen Schönheit durch den aufgelegten Puder mehr beeinträchtigt als gehoben wurde. Ihre Augenlider waren, nach der seit kurzem aufgekommenen, abscheulichen, barbarischen Mode durch Bemalung verunstaltet; sie trug, — ich bin ein Mann und kann ihre Toilette nicht beschreiben; alles, was ich sagen kann, ist, daß sie in dem unbestrittenen Rufe stand, nach der Kaiserin die bestgekleidete Dame in Frankreich zu sein. Als die Herren eintraten, stand sie von ihrem Stuhle auf und empfing sie mit einem Ausdruck und einer Haltung, denen das Gepräge der grande dame entschieden aufgedrückt war; ihr Gesicht hatte eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit Alain, aber eine noch stärkere Aehnlichkeit mit einem Portrait seiner Mutter, ihrer Cousine, welches in Rochebriant aufbewahrt wurde. Sie war von alter hochadeliger Abkunft. Aber mit der Distinction der Race verband sich bei ihr noch die der Mode und über beiden schwebte das ruhige Bewußtsein einer hohen Stellung und eines makellosen Rufes.

„Unnatürlicher Vetter", sagte sie zu Alain, indem sie ihm mit einem graciösen Lächeln die Hand reichte; „Sie sind schon eine Ewigkeit in Paris und ich sehe Sie heute zum ersten Mal. Aber auf Erden wie im

Himmel ist Freude über einen Sünder, der Buße thut. Sie thun Buße — n'est ce pas?"

Es wäre unmöglich, den Liebreiz zu beschreiben, den die Herzogin ihren Worten, ihrer Stimme und ihren Blicken zu verleihen wußte. Alain war bezaubert und gefangen.

„Ah, Madame la Duchesse", sagte er, indem er sich über die schöne Hand, die er leicht in der seinigen hielt, beugte, „es war nicht Sünde, Bescheidenheit müßte denn eine Sünde sein, was einen Bauern so lange zögern machte, ehe er es wagte, der Königin der Grazien seine Huldigungen darzubringen."

„Nicht übel gesprochen für einen Bauern, wie Madame?" rief Enguerrand.

„Cousin, es ist Ihnen verziehen", sagte die Herzogin. „Das Compliment ist der Parfüm der gentilhommerie. Und wenn Sie aus den Blumen von Rochebriant soviel von diesem Parfüm gewonnen haben, um davon unter die Damen am Hofe ausstreuen zu können, so werden Sie da entsetzlich in die Mode kommen. Verführer!" dabei gab sie dem Marquis einen scherzhaften Schlag auf die Wange mit einer nicht koketten, sondern mütterlichen Vertraulichkeit und fuhr, nachdem sie ihn aufmerksam angesehen hatte, fort: „Sie sind wahrhaftig noch hübscher, als Ihr Vater. Ich werde stolz sein, einen Vetter, der so comme il faut ist, ihren kaiserlichen Majestäten vorzustellen. Aber bitte, setzen Sie sich hierher, Messieurs, neben meinen Fauteuil, causons."

Die Herzogin übernahm nun die Führung der

Unterhaltung. Sie sprach anscheinend ganz ungekünstelt, aber mit bewunderungswürdigem Tact; that in Betreff Rochebriant's Fragen, die richtig darauf berechnet waren, Alain angenehm zu berühren, während sie alles vermied, was ihm peinliche Empfindungen hätte verursachen können. Sie bat ihn um Schilderungen der Umgebung seines alten Schlosses mit ihren bretonischen Legenden; sprach die Hoffnung aus, daß dasselbe nie durch modernisirende Restaurationen werde verunstaltet werden, erkundigte sich zärtlich nach seiner Tante, die sie einmal als Kind gesehen habe und deren liebliches, ernstes Gesicht ihr noch deutlich vorschwebe; ließ wenig Zeit zu Antworten; wandte sich dann an Enguerrand mit munterm Geplauder über Tagesneuigkeiten, wobei sie immer von Zeit zu Zeit Alain in's Gespräch zu ziehen wußte, und spann so die Unterhaltung unmerklich weiter, bis sie endlich Enguerrand selbst dahin gebracht hatte, den Kaiser und die politischen Wirren, welche den Stern einer bisher so glücklichen und glänzenden Regierung zu trüben anfingen, auf's Tapet zu bringen.

Dabei veränderte sich ihr Gesicht; es nahm einen ernsten, ja feierlichen Ausdruck an.

„Es ist wahr", sagte sie, „es fängt an bedrohlich auszusehen — bedrohlich nicht nur für den Thron, sondern für die Ordnung, für das Eigenthum und für Frankreich. Einen nach dem andern nehmen sie die Wellenbrecher fort, welche das Kaiserreich zwischen der Executivgewalt und der wankelmüthigsten und impulsivsten Bevölkerung, die einem Manne heute ein Lebehoch

zuruft und ihn morgen auf die Guillotine schickt, aufgerichtet hatte. Sie beklagen sich über das, was Sie persönliches Regiment nennen. Zugegeben, daß dieses Regiment seine schlimmen Seiten hat; aber was wollen Sie an die Stelle setzen? — eine constitutionelle Monarchie wie die englische? Das ist unmöglich bei allgemeinem Stimmrecht und ohne eine erbliche Kammer. Die Monarchie Louis Philippe's kam der Sache am nächsten — wir wissen, wie überdrüssig man derselben wurde. Eine Republik! Mon Dieu! die aus Republikanern bestände, welche sich aus Furcht vor einander zu Tode ängstigen würden — aus gemäßigten Männern, Nachahmern der Girondins, welche die Rothen, die Socialisten und die Communisten gern in Stücke zerreißen würden. Und dann — was dann? Die Vertreter des Handels und Ackerbaues, die Mittelklassen werden sich vereinigen, einen Dictator zu erwählen, der den Pöbel kartätschen, der nichts anders sein wird, als ein auf einen schlecht copirten Necker oder einen schlecht copirten Danton gepfropfter schlecht copirter Napoleon. O Messieurs, ich bin Französin vom Scheitel bis zur Sohle! Sie, die Erben solcher Namen müssen ebenso französisch sein wie ich. Und doch beharrt Ihr Männer dabei, für Frankreich inmitten seiner Bedrängniß nichts zu thun, ihm weniger zu nützen als ich — ein Weib, das nur reden und weinen kann."

Die Herzogin sprach mit einer leidenschaftlichen Wärme, welche Alain betroffen machte und einen tiefen Eindruck auf ihn hervorbrachte. Er schwieg und überließ es Enguerrand zu antworten.

„Gnädige Frau“, sagte dieser, „ich sehe nicht ein, wie ich oder unser Vetter Ihre Vorwürfe verdienen. Wir sind keine Gesetzgeber. Ich zweifle, daß es ein einziges Departement in Frankreich giebt, das uns wählen würde, wenn wir als Candidaten aufträten. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die verschiedenen revolutionären Fluthen Männer von unserer Herkunft und unseren Ansichten als gestrandete Wracks einer untergegangenen Welt zurückgelassen haben. Der Kaiser wählt sich seine Rathgeber selbst und wenn sie schlecht sind, wird er sicherlich nicht mich und Alain auffordern, an deren Stelle zu treten.“

„Sie antworten mir nicht — Sie weichen mir aus“, sagte die Herzogin mit einem traurigen Lächeln. „Sie sind ein zu erfahrener Weltmann, Enguerrand, um nicht zu wissen, daß es nicht nur der Gesetzgeber und der Minister zu Stützen eines Thrones und zum Schutze einer Nation bedarf. Sehen Sie nicht ein, eine wie große Hilfe beiden, dem Throne und der Nation, daraus erwachsen muß, wenn die Vertreter eines Theiles der öffentlichen Meinung, welche historisch berühmte, mit Erinnerungen an ritterliche Thaten und loyale Hingebung verknüpfte Namen tragen, sich um die bestehende Ordnung kümmern? Lassen Sie aber diese Vertreter eines Theiles der öffentlichen Meinung verbittert und unzufrieden, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, bei Seite stehen und kein Gegengewicht gegen die gefahrvollen Schwankungen demokratischer Leidenschaft bilden — dann frage ich Sie, ob sie nicht sowohl

ihre eigenen Feinde, als auch Verräther an den Principien sind, welche sie verkörpern?"

„Die Principien, welche sie verkörpern, Madame", sagte Alain, „sind die der Treue gegen eine, weniger wegen der Laster, als wegen der Weisheit und Tugend ihrer Vorfahren abgesetzte königliche Familie. Ludwig XV. war der schlechteste unter den Bourbonen — und er war der bien aimé, er ging frei aus; Ludwig XVI. war nach seinen moralischen Eigenschaften der beste unter den Bourbonen — und er starb den Tod des Verbrechers; Ludwig XVIII., gegen den sich gewiß vieles sagen läßt, der sich von fremden Bajonnetten wieder auf den Thron heben ließ, der eines Voltairianers würdig regierte und im geheimen das Königthum und die Religion, die in ihm gekrönt waren, gleich sehr verlachte, starb ruhig in seinem Bette; Carl X., der die Fehler seiner Jugend durch eine von Lastern unbefleckte Regierung, durch eine ernste und aufrichtige Religiosität wieder gutmachte, ward in's Exil geschickt, weil er die bestehende Ordnung gegen die feindlichen Einfälle, welche Sie beklagen, vertheidigte. Er hinterläßt einen Erben, gegen welchen die Verleumdung nichts vorzubringen vermag, und dieser Erbe bleibt ein Ausgestoßener, einfach, weil er von Heinrich IV. abstammt und ein Recht auf die Regierung hat. Madame, Sie appelliren an uns, als an die Repräsentanten der Ritterlichkeit und der loyalen Hingebung, welche den alten französischen Adel charakterisirten. Würden wir nicht dieses Appells unwürdig sein,

wenn wir die Unglücklichen im Stich ließen, um uns Reichthum und Ehre zu verschaffen?"

„Ihre Worte machen Sie mir theurer. Ich bin stolz darauf, Sie meinen Vetter zu nennen", sagte die Herzogin. „Aber glauben Sie, oder kann überhaupt ein vernünftiger Mensch glauben, daß wenn Sie das Kaiserreich stürzten, Sie damit die Bourbons wieder auf den Thron bringen könnten? Daß Sie dabei nicht unmittelbar von der Gefahr bedroht sein würden, dadurch einer Regierung an's Ruder zu verhelfen, welche den Theorien, auf denen der Glaube der Legitimisten beruht, unendlich viel mehr zuwiderliefe, als die Regierung Louis Napoleon's? Und am Ende, wenn man der Loyalität von Euch Bourbonisten auf den Grund geht, kann man ihr irgend ein der Menschheit verständliches Argument entnehmen, es wäre denn das Princip der erblichen Monarchie? Kein Mensch kann heute noch im Ernst behaupten wollen, daß eine einzelne Familie das göttliche Recht habe, sich einer Nation aufzudrängen. Dieses Dogma hat aufgehört, ein lebendiges Princip zu sein; es ist nur noch eine todte Reminiscenz. Aber die Institution der Monarchie ist ein starkes und lebensfähiges Princip, welches den praktischen Interessen großer Schichten der Gesellschaft entspricht. Möchten Sie das Princip, von welchem das Wohl von Millionen abhängt, opfern, weil Sie es nicht in der Person eines an und für sich höchst unbedeutenden Individuums verkörpern können? Mit einem Worte, wenn Sie für ein Land wie Frankreich die Monarchie dem Wagniß der Republik vorziehen, so

acceptiren Sie, da es völlig klar ist, daß Sie die Monarchie, der Sie den Vorzug geben, doch nicht wiederherstellen könnten, die Monarchie, die Sie vorfinden. Kommen nicht in ihr alle die großen Interessen, um derentwillen Sie sich Legitimisten nennen, zu ihrem Rechte? Sie ehrt die Religion, eine Nationalkirche ist, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in Wahrheit gesichert. Millionen von Stimmen haben sich vereinigt, den Thron aufzurichten, Handel und Ackerbau, alle materiellen Interessen des Landes haben einen Aufschwung ohne Gleichen genommen; Paris ist an Reichthum und Glanz, an Anmuth und Schönheit das wahre Weltwunder geworden; die alten, erblichen Feinde Frankreichs sind gedemüthigt und ohnmächtig. Die Politik Richelieu's ist durch die Erniedrigung Oesterreichs zum Abschluß gebracht, die Politik Napoleon's I. ist durch die Rettung Europas vor dem Ehrgeize des halbbarbarischen Rußlands durchgeführt. England wirft bei Abwägung des europäischen Gleichgewichts seinen Dreizack nicht mehr zu Ungunsten Frankreichs in die Schale. Es läßt sich an der Ehre unserer Allianz genügen, hat alle anderen Verbündeten verloren; seine Streitkräfte sind vernachlässigt, sein Nationalgeist ist entnervt und seine Staatsmänner, die sich traumselig in dem Glauben wiegen, ihre Insel sei vor jedem Angriff sicher, wenn sie sich nur nicht in die Angelegenheiten Europas mischen, mögen uns wohl dann und wann zur Rede stellen, werden es aber sicherlich auf keinen Kampf ankommen lassen. Mit Frankreich ist England nur ein untergeordneter Satellitenstaat, ohne

Frankreich ist es — nichts. Nehmen Sie zu diesem Allen noch einen Hof, der glänzender ist als der Ludwig's XIV., einen Souverän, der, gewiß nicht ohne Fehler und Schwächen, aber von einer seltenen Milde des Wesens, von einer Liebenswürdigkeit und Güte des Charakters ist, die der Heinrich's IV. gleicht und die jeden, der ihm nahe tritt, entzückt, ein warmer Freund und ein großmüthiger Feind — und ich frage Sie, was könnten Sie von der Regierung eines Bourbon mehr erwarten?"

„Bei solchen Ergebnissen der Monarchie, deren Lob Sie so beredt singen, entgegnete Alain, „vermag ich nicht einzusehen, was der Thron des Kaisers durch eine Handvoll ohnmächtiger, von einer unpopulären und, wie Sie mit Recht sagen, hoffnungslosen Sache abgefallener neubekehrter Anhänger gewinnen könnte."

„Ich behaupte, die Monarchie gewinnt durch den loyalen Anschluß eines jeden muthigen, fähigen und ehrenhaften Mannes. Jede neue Monarchie gewinnt sehr viel durch Uebertritte aus den Reihen derer, welche der alten Monarchie zur Stütze und zur Zierde gereichten. Aber nicht lediglich Ihre Unterstützung für diese Monarchie nehme ich in Anspruch, mon cousin, ich verlange Ihre Hingebung an die Interessen Frankreichs; ich verlange, daß Sie sich nicht länger als einen von dem Dienste des Vaterlandes Ausgeschlossenen betrachten. Ach, Sie glauben, Frankreich sei in keiner Gefahr, Sie könnten das Kaiserreich im Stiche lassen oder bekämpfen, wie es Ihnen beliebt, weil die

Gesellschaft nicht bedroht sei. Sie irren sich! Fragen Sie Enguerrand."

„Madame", sagte Enguerrand, „in Ihrem Appell an meine Autorität liegt eine Ueberschätzung meines politischen Wissens; aber ich bekenne offen, daß ich mich den von Ihnen entwickelten Ansichten anschließe. Ich stimme Ihnen darin bei, daß das Kaiserreich dringend der Unterstützung aller Männer von Ehre bedarf; es laborirt an einer Quelle der Fäulniß, die es untergräbt — der unredlichen Wirthschaft seiner Beamten in allen Zweigen seiner Verwaltung, selbst in der des Militärs, die anscheinend mit so viel Sorgfalt behandelt wird. Ich stimme Ihnen auch darin bei, daß Frankreich in Gefahr ist, und daß es des Schwertes aller seiner besseren Söhne sowohl gegen äußere, als gegen seinen schlimmsten innern Feind — den Pöbel seiner großen Städte bedürfen wird. Ich selbst habe eine militärische Erziehung genossen, und wenn es mir nicht widerstrebte, mich von meinem Vater und Raoul zu trennen, würde ich mich um Beschäftigungen bewerben, die mir mehr zusagen als die Börse und der Handschuhladen. Aber Alain ist frei von allen Familienbanden und er weiß, daß ich ihn nicht in einem Ihren Ermahnungen feindlichen Sinne berathe."

„Es freut mich denken zu dürfen, daß er in der Lage ist, so heilsame Einflüsse auf sich wirken zu lassen", sagte die Herzogin. Als Alain darauf in nachdenklichem Schweigen verharrte, brachte sie klüglich andere

Gegenstände auf's Tapet und bald darauf verabschiedeten sich die beiden Freunde.

Viertes Capitel.

Drei Tage vergingen, bevor Graham Lebeau wiedersah. Der Briefschreiber ließ sich im Café nicht blicken und war auch in seinem Bureau nicht zu finden. Die laufenden Geschäfte wurden hier durch seinen Schreiber besorgt, welcher erklärte, sein Principal sei durch wichtige Geschäfte außerhalb des Hauses sehr in Anspruch genommen.

Graham dachte natürlich, diese Angelegenheiten beträfen die Entdeckung Louise Duval's, und wartete geduldig.

In dem Café, wo er auf Lebeau wartete, hatte er die Bekanntschaft des ouvrier Armand Monnier gemacht, dessen Gesicht und Art zu reden schon früher sein Interesse erregt hatten. Der erste Schritt zu der Bekanntschaft war von dem ouvrier geschehen, der sich an einen Tisch in Graham's Nähe setzte und, nachdem er ihn einige Minuten ernst angeblickt hatte, zu ihm sagte:

„Sie warten auf Ihren Gegner im Domino, Herrn Lebeau — ein sehr merkwürdiger Mann."

„Das scheint so. Ich weiß indessen nur wenig von ihm. Vielleicht kennen Sie ihn schon länger?"

„Seit einigen Monaten. Viele Ihrer Landsleute frequentiren dieses Café, aber es scheint ihnen nicht darum zu thun zu sein, mit den Blousen in nähere Verbindung zu treten.“

„Das ist es nicht; aber wir Insulaner sind blöde und machen nicht leicht mit einander Bekanntschaft. Beiläufig, da Sie mich doch so freundlich anreden, darf ich mir wohl die Freiheit nehmen zu erwähnen, daß ich Sie neulich Abend gegen einen meiner Landsleute, der mir großen Unsinn zu reden schien, die Existenz des Bon Dieu vertheidigen hörte. Sie waren bei weitem im Vortheil gegen ihn. Ich glaube aus Ihrer Argumentation schließen zu dürfen, daß Sie noch etwas weiter gehen und nicht zu aufgeklärt sind, um das Christenthum gelten zu lassen.“

Armand Monnier schien diese Anrede zu gefallen, er hörte sich gern loben und hörte sich gern reden und ging sofort an die Entwicklung einer sehr complicirten Art von Christenthum, einem Gemisch von Arianismus und St. Simonismus mit einem kleinen Beisatz von Rousseau und einem starken Aufguß von Armand Monnier. Auf dieses Gebiet brauchen wir ihm nicht zu folgen; nur soviel sei gesagt, daß die Hauptprincipien seines Christenthums in der Aufhebung des Grundeigenthums, in dem Recht des Armen, sich das Eigenthum des Reichen anzueignen, in dem Recht der Liebe, sich ohne Ehe zu behelfen, und in der Pflicht des Staates, für alle Kinder, die aus solchen Verbindungen entspringen würden, zu sorgen, da die Eltern außer Stande sein würden, dies selbst zu thun, weil alles,

was sie haben, der gemeinschaftlichen Kasse gehöre. Graham erfüllten diese Doctrinen halb mit Trauer, halb mit Verachtung.

„Haben Sie diese Ihre Ansichten aus Büchern geschöpft oder sind dieselben das Ergebniß Ihres eigenen Nachdenkens?“ fragte er.

„Nun, beides, und zwar in Veranlassung von Lebensumständen, die mich dahin brachten, nachzudenken. Ich bin eines der vielen Opfer der Tyrannei der Ehe. Als sehr junger Mensch heiratete ich ein Mädchen, die mich unglücklich machte und mich dann verließ. Moralisch hat sie aufgehört mein Weib zu sein — gesetzlich ist sie es noch immer. Ich fand dann ein anderes Weib, die für mich paßt, die mich liebt. Sie lebt mit mir; aber ich kann sie nicht heiraten, sie muß sich Demüthigungen gefallen lassen, muß es ertragen, die Maitresse eines Arbeiters genannt zu werden. War ich bis dahin nur Republikaner gewesen, so stieß ich hier auf eine gesellschaftliche Verkehrtheit, welche einer größern Umwandlung als des bloßen Wechsels einer Regierung bedarf, und in diesem Zustande der Verwirrung und der Bekümmerniß las ich zufällig eines der Bücher von Madame de Grantmesnil. Ein wunderbares Genie, diese Frau!“

„Gewiß hat sie Genie“, sagte Graham, dem sich dabei das Herz zusammenpreßte — Madame de Grantmesnil, die theuerste Freundin Isaura's! „Aber“, fügte er hinzu, „wenn diese beredte Autorin auch, glaube ich, gewisse sociale Institutionen, die Ehe mit eingeschlossen, angegriffen hat, so bin ich doch fest überzeugt, daß sie

nie daran gedacht hat, auf einen so vollständigen Umsturz des bisher von allen civilisirten Nationen in Ehren gehaltenen socialen Systems, wie Ihre Lehren ihn in Aussicht nehmen, hinzuarbeiten; und am Ende bringt sie ihre Ideen doch nur durch das Medium erfundener Ereignisse und Charaktere zum Ausdruck. Und so verständige Männer wie Sie sollten ihre Ueberzeugungen nicht aus Fictionen von Dichtern und Romanschreibern schöpfen."

„O", erwiderte Monnier, „ich glaube wohl, daß weder Madame de Grantmesnil noch selbst Rousseau je eine Ahnung von den Ideen gehabt haben, die sie bei ihren Lesern angeregt haben; aber eine Idee zieht die andere nach sich. Echte Poesie und Romantik dringen ja viel tiefer in's Herz, als trockene Abhandlungen. Kurz, Madame de Grantmesnil's Buch gab mir zu denken, und dann las ich andere Bücher, unterhielt mich mit gescheiten Männern und erzog mich selbst. Und so wurde ich zu dem, was ich jetzt bin."

Bei diesen Worten verbeugte sich Monnier mit einer selbstgefälligen Miene gegen Graham und wandte sich zu einer an der entgegengesetzten Seite des Zimmers sitzenden Gruppe.

Am folgenden Abend saß Graham bei eintretender Dämmerung eben sinnend auf seinem Zimmer im Faubourg Montmartre, als leise an seine Thür geklopft wurde. Er war so in Gedanken vertieft, daß er das wiederholte Klopfen nicht hörte. Die Thür öffnete sich sachte und an der Schwelle stand Lebeau.

Das Zimmer war nur von dem Schein der auf der Straße brennenden Gaslaterne erhellt.

Lebeau ging durch das dunkle Zimmer nach dem Kamin und setzte sich ruhig an die eine Ecke desselben Graham gegenüber, ohne zu reden. Endlich sagte er: „Ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Sie in Ihrem Schläfchen störe, Herr Lamb."

Jetzt erst erhob Graham, durch die Stimme in seiner Nähe aufgeschreckt, den Kopf, sah sich um und unterschied nur sehr undeutlich die Umrisse der ihm so nahe sitzenden Gestalt.

„Herr Lebeau?"

„Zu Befehl. Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen eine Antwort auf Ihre Frage zu geben; entschuldigen Sie, daß ich so lange damit gezögert habe. Ich werde heute Abend nicht in's Café gehen. Ich habe mir daher die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzusprechen."

„Lebeau, Sie sind ein famoser Mensch! Was bringen Sie mir?"

„Monsieur, ich kann Ihnen einige Auskunft geben, aber sie ist so unbedeutend, daß ich nichts dafür verlange und meinerseits von jeder weitern Nachforschung abstehe. Eine solche Nachforschung könnte nur in einem andern Lande vorgenommen werden und es würde für mich nicht der Mühe werth sein, auf die Möglichkeit hin, eine so geringe Belohnung, wie die von Ihnen ausgesetzte, zu verdienen, Paris zu verlassen. Urtheilen Sie selbst. Im Juli 1849 reiste Louise Duval von Paris nach Aachen. Hier blieb sie einige Wochen und

ging dann wieder fort. Weiter vermag ich ihre Spur nicht zu verfolgen."

„Was mag sie nur in Aachen gewollt haben?"

„Aachen ist ein sehr besuchter Badeort, der während der Sommermonate von Gästen aus allen Ländern wimmelt. Sie kann aus Gesundheitsrücksichten oder zum Vergnügen dahin gegangen sein."

„Glauben Sie, daß man an dem Orte selbst, wenn man dahin ginge, mehr erfahren könnte?"

„Möglicherweise. Aber es ist so lange her — zwanzig Jahre.

„Vielleicht ist sie später wieder dagewesen."

„Das ist sehr möglich; aber ich weiß nichts weiter."

„Trat sie dort unter ihrem wahren Namen, als Louise Duval auf?"

„Ja, das weiß ich gewiß."

„Glauben Sie, daß sie allein oder in Gesellschaft von Anderen dort wegreiste. Sie sagen, sie sei sehr schön gewesen — vielleicht hat sie Bewunderer gefunden."

„Wenn ich dem Berichte meines Gewährsmannes Glauben schenken darf", antwortete Lebeau widerstrebend, „so verließ Louise Duval Aachen nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Galans, der kein Engländer war. Wie es heißt, hat sie sich bald wieder von ihm getrennt und der Mann ist jetzt todt. Aber, aufrichtig gesagt, kann ich mir nicht denken, daß Mademoiselle Duval so ihre Ehre auf's Spiel gesetzt und ihre Zukunft geopfert haben sollte. Ich glaube, sie

würde alle nicht ernst gemeinten Anträge mit Hohn zurückgewiesen haben. Aber sicheres weiß ich über ihr Schicksal von dem Augenblick an, wo sie Aachen verließ, nichts."

„Hatte sie denn 1849 ein lebendes Kind?"

„Ein Kind? Ich habe nie etwas von einem Kinde, das sie gehabt hätte, gehört; und ich glaube nicht, daß sie 1849 ein Kind gehabt haben konnte."

Graham sann nach. Etwas weniger als fünf Jahre nach 1849 war Louise Duval in Aachen gesehen worden; möglicherweise hatte sie etwas dort festgehalten und war sie noch jetzt dort aufzufinden.

„Herr Lebeau", sagte Graham, „Sie kennen diese Dame von Ansehen, Sie würden sie auch nach so langen Jahren noch wiedererkennen. Wollen Sie für mich nach Aachen gehen und sehen, was Sie dort für mich erfahren können? Natürlich werden Ihnen die Reisekosten vergütet und Sie erhalten die Belohnung, wenn Ihre Sendung erfolgreich ist."

„Ich bedauere, Ihnen nicht dienen zu können. Mein Interesse für diese arme Dame ist nicht sehr lebhaft, obgleich ich ihr gern dienen möchte und mich freuen würde, zu hören, daß sie noch lebt. Ich bin jetzt durch eine geschäftliche Angelegenheit in Anspruch genommen, die mich viel mehr interessirt und die mich nöthigen wird, Paris, aber nicht in der Richtung von Aachen, zu verlassen."

„Wenn ich aber meinem Principal schriebe und ihn veranlaßte, die Belohnung um so viel zu erhöhen, daß es Ihnen der Mühe werth wäre?"

„Ich würde auch dann antworten müssen, daß meine Geschäfte mir eine solche Reise nicht erlauben. Aber wenn irgend Aussicht vorhanden ist, Louise Duval's Spur in Aachen zu verfolgen, und das kann ja sein, so würden Sie dieselbe ebenso gut aufsuchen können, wie ich. Sie müssen selbst beurtheilen können, ob es sich für Sie der Mühe lohnt, einen solchen Versuch zu wagen, — und wenn Sie ihn wagen und Erfolg haben sollten, lassen Sie es mich wissen. Eine Zeile unter der Adresse meines Bureaus wird mich noch eine Zeitlang treffen, selbst wenn ich von Paris abwesend bin. Adieu, Herr Lamb."

Mit diesen Worten stand Lebeau auf und ging fort.

Graham versank wieder in Gedanken, aber in viel lebhaftere und concentrirtere Gedanken als vorher. „Nein", das war der Inhalt seiner Gedanken, „nein, es wäre nicht gerathen, die Dienste dieses Mannes noch länger in Anspruch zu nehmen. Dieselben Gründe, die es mir verbieten, eine hohe Belohnung auf die Entdeckung dieses Frauenzimmers zu setzen, sprechen noch viel mehr dagegen, einem ihrer Verwandten eine Summe zu bieten, die mir seinen Beistand sichern, unzweifelhaft aber seinen Verdacht erwecken und vielleicht alles, was geheim bleiben muß, an's Licht ziehen würde. O, diese grausame Mission, die mich, bis sie erfüllt ist, um die Verfolgung meiner theuersten Lebensinteressen bringt. Ich will selbst nach Aachen gehen und Renard mitnehmen. Ich kann die Zeit der Abreise nicht erwarten, aber ich kann Paris nicht verlassen, ohne Isaura noch einmal gesehen zu haben. Sie ist bereit, der Bühne

zu entsagen: sicherlich würde ich sie auch der vertrauten Freundschaft mit einer Frau abwendig machen können, deren Genius einen so verhängnißvollen Einfluß auf enthusiastische Gemüther übt. Und dann — und dann —?“

Er verfiel in eine angenehme Träumerei; er dachte sich Isaura als sein künftiges Weib und sah ihr liebliches Bild von all den Attributen der Würde und Achtung umgeben, mit welchen der Engländer die künftige Trägerin seines Namens umkleidet. Er sah sie als die milde Gebieterin seines Hauswesens, die geheiligte Mutter seiner Kinder. In diesem Bilde waren die glänzenderen Eigenschaften Isaura's vielleicht nur schwach vertreten. Ihre feurigen Empfindungen, das reiche Spiel ihrer Phantasie, ihre künstlerische Sehnsucht nach Ergründung der Wahrheit und nach dem unsichtbaren Feenlande der Romantik gaben nur den Hintergrund des Bildes ab. Unstreitig waren es alle diese Eigenschaften gewesen, welche seiner Liebe im ersten Augenblick einen so reichen Inhalt verliehen, welche sein inneres Gleichgewicht so tief erschüttert hatten. Und doch betrachtete er sie jetzt als untergeordnet im Betracht zu dem Bilde der keuschen Matrone, in welche die Ehe das nach Engelsflügeln und unbegrenztem Raum verlangende Kind des Genius verwandeln sollte.

Fünftes Capitel.

Beim Verlassen der trübseligen Wohnung des falschen Herrn Lamb ging Lebeau gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes, wie jemand, der in Gedanken versunken ist, seines Weges weiter. Er wand sich durch ein Labyrinth von dunkeln Gassen, die nicht mehr zum Faubourg Montmartre gehörten und verlor sich zuletzt in einem jener wenigen Höfe, welche noch das Gepräge des Mittelalters bewahren und von dem unbarmherzigen Geiste der Umgestaltung, der während des Kaiserreiches die Physiognomie von Paris so gründlich verändert hat, unberührt geblieben sind. Im Hintergrunde des Hofes stand ein großes, sehr verfallenes Haus, welches aber in seinen Pilastern und Ornamenten im Renaissancestil und dem verstümmelten Wappen mit einer Herzogskrone über der Hausthür noch die Spuren vergangener Größe zeigte. Das Haus sah verlassen aus: viele seiner Fenster waren zerbrochen, andere mit vermodernden Läden dicht geschlossen. Die Hausthür stand angelehnt. Lebeau stieß sie auf und setzte dadurch eine Glocke in der Portier-Loge in Bewegung. Das Haus war also nicht unbewohnt; es hatte einen concierge. Ein Mann mit einem großen, in's Graue spielenden, viereckig geschnittenen Bart, der ein Journal in der Hand hielt, tauchte aus der Loge auf und zog, als er Lebeau erkannte, die Mütze mit einer plumpen, selbstbewußten Verbeugung.

„Was? schon so früh, Citoyen?"

„Ist es noch zu früh?“ fragte Lebeau, auf seine Uhr blickend. „Sie haben Recht. Ich wußte nicht, wie viel Uhr es sei; aber ich mag nicht länger warten. Lassen Sie mich in den Salon. Ich will auf die Uebrigen warten; ich ruhe mich gern ein bischen aus.“

„Bon! Während der Mensch ausruht, rücken die Menschen vor“, sagte der Portier sentenziös.

„Eine tiefe Wahrheit, Citoyen Le Roux; obgleich die gegen einen ruhenden Feind vorrückenden Menschen, wenn sie nicht schlecht geführt werden, mit geräuschlosen Schritten auf unbewachten Nebenwegen heranrücken.“

Lebeau stieg, dem Portier folgend, eine schmutzige breite Treppe hinauf und wurde in ein großes Zimmer geführt, in welchem sich außer einem Tisch, zwei Bänken an seinen beiden Seiten und einem Fauteuil an seinem obern Ende, keine Möbel weiter befanden. Auf dem Kaminsims stand eine große Pendule und an den getäfelten Wänden waren einige eiserne Wandleuchter befestigt.

Lebeau warf sich ermattet in den Fauteuil. Der Portier betrachtete ihn mit freundlichen Blicken; er hielt etwas auf Lebeau, dem er früher als Bote oder Commissionär gedient hatte, bis ihm sein gütiger Principal den leichten Posten, den er jetzt inne hatte, verschaffte. Lebeau besaß in der That, wenn er wollte, die Kunst, Untergebene zu bezaubern; seine Menschenkenntniß hatte seinen Blick für die Besonderheiten jedes Individuums geschärft und machte es ihm möglich, durch Berück-

sichtigung solcher Excentricitäten der Eigenliebe der Leute zu schmeicheln. Marc le Roux, der wildeste rothe Republikaner, hatte eine Frau, auf die er sehr stolz war. Er würde die Kaiserin Eugénie Citoyenne Eugénie genannt haben; von seiner Frau aber sprach er immer als Madame. Lebeau hatte sein Herz dadurch gewonnen, daß er sich immer bei ihm nach „Madame" erkundigte.

„Sie sehen ermüdet aus, Citoyen", sagte der Portier; „lassen Sie mich Ihnen ein Glas Wein bringen."

„Ich danke, mon ami, nein — vielleicht später, wenn ich nach unserm Aufbruch noch Zeit finde, Madame meine Aufwartung zu machen."

Der Portier lächelte, verbeugte sich und murmelte im Herausgehen vor sich hin:

„Nom d'un petit bonhomme. Il n'y a rien de tel que les belles manières."

Als Lebeau allein war, stützte er das Kinn auf die Hand und blickte in den dunkeln Raum; denn es war jetzt Nacht geworden und durch die schmutzigen Scheiben des einzigen, durch keine Läden verschlossenen Fensters konnte nur wenig Licht dringen. Er versank in tiefes Sinnen. Dieser Mann war in vieler Beziehung sich selbst ein Räthsel. Suchte er es zu lösen? Er war ein sonderbares Gemisch widersprechender Elemente. In seiner wildbewegten Jugend waren diese Elemente wie blitzähnliche Regungen guter Triebe eines ungeregelten Ehrgefühles, einer principlosen Großmuth gewesen; er war eine gewaltige, groß angelegte Natur mit starken Leidenschaften des Hasses, ohne Furcht, aber nicht ohne

Scham. In einer anders beschaffenen Gesellschaft würde sich jene Sucht nach Beifall, welche ihn die Notorietät, die er fälschlich für Ruhm nahm, suchen und sich darin berauschen ließ, vielleicht zu einem soliden und nützlichen Ehrgeiz abgeklärt haben. Er wäre vielleicht in den Augen der Welt ein großer Mann geworden; denn zur Erreichung seiner Wünsche standen ihm nicht gewöhnliche Talente zu Gebote. Obgleich ein zu echter Pariser, um sich mit ernsten Studien zu befassen, hatte er sich doch, theils aus Büchern, theils aus seinem Verkehr mit Menschen, eine recht gute allgemeine Bildung angeeignet. Er hatte die Gabe, sich sowohl mündlich wie schriftlich feurig und energisch auszudrücken — die Zeit und gebieterische Umstände hatten diese Gabe noch mehr entwickelt. Während seiner kurzen Laufbahn als Beherrscher der Mode, war er in dem Streben nach den Auszeichnungen, welche einen reichlichen Geldverbrauch bedingen, der achtloseste Verschwender gewesen; aber die Noth, welche die Folge der Verschwendung ist, hatte sein Gefühl persönlicher Ehre nie vernichten können. Sicherlich war Victor de Mauléon nicht der Mann, dem jemals der Gedanke, die Juwelen einer Frau, die ihn liebte, zu erpressen, geschweige zu stehlen, auch nur hätte in den Sinn kommen können. Auch während der schwersten Prüfungen und der bescheidensten Berufsarten, die er in seinem spätern Leben durchzumachen hatte, würde er einer solchen Versuchung niemals auch nur einen Augenblick Raum gegeben haben. Er war einer jener gefährlichen Menschen, welche in der Verbindung großer Geisteskraft mit ungebändigtem

Ehrgeiz den Keim der furchtbarsten Verbrechen in sich tragen. Wenn man Victor de Mauléon die Krone der Cäsaren unter der Bedingung angeboten hätte, daß er eine jener niedrigen Handlungen, deren sich ein Mann von Ehre niemals schuldig macht, begehe, er würde diese Krone ausgeschlagen haben — nicht aus Respect vor einer zu den Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft gehörenden moralischen Vorschrift, sondern aus persönlichem Stolz. Aber, wenn es sich um etwas für das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft unendlich viel verderblicheres handelte, wenn der Friede und die Ordnung und das Glück von Millionen um der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, oder um eines bisher noch unerprobten und deshalb unsichern politischen Experimentes willen, der Entfesselung der wildesten Leidenschaften, dem Ausbruch revolutionären Wahnsinns oder der Menschenschlächterei eines Bürgerkrieges preisgegeben werden müßten, so würde dieser französische Desperado so gewissenlos gewesen sein wie je ein fanatischer Demagoge in der schlimmsten Revolutionszeit. Das System des Kaiserreichs war Victor de Mauléon's persönlichem Ehrgeiz und seinen politischen Dogmen im Wege und darum mußte es gestürzt werden, gleichviel was oder wen es mit seinem Sturz begraben würde. Er war einer jener, in alten und neuen Demokratien nicht ungewöhnlichen revolutionären Verschwörer, welche sich der Volkskräfte um so unbedenklicher zu ihren Zwecken bedienen, je gründlicher sie das Volk verachten. Ein Mann von der geistigen Begabung de Mauléon's, der das Volk aufrichtig liebt und die Größe des Aufschwungs

bewundert, welche oft bei massenhaften Bewegungen des Volkes einen erfreulichen Gegensatz zu der unvernünftigen Leichtgläubigkeit seiner Unwissenheit und der blinden Raserei seiner Wuth bildet, wird sich immer unendlich schwer entschließen, die furchtbare Kluft, welche Reform von Revolution scheidet, zu überschreiten. Er weiß, daß fast ausnahmslos die echte Freiheit in dem Uebergangsstadium geopfert wird; er weiß, welche Leiden diejenigen, die von ihrer Hände Arbeit leben, in der traurigen Zeit zwischen der plötzlichen Zerstörung einer Gesellschaftsform und der allmäligen Herstellung einer andern, zu erdulden haben. Aber Victor de Mauléon war eben nichts weniger als der Typus eines solchen Mannes. Das Leben mit seinen Erfahrungen hatte diese kräftige Natur zum Feinde der Gesellschaft gemacht und hatte die einst feurig liebevollen Empfindungen in kalten Haß verwandelt. Dieser Haß machte seinen Ehrgeiz nur noch intensiver, weil er seine Verachtung der menschlichen Werkzeuge steigerte.

Victor de Mauléon konnte sich nicht verhehlen, daß, wenn auch die Beschuldigungen, die seinen Namen so lange beschimpft hatten, völlig unbegründet waren und wenn er auch, vermöge seines Ranges, seines savoir vivre, der Hilfe Louvier's und des Ansehens seiner hochgeborenen Verwandten, sich vielleicht im Privatleben würde rehabilitiren können, doch die höheren Ziele des öffentlichen Lebens einem Manne von seinen Antecedentien und beschränkten Mitteln unter dem bestehenden politischen Zustande schwerlich erreichbar sein würden. Der Aristokrat war also genöthigt, sich zum Demokraten

zu machen, wenn er eine politische Rolle spielen wollte. Wenn er einen Umsturz des bestehenden Zustandes der Dinge zu Wege brachte, so vertraute er auf seine individuelle Kraft, daß er bei einem solchen allgemeinen Bouleversement obenauf kommen werde. Und in dem ersten Stadium einer Revolution macht der Pöbel niemand lieber zu seinem Liebling als einen Edelmann, der zu ihm übergeht, wenn er ihn auch in dem zweiten Stadium, vielleicht auf die Denunciation seines Schuhflickers hin, guillotinirt. So sanguinische und verwegene Geister wie Victor de Mauléon denken bei dem ersten Schritt nie an den zweiten.

Sechstes Capitel.

Nach einiger Zeit trat der Citoyen Le Roux wieder in das Zimmer, welches bis auf den Schimmer einer schräge durch das Fenster scheinenden Gaslaterne am Eingange des Hofes vollkommen dunkel war, schloß die Fensterläden, zündete zwei von den Wandleuchtern an und nahm aus einer Schublade des Tisches Schreibgeräth, welches er geräuschlos auf den Tisch legte, wie wenn er Lebeau, der sein Gesicht mit den Händen bedeckt und seinen Kopf auf den Tisch gelegt hatte, zu stören fürchte. Lebeau schien fest zu schlafen. Endlich berührte der Portier den Arm des Schlafenden sanft und flüsterte ihm in's Ohr:

„Es ist zehn Uhr, Citoyen, — sie werden gleich hier sein.“

Lebeau erhob schläfrig den Kopf.

„Wie?“ sagte er, „was?“

„Sie haben geschlafen.“

„Ich glaube, denn ich habe geträumt. Aha, da höre ich schon die Hausglocke. Jetzt bin ich wieder ganz munter.“

Der Portier ging hinaus und führte wenige Minuten später zwei, trotz des warmen Sommerabends, in Mäntel gehüllte Männer in den Salon. Sie schüttelten Lebeau schweigend die Hand, legten ebenso schweigend ihre Mäntel ab und setzten sich. Beide schienen dem höhern Mittelstande anzugehören. Der Eine, ein Mann von kleinem Körperbau und lebhaftem Ausdruck, war ein im Rufe der Geschicklichkeit stehender Arzt, der aber in Folge eines gegen ihn verbreiteten Verdachtes, ein Testament gefälscht zu haben, nur wenig Praxis hatte. Der Andere, ein langer hagerer Mann mit lang herabhängendem graugesprenkelten Haar und wildblickenden unruhigen Augen, war ein Gelehrter, der schätzbare Werke über Mathematik und Elektricität und eine Schrift geschrieben hatte, in welcher er die Existenz jeder andern schöpferischen Kraft, als dessen, was er „Nebulosität“ nannte und als Verbindung von Hitze und Feuchtigkeit definirte, bestritt. Der Arzt war ungefähr fünfzig Jahre alt, der Atheist einige Jahre älter. Nach Verlauf etwa einer Minute ließ sich ein Klopfen an der Wand vernehmen. Einer der Männer stand auf und berührte eine Feder in dem Wandgetäfel,

das sich darauf zurückschob, so daß eine Oeffnung entstand, durch die man auf eine enge Treppe blickte, von welcher aus, einer nach dem andern, drei weitere Mitglieder der Gesellschaft eintraten. Offenbar gab es hier verschiedene Wege in das Zimmer hinein und aus demselben hinaus zu gelangen.

Die drei Neueintretenden waren keine Franzosen, das konnte man auf den ersten Blick sehen; vermuthlich hatten sie Gründe zu größerer Vorsicht, als diejenigen, welche durch die Vorderthür eingetreten waren. Einer derselben, ein langer Mann von gewaltigem Körperbau mit blondem Haar und Bart, der mit einer gewissen fadenscheinigen Eleganz, bei der keine Wäsche zum Vorschein kam, gekleidet war, war ein Pole. Ein Zweiter, ein magerer, kahlköpfiger, sehr dunkler und fahlfarbiger Mann, war ein Italiener. Der Dritte, der aussah wie ein Arbeiter in Feiertagskleidern, war ein Belgier.

Lebeau begrüßte einen Jeden von ihnen mit gleicher Höflichkeit und alle drei setzten sich schweigend an den Tisch.

Lebeau blickte auf die Pendule und sagte: „Confrères, an unserer Mitgliederzahl, wie sie für diese séance festgesetzt ist, fehlen noch zwei; sie werden ohne Zweifel in wenigen Minuten erscheinen. Bis sie kommen, können wir nur von unwichtigen Dingen reden. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Cigarren anzubieten."

Und mit diesen Worten reichte er, der selbst gar nicht rauchte, seinem nächsten Nachbar, dem Polen, eine

große, ganz gefüllte Cigarrentasche. Derselbe versah sich mit zwei Cigarren und reichte die Cigarrentasche dann dem ihm Zunächstsitzenden. Nur zwei, der Italiener und der Belgier, dankten.

Jetzt vernahm man Schritte auf der Treppe; die Thür öffnete sich und Citoyen Le Roux ließ, einen nach dem andern, zwei Männer ein, die beide unverkennbar Franzosen und zwar für ein geübtes Auge unverkennbar Pariser waren. Der eine war ein junger, bartloser Mensch, dem Aussehen nach fast noch ein Knabe mit einem schönen Gesicht und einem kümmerlich magern Körper; der andere war ein vierschrötiger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, der wie ein Arbeiter am Werktage gekleidet war; er trug mit einer gewissen Ostentation ersichtlich ungebürstete und befleckte Kleider von grobem Stoff, dicke nägelbeschlagene Schuhe, grobe Strümpfe und eine Arbeitermütze. Und doch hatte er von allen um den Tisch sitzenden nächst Lebeau das distinguirteste Aussehen, ein männlich offenes Wesen, eine gewaltige freie Stirn, intelligente Augen, ein schönes scharfgeschnittenes Profil und ein kräftiges Untergesicht. Der Gesichtsausdruck war streng, aber nicht gemein; es war ein Ausdruck, der einem alten Baron nicht minder gut zu Gesichte gestanden haben würde als einem modernen Arbeiter; es lag darin eine Fülle von Stolz und Willenskraft und vor allem von Selbstachtung.

„Confrères“, sagte Lebeau aufstehend, während Aller Augen auf ihn gerichtet waren, „wir sind für die gegenwärtige séance vollzählig beisammen. Gehen wir an unser Geschäft. Seit wir zuletzt versammelt

waren, hat unsere Sache rasche und nicht geräuschlose Fortschritte gemacht. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Louis Napoleon die Ideen seiner Vorfahren thatsächlich verleugnet hat und das ist ein verhängnißvoller Fehler für ihn, ein herrlicher Fortschritt für uns. Die Preßfreiheit wird in sehr kurzer Zeit erreicht sein und damit muß das persönliche Regiment ein Ende haben. Wenn der Autokrat erst einmal genöthigt sein wird, sich dem Rathe seiner Minister zu fügen, werden plötzliche Veränderungen nicht ausbleiben können. Seine Minister werden nur Wetterhähne sein, die sich hier= und dorthin drehen, je nachdem der Wind in Paris umspringt, und Paris ist der Sitz aller Winde. Eine neue Revolution steht vor der Thür (Beifallsgemurmel). Es würde das Gelächter der Tuilerien und ihrer Minister, der Börse und ihrer Spieler, jedes feinen Salons dieser sybaritischen Stadt, aller vermeintlichen Philosophen und Witzlinge erregen, wenn sie erführen, daß hier in dieser verfallenden Baracke acht so wenig vom Glücke begünstigte, so wenig bekannte Männer zusammenkommen, um den Sturz eines Kaiserreiches vorzubereiten. Die Regierung würde uns für zu unwichtig halten, um auch nur Notiz von unserer Existenz zu nehmen."

„Das weiß ich doch nicht", unterbrach ihn der Pole.

„Ah, pardon", nahm der Redner wieder auf, „ich hätte meine Bemerkung auf die fünf Franzosen unter uns beschränken sollen. Ich habe auf die ruhmvollen Antecedentien unserer auswärtigen Verbündeten keine

hinreichende Rücksicht genommen. Ich weiß, daß Sie, Thaddeus Zoulusky, und daß Sie, Leonardo Raselli, eine zu bedeutende Rolle im Kampf gegen die Tyrannei gespielt haben, als daß Sie nicht in den Büchern der Polizei mit einem schwarzen Kreuz vermerkt sein sollten. Ich weiß, daß Sie, Jan Vanderstegen, wenn Sie auch noch keine Narben von jenen in dem Kampfe um die Freiheit erhaltenen Wunden tragen, welche Despoten und Feiglinge die Brandmale des Verbrechens nennen möchten, es doch Ihrer speciellen Brüderschaft schuldig sind, Ihre Bewegungen geheim zu halten. Der Tyrann möchte die Internationale unterdrücken und versagt ihren Mitgliedern das Recht sich zu versammeln. Ihnen Dreien ist der geheime Zutritt zu unserer Berathungshalle gewährt. Aber wir Franzosen sind bis jetzt noch durch unsere vermeintliche Unbedeutendheit gesichert. Confrères, erlauben Sie mir, Ihnen die Gründe an's Herz zu legen, warum wir, so unbedeutend wir auch scheinen, doch in der That furchtbar sind. Erstens sind wir wenige; der große Fehler der meisten geheimen Gesellschaften hat darin bestanden, viele Mitglieder zu ihren Berathungen zuzulassen, und wo immer viele Zungen hadern können, stellt sich leicht Uneinigkeit ein. Zweitens sind wir, obgleich so wenige bei unseren Berathungen, doch Legionen, wenn die Zeit zum Handeln kommt, weil wir ein Jeder seine eigene Section repräsentirt und weil jede Section einer unbegrenzten Ausdehnung fähig ist. Sie, tapferer Pole und Sie, staatsmännischer Italiener, genießen das Vertrauen von Tausenden, die jetzt unbeachtet in unbewachten Wohnungen

ihrem harmlosen Berufe nachgehen und ein dunkles Dasein führen, die aber, wenn Sie nur einen Finger rühren, wie aus ausgesäeten Drachenzähnen als bewaffnete Männer erstehen werden. Sie, Jan Vanderstegen, der Vertrauensmann von Verviers, diesem wimmelnden Lager der mißhandelten Arbeit in ihrer Empörung gegen die Ungerechtigkeiten des Capitals — Sie können, wenn die Stunde schlägt, den Telegraphen berühren und wie einen Blitz den Ruf ‚Stehet auf‘ in alle Lande entsenden, in welchen sich die Arbeiter gegen ihre Unterdrücker verbündet haben. Von uns fünf Franzosen lassen Sie mich bescheidener reden. Sie weiser und gelehrter Felix Ruvigny, der Sie gleich sehr um der Tiefe Ihrer Wissenschaft und um der Redlichkeit Ihres Charakters willen geehrt werden, der Sie sich durch Ihren Abscheu gegen Pfaffenthum und Aberglauben bewogen finden, sich uns anzuschließen, Sie haben weitverzweigte Verbindungen unter allen erleuchteten Denkern, welche den Geist der Menschen von den Netzen pfäffischer Fabeln befreien möchten, und wenn die Stunde schlägt, wo das Wort ‚Delenda est Roma‘ mit Sicherheit ausgesprochen werden kann, wissen Sie die Federn zu finden, welche siegreicher als Schwerter im Kampfe gegen die Kirche und den Glauben sind. Sie“, fuhr er gegen den Arzt gewendet fort, „Sie, Gaspard le Roy, den eine niederträchtige Verleumdung um die Ihrem Verdienste gebührende hohe Stellung in Ihrem Berufe gebracht hat, Sie, der Sie edelmüthiger Weise die Reichen und Großen verachten und es zu Ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, die Armen zu

pflegen und zu heilen, so daß Sie sich den populären Namen des ‚Medicin des Pauvres‘ erworben haben — wenn die Zeit kommt, wo die Soldaten vor den sansculottes fliehen werden und wo der Pöbel das Werk der Zerstörung beginnen wird, werden die durch Gaspard le Roy Geheilten die Rächer seiner Kränkung werden.“

„Sie, Armand Monnier, der Sie ein einfacher Arbeiter, aber von illustrer Abkunft sind, — denn Ihr Großvater war der geliebte Freund des tugendhaften Robespierre und Ihr Vater fiel als Held und Märtyrer bei dem Gemetzel des coup d'état —, Sie, der Sie sich an der Beredtsamkeit Robespierre's und an der überzeugenden Philosophie von Robespierre's Lehrer, Rousseau, gebildet haben, Sie, der vergötterte Redner der rothen Republikaner, werden sicherlich ein unbezwinglicher Bandenführer sein, wenn die Schlachtdrommete ertönt. Sie, junger Dichter und Publicist Gustave Rameau, es gilt mir gleich, was Sie jetzt sind, ich weiß was Sie bald sein werden —, Sie bedürfen zur Entfaltung Ihrer Macht über die Menge nur eines Organes für Ihre Kundgebungen. Darüber gleich näheres. Ich steige jetzt in die Niederungen des Egoismus herab. Ich bin schließlich genöthigt, von mir selbst zu reden. Sie wissen bereits, daß ich in Marseille und Lyon zuerst den Plan dieses Repräsentativ-Bundes faßte. Schon seit Jahren hatte ich mit den Freunden der Freiheit, d. h. mit den Feinden des Kaiserreiches in vertrautem Verkehr gestanden. Nicht alle diese Feinde sind arm. Einige wenige unter ihnen

sind reich und großmüthig. Ich behaupte nicht, daß diese Reichen und Wenigen dieselben letzten Zwecke verfolgen, wie die Armen und Vielen. Aber sie verfolgen denselben nächsten Zweck, die Zerstörung des Bestehenden — des Kaiserreiches. Bei dem Betriebe meines speciellen Berufes als Unterhändler oder Agent in den Städten des Südens schloß ich Freundschaft mit einigen dieser Malcontenten. Und aus diesen Freundschaften schöpfte ich die Idee, welche in diesem Rathe verkörpert ist. Dieser Idee gemäß lehnt der Rath, — während er nach Belieben mit allen geheimen oder offenen Gesellschaften, welche den Zweck der Revolution verfolgen, verkehren kann —, es ab, in irgend einen andern Bund aufzugehen; er steht gesondert und unabhängig da und weist es von sich, in seinen Codex irgend einen über die Grenzen, auf welche er seinen Plan und seine Kräfte beschränkt, hinausreichenden Artikel im Betreff des Glaubens an die Zukunft aufzunehmen. Unser Plan vereinigt uns! Darüber hinauszugehen würde uns veruneinigen. Wir Alle sind einverstanden, die Napoleonische Dynastie zu stürzen; keiner von uns würde vielleicht mit dem Andern darüber einverstanden sein, was wir an die Stelle setzen sollen. Wir Alle, die wir hier versammelt sind, würden vielleicht sagen: ‚Eine Republik.' Ja, aber welche Art von Republik? Vanderstegen würde sie socialistisch, Monnier, der weiter geht, würde sie nach den Principien Fourier's communistisch haben wollen, Le Roy ist ein Anhänger der Politik Danton's und würde die Republik mit einer Schreckensherrschaft eröffnen wollen; unser italienischer

Bundesbruder verabscheuet den Gedanken eines allgemeinen Gemetzels und befürwortet den Einzelmord. Ruvigny würde die Anbetung der Gottheit beseitigen. Monnier hält mit Robespierre und Voltaire dafür, daß wenn es keine Gottheit gäbe, es doch für die Menschen nothwendig sein würde, eine zu erfinden. Kurz, wir würden uns über einen Plan für das neue Gebäude nicht verständigen können und wir lehnen es daher ab, einen solchen Plan zu discutiren, bis die Pflugschar über die Trümmer des alten Gebäudes hinweggegangen sein wird. Aber ich habe einen andern und noch praktischern Grund, unsern Rath von jeder Gesellschaft, welche über die Zerstörung hinausgehende Zwecke verfolgt, fern zu halten. Wir müssen über einen gewissen Fonds disponiren können. Ich bringe Ihnen diesen Fonds, und wie? Nicht aus meinen eigenen Mitteln, diese genügen nur zu meinem Lebensunterhalte. Auch nicht aus Beiträgen von Arbeitern, die, wie Sie wissen, nur für Dinge zu zeichnen bereit sind, welche ihrem Endzweck, dem Siege der Arbeiter über die Arbeitgeber, unmittelbar dienen. Ich bringe Ihnen Geld von der Körperschaft der reichen Malcontenten. Ihre Politik ist nicht die der meisten Anwesenden; sie ist, wie sie es nennen, gemäßigt. Einige sind zwar für eine Republik, aber für eine in der Vertheidigung der Ordnung und in dem Schutz des Eigenthums starke Republik; Andere und zwar die meisten und reichsten sind für eine constitutionelle Monarchie und womöglich für eine Einschränkung des allgemeinen Stimmrechts, welches in ihren Augen in den Städten nur die Anarchie

und auf dem Lande nur ein Willkürregiment unter dem Einfluß der Pfaffen fördert. Dieselben würden nicht einen Sou unterzeichnen, wenn sie denken müßten, daß ihr Betrag dazu dienen könnte, die Pläne Ruvigny's des Atheisten, oder Monnier's, der die Gottheit Rousseau's unter dem drapeau rouge proclamiren möchte, zu fördern, keinen Sou, wenn sie wüßten, daß ich die Ehre habe, mich solcher confrères zu rühmen, wie ich sie hier um mich versammelt sehe. Sie unterzeichnen für den von uns geplanten Sturz Bonaparte's. Die Politik, die ich befolge, habe ich der Politik der englischen Liberalen entlehnt. In England acceptiren mächtige Millionäre, hochgeborne Herzoge und streng kirchlichgesinnte Männer, welche der liberalen Partei angehören, die Dienste von Männern, welche auf Maßregeln bedacht sind, welche das Capital ruiniren, die Aristokratie ausrotten und die Kirche vernichten würden, sobald diese Männer sich nur zu einen unmittelbar zu ergreifenden Schritt gegen die Tories mit ihnen vereinigen. Sie haben ein Sprichwort, welches auf französische Localitäten angewendet so lauten würde: ‚Wenn ein Zug, der nach Marseille geht, Fontainebleau passirt, warum sollte ich, weil andere Passagiere nach Marseille weiterfahren, mich nicht dieses Zuges zur Fahrt nach Fontainebleau bedienen?‘ Confrères, mir scheint, der Augenblick ist gekommen, wo wir es wagen dürfen, einen Theil der zu meiner Verfügung stehenden Fonds für andere Zwecke zu verwenden, als denen er bisher gewidmet war. Ich proponire daher, ein Journal unter den Auspizien Gustave Rameau's als Redacteur en chef zu gründen,

ein Journal, welches, wenn Gustave Rameau meinen Rath befolgt, nicht geringes Aufsehen erregen wird. Es wird anfänglich einen unparteiischen Ton anschlagen; es wird sich aller leidenschaftlichen Invectiven enthalten, es wird witzige, gefühlvolle und beredte Artikel bringen, es wird sich seinen Weg in die Salons und Cafés der gebildeten Leute zu bahnen wissen, und dann — und dann wird es, wenn es von feiner Satire zu wüthenden Denunciationen übergeht und sich auf die Seite der Blousen stellt, eine gewaltige und furchtbare Wirkung hervorbringen. Darüber werde ich mich mit Citoyen Rameau vertraulich unterhalten. Ich brauche mich Ihnen gegenüber nicht über die Thatsachen zu verbreiten, daß in Paris selbst eine Vereinigung von uns an Stellung oder Einfluß unendlich überlegenen Männern ohne ein Journal zu ihrer Verfügung nichts bedeuten würde; mit einem solchen Journal aber, welches geschrieben wird, um schwankende Meinungen nicht zu beunruhigen, sondern zu gewinnen, würde eine Vereinigung von unendlich viel unbedeutenderen Männern als wir alles sein können. Confrères, nachdem diese Angelegenheit erledigt ist, gehe ich dazu über, Summen unter Sie zu vertheilen, über welche mir ein Jeder, mit Ausnahme unseres geschätzten confrère, des Polen, Rechenschaft ablegen wird. Ein Vertreter Polens braucht alles, was wir für die Sache der Menschheit zeichnen können, für sich." Ein halb unterdrücktes Lachen ließ sich vernehmen, an dem nur der Pole keinen Antheil nahm, der mit ernster imponirender Miene um sich

blickte, als wolle er sagen: „Was ist denn da zu lachen, es ist ja eine einfache Wahrheit."

Lebeau überreichte darauf jedem seiner confrères ein versiegeltes Couvert, das ohne Zweifel eine Banknote und vielleicht auch geheime Instructionen über deren Verwendung enthielt. Es war eine seiner Maximen, den Betrag der einem jeden Mitgliede der Gesellschaft aus dem ihm zur Verfügung stehenden Fonds zu übergebenden Summe als ein Geheimniß zwischen sich und dem Empfänger zu behandeln. So wurde Eifersucht vermieden, wenn die Summen ungleich waren und das waren sie meistens. In diesem Falle erhielten die größten Summen der médicin des pauvres und der Abgeordnete für Verviers. Beide Summen sollten ohne Zweifel nach dem Ermessen der mit ihrer Vertheilung Betrauten den Armen zu Gute kommen. Die Grundsätze, welche Lebeau bei der Vertheilung von Geld beobachtete, wurden ohne weiteres gutgeheißen, denn er allein schaffte das Geld herbei und zwar außerhalb des Kreises des geheimen Rathes, dessen Gründer und Dictator er war. Dann wurden einige andere geschäftliche Angelegenheiten discutirt und versiegelte Berichte von jedem Mitgliede dem Präsidenten eingehändigt, der sie uneröffnet in die Tasche steckte und dann seine Rede fortsetzte:

„Confrères, unsere Sitzung ist geschlossen. Der Zeitpunkt unserer nächsten Zusammenkunft muß unbestimmt bleiben, denn ich selbst werde Paris verlassen, sobald ich das Journal in Gang gebracht habe, über dessen Einzelheiten ich das Nähere mit Citoyen Rameau

verabreden werde. Ich bin mit den Fortschritten unserer beiden Reise-Missionäre nicht zufrieden; und obgleich ich ihren Eifer nicht bezweifle, so glaube ich doch, daß, wenn ich nach Bordeaux und Marseille, wo sie sich jetzt aufhalten, reise, meine Erfahrung ihnen zu Statten kommen wird. Aber sollten Umstände eintreten, welche eine Berathung oder ein Handeln erforderlich machen würden, so können Sie sich darauf verlassen, daß ich entweder eine Versammlung berufen, oder an diejenigen unserer Mitglieder, welche am nützlichsten verwendet werden können, Instructionen erlassen werde.

Für jetzt, confrères, sind Sie frei. Nur Sie, mein lieber junger Autor, bleiben hier."

Siebentes Capitel.

Als der Präsident des geheimen Rathes sich mit Gustave Rameau allein fand, blieb er noch einige Augenblicke in sinnendem Schweigen sitzen; aber der Ausdruck seines Gesichtes war nicht mehr verdrossen und umwölkt; seine Nasenflügel zitterten wie triumphirend; um seine Lippen spielte ein stolzes Lächeln. Rameau beobachtete ihn mit neugierig bewundernden Blicken. Der junge Mann hatte das impressionable, reizbare Temperament, welches in der pariser Luft zu liegen scheint und durch den Genuß von Absinth noch so sehr

gefördert wird. Rameau schwelgte in der Romantik der Mitgliedschaft einer geheimen Gesellschaft; er war scharfsinnig genug, um die Klugheit zu würdigen, welche dieses kleine Conclave von jenen wahnsinnigen Verbindungen zur Ausführung unpraktischer Theorien ferne hielt, die mehr Aussicht haben, Abenteurer auf den tarpejischen Felsen als auf das Capitol zu bringen, während es keineswegs ausgeschlossen war, daß diese wahnsinnigen Verbindungen in einem kritischen Momente starke Werkzeuge in den Händen eines auf praktische Ziele gerichteten Ehrgeizes würden. Lebeau bezauberte ihn und erschien seinem berauschten innern Auge als eine wahre Riesengestalt. Berauscht war sein inneres Auge in der That in diesem Augenblick, denn vor demselben schwebte das verwirklichte Ideal seines Strebens; ein Journal, dessen Redacteur en chef er sein, in welchem seine Poesie und seine Prosa so viel Raum einnehmen sollte, wie es ihm belieben würde, durch welches sein bisher kaum über den Kreis einer literarischen Clique hinaus bekannter Name in Salons, Clubs und Cafés rühmlich bekannt und der beau monde ein vertrauter Klang werden würde. Und das verdankte er dem vor ihm sitzenden außerordentlichen Manne.

„Cher poète“, sagte Lebeau, das Schweigen brechend, es gewährt mir kein geringes Vergnügen, zu denken, daß ich jemand, dessen Talente ihn zur Erreichung der größten Ziele geschickt machen, seine Laufbahn eröffne. Frappirt von einigen Artikeln in dem durch den Witz und die Heiterkeit Savarin's berühmt gewordenen Journal, ließ ich es mir angelegen sein, im geheimen

nähere Erkundigungen über Ihre Herkunft, Ihre Lebensgeschichte, Ihre Verbindungen und Ihre Antecedentien einzuziehen. Alles was ich erfuhr, bestätigte mir die Richtigkeit meines ersten Eindruckes, daß Sie nämlich gerade der Schriftsteller seien, den ich für unsere Sache gewinnen müsse. Ich suchte Sie daher uneingeführt und als Fremder in Ihrer Wohnung auf, um Ihnen meine Bewunderung über Ihre Schöpfungen auszudrücken. Kurz, wir wurden bald Freunde und nachdem wir unsere Gedanken ausgetauscht hatten, gewährte ich Ihnen auf Ihre Bitte den Zutritt zu diesem geheimen Rath. Indem ich Ihnen nun jetzt die Leitung des Journals proponire, das ich gründen will und für welches ich die nöthigen Fonds werde herbeischaffen können, bin ich genöthigt, Ihnen unerläßliche Bedingungen aufzuerlegen. Dem Namen nach werden Sie Redacteur en chef sein. Diese Stellung wird Ihnen, wenn das Journal Erfolg hat, Ansehen und Vermögen verschaffen; wenn das Unternehmen fehlschlägt, werden auch Ihre Hoffnungen vereitelt werden. Aber wir wollen nicht von Fehlschlagen reden; das Journal muß Erfolg haben. Unser Interesse ist daher dasselbe. Vor diesem Interesse müssen alle kindischen Eitelkeiten schwinden. Dem Namen nach, sage ich, werden Sie Redacteur en chef sein; aber alle wirkliche Redactionsarbeit wird zuerst von Anderen gethan werden."

„Wie das?" rief Rameau bestürzt aus. Lebeau nahm wieder auf:

„Zu der von mir beabsichtigten Gründung des Journals gehört mehr als ein jugendlicher Genius,

dazu gehören der Tact und die Erfahrung reiferer Jahre."

Rameau sank mit dem Ausdruck verdrossenen Hohnes auf seinen bleichen Lippen in seinem Stuhl zurück. Lebeau war also entschieden nicht der große Mann, für den er ihn gehalten hatte.

„Ein gewisser Theil des Journals", fuhr Lebeau fort, „wird ausschließlich Ihrer Feder überlassen bleiben."

Von Rameau's Lippen wich der höhnische Ausdruck.

„Aber Ihre Feder muß sich bei den für diesen Raum bestimmten Beiträgen auf Schöpfungen beschränken, welche dem Gebiete der reinen Phantasie angehören und sich in einer nicht existirenden Welt herumtummeln; wenn aber Beiträge ernster Art, welche mit dem Wesen der wirklichen Welt zusammenhängende Gegenstände behandeln, in diesen Raum aufgenommen werden, so werden sie Ihnen dictirt oder wenigstens vor der Aufnahme revidirt werden. Außerdem bedarf ein Journal, das sich gleich bei seinem Erscheinen Bahn brechen soll, der Unterstützung von Männern, die zwar nicht besser schreiben als Sie, deren Ruf aber bereits fest begründet ist; deren Artikel, gleichviel ob sie gut oder schlecht sind, das Publicum begierig verschlingt und gut findet, selbst wenn sie schlecht sind. Sie müssen den scherzhaften Commentaren und Witzen Savarin's eine Spalte einräumen."

„Savarin? Der hat ja sein eigenes Journal. Er wird sich als Autor nicht herbeilassen in einem eben von mir begründeten Journal zu schreiben, und als Politiker wird er zur Herbeiführung einer ultra=

demokratischen Revolution nicht behilflich sein wollen. Sofern er sich überhaupt um Politik bekümmert, ist er ein Constitutioneller und Orleanist."

„Enfant! Als Autor wird Savarin sich herbeilassen, Beiträge zu Ihrem Journal zu liefern: erstens, weil dasselbe in keiner Weise versuchen wird, seinem Blatte Concurrenz zu machen; zweitens, weil, wie ich Ihnen im Vertrauen mittheilen kann, Savarin's Blatt nicht mehr genügt, ihm seine Existenz zu sichern. Er hat mehr als zwei Drittheile seines Eigenthums an demselben verkauft; er ist verschuldet und sein Gläubiger drängt ihn, und morgen werden Sie Savarin für eine von ihm geschriebene und mit seinem Namen unterzeichnete Spalte auf zwei Monate vom Erscheinen des Journals an gerechnet 30,000 Frcs. bieten. Er wird acceptiren, einestheils, weil die Summe ihn von der Schuld, die ihn quält, befreit und anderntheils, weil er dafür zu sorgen wissen wird, daß die Höhe dieser Summe bekannt wird und das wird ihn in den Stand setzen, sich bessere Bedingungen bei dem Verkauf der ihm noch verbleibenden Antheile an dem jetzt von ihm herausgegebenen Journale, ferner für das neue Buch, welches er, wie Sie mir sagten, zu schreiben beabsichtigt, und endlich für das neue Journal zu erwirken, welches er sicherlich gründen wird, sobald er über das alte disponirt hat. Sie sagen ferner, daß Savarin, der Orleanist, als Politiker zur Herbeiführung einer ultrademokratischen Revolution nicht werde behilflich sein wollen. Wer verlangt denn das von ihm? Habe ich nicht in der Versammlung ausdrücklich erklärt, daß wir

unser Journal mit der mildesten Politik eröffnen wollen? Wenn auch Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden, fördert man doch ihr Wachsthum, wenn man ihre Wurzel mit Rosenwasser begießt. Der feine Cynismus der Schriftsteller, welche von denen, die auf der Oberfläche der Gesellschaft schwimmen, gelesen werden, bahnt dem socialen Sauerteige den Weg in ihre Tiefen. Hätte es keinen Voltaire gegeben, wir hätten keinen Camille Desmoulins gehabt, und hätte es keinen Diderot gegeben, es wäre kein Murat erstanden. Wir beginnen als feine Cyniker und von allen Cynikern ist Savarin der feinste. Aber wenn ich ihm eine hohe Offerte mache, so ist es dabei auf seine Clique abgesehen. Ohne seine Clique ist er nur ein Witzling, mit seiner Clique aber ist er eine Macht. Theils aus dieser Clique, theils aus einem über die Clique hinausreichenden Kreise, auf welchen Savarin mehr oder weniger Einfluß üben kann, habe ich mir zehn Leute ausgesucht. Hier ist die Liste. Sehen Sie sich dieselbe genau an. Entre nous, ich halte von den Schreibereien dieser Leute so wenig, wie von künstlichen Fliegen, aber sie sind künstliche Fliegen, auf welche das Publicum anbeißt. Sie müssen uns wenigstens fünf von diesen verschaffen, und ich gebe Ihnen für die Bedingungen carte blanche. Wenn wir erst Savarin gewonnen haben, werden die übrigen stolz darauf sein, sich ihm anzuschließen. Bemerken Sie wohl, daß keiner dieser Herren politische Artikel schreiben soll; diese werden Ihnen anonym geliefert und müssen ohne Streichung oder Weglassung abgedruckt werden. Wenn Sie sich Savarin und wenigstens fünf von den auf der

Liste verzeichneten collaborateurs gesichert haben, schreiben Sie mir nach meinem Bureau. Ich lasse Ihnen dazu vier Tage Zeit, und von dem Tage des Erscheinens des Blattes beziehen Sie ein jährliches Gehalt von 15,000 Frcs., welches sich mit dem Gelingen des Unternehmens noch steigern wird. Sind Sie mit diesen Bedingungen zufrieden?"

„Natürlich. Aber wenn es mir nicht gelingt, Savarin oder wenigstens fünf von denen zu gewinnen, die da auf Ihrer Liste stehen, unter welchen, wie ich auf den ersten Blick sehe, die Namen der in dieser Art Schriftstellerei beliebtesten Journalisten sich befinden, darunter mehr als einer von hoher gesellschaftlicher Stellung, dem ich Mühe haben werde mich auch nur zu nähern, — wenn, sage ich, es mir mißlingt?"

„Wie? mit carte blanche in Betreff der Bedingungen? Pfui! Sind Sie ein Pariser? Nun, offen gesprochen, wenn Sie an einer so leichten Aufgabe scheitern, so sind Sie nicht der Mann, unser Journal zu redigiren und ich werde einen andern zu finden wissen. Allex, courage! Folgen Sie meinem Rathe, gehen Sie morgen in aller Frühe zu Savarin. Natürlich werden Sie über meinen Namen und Beruf gegen ihn wie gegen alle Uebrigen das strengste Geheimniß beobachten. Sagen Sie ihm so geheimnißvoll wie möglich, daß Leute, welche Sie nicht nennen dürften, Sie beauftragt haben, mit ihm zu verhandeln, und bieten Sie ihm die von mir erwähnten Bedingungen, die 30,000 Frcs., die ihm im Voraus bezahlt werden sollen, sobald er diese einfache Uebereinkunft unterzeichnet.

Je geheimnißvoller Sie reden, desto mehr werden Sie imponiren — das heißt, wenn Sie Geld anbieten und keines verlangen."

Mit diesen Worten ergriff Lebeau seinen Hut und stieg, mit einem höflichen Abschiedsgruß, leichten Schrittes die finstere Treppe hinab.

Achtes Capitel.

In der Nacht nach seiner letzten Zusammenkunft mit Lebeau verließ Graham seine Wohnung im Faubourg Montmartre definitiv und kehrte nach seinem apartement in der Rue d'Anjou zurück. Am nächsten Morgen brachte er mehrere Stunden damit zu, eine Menge von Briefen zu beantworten, die sich während seiner Abwesenheit angehäuft hatten. Nachmittags hatte er eine Zusammenkunft mit Renard, der, da er in dieser Jahreszeit mit anderen Geschäften nicht überhäuft war, ihm versprach, sich von seiner vorgesetzten Behörde Erlaubniß zu erbitten, Graham für die zu Nachforschungen in Aachen erforderliche Zeit seine Dienste zur Verfügung zu stellen und am nächsten Tage zur Abreise bereit zu sein. Graham machte ein paar Abschiedsbesuche und schlug dann den Weg durch die Champs Elysées nach Isaura's Villa ein, als er plötzlich Rochebriant zu Pferde begegnete. Der Marquis hatte die Höflichkeit vom Pferde zu steigen, das er seinem

Groom übergab. Er ging mit Graham Arm in Arm eine Strecke weiter und sagte ihm, wie er sich freue, ihn wiederzusehen, dann brachte er die Unterhaltung, sichtlich zögernd und verlegen, auf die politischen Aussichten Frankreichs.

„Ueber gewisse Aeußerungen", sagte er, „die Sie thaten, als wir zuletzt diesen Weg miteinander gingen, und die damals einen tiefen Eindruck auf mich machten, habe ich seit kurzem noch ernster nachgedacht. Sie sprachen von den Pflichten, die ein Franzose gegen Frankreich habe und nannten es eine schlechte Politik der Anhänger der legitimistischen Sache, sich von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten fern zu halten."

„Das ist wahr, die Politik keiner Partei darf ihre Mitglieder vergessen machen, daß zwischen der unwiderruflichen Vergangenheit und der ungewissen Zukunft das handelnde Leben der Gegenwart liegt."

„Würden Sie es als unparteiischer Zuschauer unehrenhaft von mir finden, wenn ich unter dem gegenwärtigen Souverän Militärdienste nähme?"

„Sicherlich nicht, wenn Ihr Land Ihrer bedürfte."

„Und das wird es vielleicht, glauben Sie nicht? Ich höre Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege in fast allen Salons, die ich frequentire. Seit der Schlacht bei Sadowa riecht die Luft, die wir athmen, nach Pulver. Was denken Sie von der Anmaßung und dem Ehrgeiz der Deutschen? Werden sie es zulassen, daß das Schwert Frankreichs in der Scheide rostet?"

„Mein lieber Marquis, ich würde die Frage anders

stellen. Wird die eifersüchtige Eigenliebe Frankreichs es zulassen, daß das Schwert Deutschlands in der Scheide rostet? Aber in beiden Fällen kann kein Politiker ohne schwere Besorgnisse. zwei so kriegerische Nachbarvölker, die nur durch ein Grenzland getrennt sind, welches das eine begehrt und das andere nicht hergeben will, bis an die Zähne bewaffnet sehen; das eine entschlossen, keinen Nebenbuhler zu dulden, das andere ebenso entschlossen, jeden Angriff energisch zurückzuweisen. Und darum liegt der Krieg, wie Sie sagen, in der Luft; wir können in den Wolken, die sich nicht zerstreuen wollen, das Grollen des unheilverkündenden Donners bereits vernehmen. Der Krieg kann jeden Tag losbrechen und wenn Frankreich nicht sofort siegreich ist —"

„Frankreich nicht sofort siegreich?" unterbrach ihn Alain leidenschaftlich; „gegen Preußen? verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß das kein Franzose zugeben wird."

„Niemand soll seinen Feind verachten", sagte Graham mit einem halbtraurigen Lächeln. „Indessen will ich mich der Gefahr nicht aussetzen, Ihre nationale Empfindlichkeit zu verletzen. Um auf Ihre Frage zurückzukommen. Wenn Frankreich der Hilfe seiner besten und tapfersten Söhne bedürfte, müßte ein echter Abkömmling Heinrich IV. für seinen alten Adel erröthen, wenn ein Rochebriant sagen wollte: „Mir gefällt die Farbe der Fahne nicht!"

„Ich danke Ihnen", sagte Alain, „das genügt mir." Es entstand eine Pause, während deren die jungen

Männer langsam Arm in Arm weiter gingen. Da durchzuckte Graham die Erinnerung an eine auf demselben Wege geführte Unterhaltung über einen andern Gegenstand. Hier hatte er mit Alain von der Unmöglichkeit einer Verbindung mit Isaura Cicogna, der künftigen Schauspielerin und Sängerin gesprochen. Seine Wangen überflog eine tiefe Röthe; sein Herz preßte sich zusammen. Was! hatte er geringschätzend von ihr gegesprochen — von ihr? Wie, wenn sie nun sein Weib würde? Wie? hatte er es selbst an der Achtung fehlen lassen, die er von dem vornehmsten seiner hochgeborenen Verwandten als Recht für sie in Anspruch nehmen würde? Und was würde dieser Mann, der schöner und jünger war als er, von seinem Rathe denken, wenn er hörte, daß der Ermahner selbst den Preis errungen habe, vor dem er einen Andern gewarnt hatte. Würde es nicht scheinen, als seien seine Worte nur der Ausdruck einer niedrigen Schlauheit, nur von der Furcht vor einem würdigern Nebenbuhler eingegeben gewesen? Von diesem Gedanken bewegt, blieb Graham stehen und sagte, dem Marquis grade in's Gesicht sehend: „Sie erinnern mich an einen Gegenstand unseres vor vielen Wochen geführten Gespräches; es ist meine Pflicht, Sie an einen andern Gegenstand desselben Gespräches zu erinnern. Damals waren Sie und, offen gestanden, war auch ich von dem Reize des Gesichtes einer jungen italienischen Dame erfüllt. Ich sagte Ihnen damals, seit ich gehört habe, daß sie für die Bühne bestimmt sei, habe sich dieser Reiz für mich verloren. Ich sagte Ihnen gerade heraus, daß sie diesen Reiz in den Augen

eines Edelmannes von Ihrem illustren Namen vielleicht noch entschiedener verlieren müsse; erinnern Sie sich dessen?"

„Ja", antwortete Alain zögernd und mit dem Ausdruck der Ueberraschung.

„Ich möchte jetzt alles, was ich in dieser Beziehung gesagt habe, zurücknehmen. Mademoiselle Cicogna hängt nicht an dem Berufe, für den sie erzogen ist. Sie würde gern jedem Gedanken an denselben entsagen. Das einzige Gewicht, welches für meine Vernunft oder meine Vorurtheile die Schale ihrer Vorzüge, die jeden Mann stolz auf ihren Besitz machen müßten, leichter erscheinen lassen konnte, ist weggefallen. Ich habe sie seit dem Tage jener Unterhaltung kennen gelernt. Sie hat einen Geist, der der Lieblichkeit ihrer Erscheinung völlig entspricht. Mit einem Worte, Marquis, ich würde mich in dem Besitze einer solchen Frau ebenso stolz wie glücklich fühlen. Ich war es ihr schuldig, Ihnen das zu sagen; ich war es auch Ihnen schuldig, falls der Eindruck, den ich in meiner Unwissenheit zu verwischen suchte, noch bei Ihnen haften geblieben sein sollte. Und ich bin als Gentleman verpflichtet, diese zwiefache Pflicht zu erfüllen, selbst wenn ich mich dadurch auch in die schmerzliche Lage versetzen sollte, einem Bewerber um die Hand gegenüber zu treten, die ich gern selbst erringen möchte — einem Bewerber, dessen Ansprüche den meinigen in jeder Beziehung weit überlegen sind."

Ein älterer oder cynischerer Mann als Alain de Rochebriant würde leicht in einem so eigenthümlich

freiwillig abgegebenen Geständnisse etwas verdächtiges gefunden haben; aber der Marquis war selbst zu loyal gesinnt, um einen Zweifel an der Loyalität Graham's zu hegen.

„Ich antworte Ihnen mit der Offenheit, mit deren gutem Beispiele Sie mir vorangegangen sind", sagte Alain. „Das erste schöne Gesicht, welches hier in Paris Eindruck auf mich machte, war das der italienischen Demoiselle, von der Sie so voller Hochachtung reden. Ich glaube, dieser Eindruck hätte sich, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, ihr näher zu treten und wenn ich sie so gefunden hätte, wie Sie sie ohne Zweifel richtig schildern, zu einer ernsten Empfindung steigern können. Ich war damals so arm, so freudlos, so niedergeschlagen. Ihre warnenden Worte machten Eindruck auf mich; aber keinen so dauernden, wie Sie vielleicht glauben; denn noch an demselben Abend sagte ich mir, in meiner einsamen Bodenkammer sitzend: Warum sollte ich in einem veralteten, einer vergangenen Welt angehörenden Vorurtheil vor dem zurückschrecken, was meine Voreltern eine Mesalliance genannt haben würden. Was ist mein Geburtsrecht jetzt noch werth? nichts — weniger als nichts. Es schließt mich von jeder Laufbahn aus; mein Name ist nur eine Last, die mich niederdrückt. Warum sollte ich mir diese Last auch noch zum Fluche werden lassen. Mir bleibt nichts, als was allen Menschen gestattet ist — eine durch die Ehe geheiligte Liebe. Könnte ich mir das Lächeln eines Weibes gewinnen, das mir eine solche Liebe als Mitgift brächte, die Heimstätte meiner Väter würde ihr

trübes Aussehen verlieren. Wenn ich daher damals mit ihr, die mein Auge so gefesselt und meine Gedanken so beschäftigt hatte, genauer bekannt geworden wäre, würde sie vielleicht für meine Zukunft bestimmend geworden sein — aber jetzt!"

„Aber jetzt?"

„Die Dinge haben sich geändert. Ich bin nicht mehr arm, nicht freudlos einsam. Ich bin in die Welt meiner Standesgenossen als ein Rochebriant eingetreten; ich bin jetzt für die Würde meines Namens verantwortlich und will diesen Namen nicht mehr mit einem, wenn auch noch so unvergleichlichen Weibe theilen, von der die Welt sagen würde: ‚Wenn er sie nicht geheiratet hätte, würde sie eine Theatersängerin geworden sein!' Ich will Ihnen noch mehr gestehen: der Eindruck, den das erste schöne Gesicht auf mich gemacht hatte, haben andere schöne Gesichter wieder verwischt. In diesem Augenblick jedoch denke ich nicht an Heiraten und nachdem ich die Aengste eines schweren Kampfes, die Entbehrungen der Armuth kennen gelernt habe, möchte ich keinem Weibe zumuthen, sich der Chance meiner Rückkehr zu solchen Zuständen auszusetzen. Sie könnten mich daher getrost dieser schönen Italienerin vorstellen und sicher sein, daß ich sie zwar bewundern, aber ebenso sicher, daß ich nicht Ihr Nebenbuhler werden würde."

Es lag in diesen Worten etwas für Graham's stolze Empfindlichkeit verletzendes. Aber im ganzen wirkten doch Alain's Aeußerungen befreiend sowohl auf sein Ehrgefühl als auf sein Herz. Nachdem die beiden

jungen Männer noch einige Worte gewechselt hatten, reichten sie sich die Hände und trennten sich. Alain bestieg wieder sein Pferd.

Es war spät geworden. Graham rief einen Fiaker an und hieß den Kutscher nach Isaura's Villa fahren.

Neuntes Capitel.

Isaura saß am Fenster und blickte träumerisch nach den rosigen Wolken, welche die sinkende Sonne am westlichen Himmel umgaben. Auf dem Tische vor ihr lagen ein paar hastig beschriebene und noch nicht wieder durchgelesene Blätter, auf denen ihr ruheloser Geist seine Spuren zurückgelassen hatte.

Es ist vielleicht charakteristisch für den verschiedenen Genius der beiden Geschlechter, daß Frauen spontaner und leichter die Feder ergreifen als Männer. Briefe schreiben, welches die Männer als eine Arbeit betrachten, ist für sie eine Erholung. Von ihrem sechzehnten Jahre bis zu ihrer Verheiratung führen unter zehn wohlunterrichteten gescheiten Mädchen sechs ein Tagebuch; während von zehntausend guterzogenen Männern nicht einer das thut. So sucht ein Mädchen von feuriger Empfindung und lebhafter Phantasie, ohne die ernste und feste Absicht zu haben, Schriftstellerin zu werden, auf ganz natürliche Weise in poetischen und romantischen

Ergüssen gewissermaßen eine Beichte, ein Mittel, Gedanken und Gefühlen Luft zu machen, welche für sie selbst Geheimnisse waren, bis sie ihnen Worte lieh und welche sie nur ihren Tagebuchblättern anvertrauen kann, aber gegen keinen Menschen aussprechen möchte, vielleicht nicht einmal aussprechen könnte.

Seit einigen Tagen war der Wunsch, aus ihrem eigenen Herzen im Reiche der Phantasie geborene, durch ihre eigene Seele vergeistigte Wesen zu schaffen, bei dem schönen Kinde des Gesanges unwiderstehlich geworden. Als Graham's Worte sie entscheidend bestimmt hatten, ihrer Laufbahn als Sängerin zu entsagen, trieb sie ihr unwiderstehliches Verlangen, Gefühlen und Gedanken Ausdruck zu geben, welche nur in einer künstlerischen Form Gestalt gewinnen können, — nachdem ihr der eine Weg des Ausdrucks verschlossen war —, dem andern zu. Und in diesem Drange bestärkte sie der Gedanke, daß diese Thätigkeit nichts mit sich bringe, was ihr englischer Freund mißbilligen könnte — keine der Gefahren, welche die Schauspielerin umringen. Hier, schien es ihr, würde ihr Ruhm, wenn sie Erfolg hätte, allen die sie liebten willkommen sein. Hier lag vor ihr eine durch viele Frauen geadelte Laufbahn, auf der sie an der Seite berühmter Männer einherwandeln würde. Es schien ihr, daß, wenn sie sich auf dieser Laufbahn einen ehrenvollen Namen schaffen könnte, dieser Name sofort in den Reihen der höhern Gesellschaft figuriren und eine unschätzbare Mitgift und einen Adelsbrief für sie enthalten würde.

Dieser Ehrgeiz hatte jedoch erst seit dem Besuche in

Enghien eine faßbare Gestalt gewonnen. Nach Paris zurückgekehrt hatte sie eines Abends so unwillkürlich, daß es ihr gar keine Anstrengung schien, eine Erzählung zu schreiben angefangen, planlos, ohne beim Schreiben der einen Seite zu wissen, womit sie die nächste füllen werde. Die Feder in ihren schlanken Fingern flog über das Papier hin, gleich jenen vielberufenen Geister-manifestationen, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben. Sie war berauscht von dem bloßen Genusse, ideale Gestalten zu schaffen. Während sie in ihrem eigentlichen Fache eine durchgebildete Künstlerin war, dachte sie hier gar nicht an Kunst, und wenn ihre Schöpfung gleichwohl eine künstlerische Gestalt gewann, so erwuchs dieselbe unbewußt aus der Harmonie zwischen ihr und ihrem Gegenstande. Aehnlich verhält es sich vielleicht mit dem ersten Aufschwunge jedes echten lyrischen Dichters im Gegensatz zu dem dramatischen Dichter. Denn der wahre lyrische Dichter ist in eminentem Grade persönlich und subjectiv. Sich selbst bringt er zum Ausdruck, sich selbst stellt er dar und er hört beinahe auf lyrisch zu sein, wenn er aus dem Bereiche seiner eigenen Persönlichkeit in das anderer, mit denen er keine Sympathie und kein Verhältniß hat, überzugreifen sucht.

Isaura's Erzählung trug den Stempel eines noch ungeschulten Genies — eines Genies in seiner Morgenfrische, voll Schönheiten und voll Fehler. Isaura vermochte nicht die Fehler von den Schönheiten zu unterscheiden. Sie empfand nur undeutlich, daß es etwas Höheres und Heitereres — etwas ihrer eigensten An-

schauung entsprechendes gäbe, als es die Kunst, welche die Worte und Töne Anderer zum Ausdruck bringt, zu leisten vermag.

In der so begonnenen Arbeit hatte sie jetzt inne gehalten und es schien ihr, daß sie zwischen ihrem innern Selbst und der Außenwelt, wie sie vor ihr lag, dem Himmel mit der untergehenden Sonne, den nah und fern daliegenden und bis zu den Dächern und Kuppeln der großen Stadt sich erstreckenden Wohnungen der Menschen das Band einer bisher schwankenden und haltlosen Sympathie unlösbar fest geschlungen habe. In ihre Träumereien versunken, bemerkte sie nicht die zunehmende Dämmerung, bis der eintretende Diener ihr den Blick in die Außenwelt durch das Schließen der Vorhänge abschnitt und auf den neben ihr stehenden Tisch eine Lampe setzte.

Da wandte sie sich mit einem ruhelosen Seufzer vom Fenster ab; ihr Auge fiel auf das Manuscript, aber der Zauber war gewichen. Ein Gefühl des Mißtrauens gegen den Werth des Geschriebenen hatte sie, ihr selbst unbewußt, beschlichen und das offen vor ihr liegende, mit einem unvollendeten Satze abbrechende Blatt war ihr jetzt unangenehm und langweilig, wie es ein Schreibbuch für ein Kind ist, das sich dazu verurtheilt sieht, von einem halb erzählten Märchen weg zu einer halb vollendeten Schularbeit zurückzukehren. Sie versank wieder in Träumerei, als sie plötzlich durch den Klang ihres Namens aufgeschreckt wurde und, um sich blickend, Savarin und Gustave Rameau im Zimmer sah.

„Wir kommen zu Ihnen, Signora", sagte Savarin, „um Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen und eine Bitte an Sie zu wagen. Die Neuigkeit ist folgende. Mein junger Freund hier hat einen Mann gefunden, der den guten Geschmack hat, seine unter dem Pseudonym ‚Alphonse de Valcour' erschienenen Lucubrationen so zu bewundern, daß er sich bereit erklärt hat, die Ausgaben für die Begründung eines neuen Journals zu bestreiten, dessen redacteur en chef Gustave Rameau sein soll und ich habe versprochen, ihn während der ersten beiden Monate durch Beiträge zu unterstützen und habe ihm Einführungsbriefe an einige andere Feuilletonisten gegeben, die auf seiner Liste stehen. Aber alles das würde das Blatt nicht so gut in Schwung bringen, wie ein kurzer Roman von Madame de Grantmesnil. Da ich weiß, wie genau Sie mit dieser ausgezeichneten Schriftstellerin befreundet sind, wage ich es, Rameau's Bitte, daß Sie Ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend machen möchten, zu unterstützen. Was das Honorar betrifft, so hat sie ihre Bedingungen nur zu nennen."

„Carte blanche", rief Rameau eifrig.

„Sie kennen Eulalie zu gut, Herr Savarin", antwortete Isaura mit einem halb vorwurfsvollen Lächeln, „um zu glauben, daß ihre Feder käuflich sei und daß sie ihre Dienste den Meistbietenden verkaufe."

„Bah, belle enfant!" erwiderte Savarin mit seinem lustigen, leichten Lachen. „Geschäft ist Geschäft, und Bücher so gut wie Rasirmesser werden für den Verkauf gemacht. Aber natürlich muß ein ihr zusagender Prospect des Journals Ihre Bitte, für dasselbe zu

schreiben, begleiten. Inzwischen wird Rameau Ihnen, wie er es bei mir gethan hat, auseinandersetzen, daß das fragliche Journal auf Leser der vornehmen Gesellschaft berechnet ist. Es soll unterhaltend und leicht geschrieben, voll von bons mots und Anekdoten, witzig, aber nicht boshaft sein. Die Politik wird natürlich liberal, aber elegant sein — Champagner und Selterwasser. In der That wird jedoch, wie ich glaube, die Politik eine sehr unbedeutende Rolle in diesem eleganten Organ der schönen Künste spielen; einige dilettantische Skribler der beau monde werden die politischen Artikel liefern. Uebrigens wird Madame de Grantmesnil, wenn meine Empfehlungsbriefe sich erfolgreich erweisen, sich in einer nicht üblen Gesellschaft befinden."

„Wollen Sie an Madame de Grantmesnil schreiben?" fragte Rameau bittend.

„Gewiß will ich das, sobald — —"

„Sobald Sie den Prospect und die Namen der Collaborateurs haben", unterbrach sie Rameau. „Ich hoffe Ihnen beides in wenigen Tagen schicken zu können."

Während Rameau so sprach, hatte sich Savarin an den Tisch gesetzt und sein Blick, der mechanisch auf dem offenen Manuscripte ruhte, fiel zufällig auf einen Satz, — einen Aphorismus, der eine sehr zarte Empfindung sehr glücklich ausdrückte —, einen jener auserlesenen Gedanken für Dichtungen, die so viel mehr ahnen lassen, als darin ausgesprochen ist, die sich bei mittelmäßigen Schriftstellern niemals und selbst bei den besten

nur selten und wie eine zufällig erhaschte Wahrheit finden.

„Parbleu!" rief Savarin mit dem Ausdruck echter Bewunderung, „aber das ist schön, und was mehr ist, es ist originell."

Er las die Worte laut vor, während Isaura, vor Scham und Verdruß erröthend, sich abwandte und ihre Hand auf das Manuscript legte.

„Pardon", sagte Savarin in demüthigem Ton, „ich bekenne meine Sünde, aber ich habe sie so unüberlegt begangen, daß ich keine strenge Strafe verdiene. Sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an. Wir alle wissen, daß junge Damen Bücher führen, in welche sie Stellen, die sie bei ihrer Lectüre frappiren, eintragen. Und bei der Wahl dieses Juwels haben Sie einen sehr feinen Geschmack bewiesen. Sagen Sie mir, wo Sie die Stelle gefunden haben. Etwa in Lamartine's Werken?"

„Nein", antwortete Isaura unhörbar und versuchte es, das Blatt wegzunehmen. Savarin hielt ihre Hand sanft zurück und errieth, als er ihr ernst in ihr sie verrathendes Gesicht blickte, ihr Geheimniß.

„Die Stelle ist von Ihnen, Signora. Erlauben Sie einem sehr geübten und etwas schwierigen Kritiker, Ihnen dazu Glück zu wünschen. Wenn das, was Sie da geschrieben haben, im ganzen diesem Satze gleicht, so brauchen Sie nur Beiträge zu Rameau's Journal zu liefern und ich stehe für seinen Erfolg."

Rameau trat mit einem halb ungläubigen, halb neidischen Ausdruck näher heran.

„Liebes Kind“, nahm Savarin wieder auf, indem er das Manuscript Isaura's schüchtern widerstrebenden Händen entzog, „erlauben Sie mir einen Blick auf diese Blätter zu werfen. Soviel ich bis jetzt sehe, liegt hier vielleicht die Quelle eines größern Ruhmes für Sie, als Sie ihn als Sängerin erwerben könnten.“

Wie mit einem elektrischen Schlage trafen die Worte Isaura. Wer kann sich nicht vorstellen, was ein junger Schriftsteller empfindet, wenn er die ersten ermunternden Worte von den Lippen eines Autors von begründetem Rufe vernimmt!

„Nein, das verdient nicht von Ihnen gelesen zu werden“, stammelte Isaura; „ich habe früher noch nie etwas derartiges geschrieben und diese Blätter sind mir selbst ein Räthsel. Ich weiß nicht“, fügte sie mit einem anmuthigen leisen Lachen hinzu, „warum ich angefangen habe und wie ich schließen soll.“

„Tant mieux“, sagte Savarin und er nahm das Manuscript, zog sich damit in die Nische des andern Fensters zurück, setzte sich hin und las rasch, ohne etwas zu sagen, nur dann und wann einen Augenblick nachdenklich innehaltend.

Rameau setzte sich neben Isaura auf den Divan und fing an ernst mit ihr zu reden — ernst, denn er sprach über sich und seine Hoffnungen. Isaura aber, die sich mehr nach Frauenart als nach Schriftstellerart schämte, mit sich und ihren eigenen Hoffnungen auch nur beschäftigt zu scheinen und die im Gefühle dieser Scham dem Leser ihres Manuscripts den Rücken zukehrte — Isaura hörte aufmerksam zu und gab sich

Mühe, sich ausschließlich für den jungen Autor zu interessiren. Und es gelang ihr: denn stets bereite sympathische Theilnahme war ein hervorragender Zug ihres Wesens.

„O", sagte Rameau, „ich stehe an dem Wendepunkte meines Lebens. Seit meinen Knabenjahren verfolgen mich die Worte, welche André Chénier am Morgen vor seiner Hinrichtung sprach: ‚Und doch lag hier etwas', indem er sich über die Stirn fuhr. Ja ich, der ich arm und niedrig geboren bin, dem plötzlich die Aussicht, einen Namen zu erlangen, winkt; ich, der ich unverstanden war, der ich einem liebenswürdigen Causeur wie Savarin für sein patronisirendes Wohlwollen dankbar sein mußte und von unbedeutenden Nebenbuhlern über die Achseln angesehen wurde, ich sehe plötzlich ganz unerwarteterweise vor mir die Pforten zu Ruhm und Vermögen weit geöffnet. Helfen Sie mir!"

„Aber wie?" fragte Isaura, die schon ihr Manuscript zu vergessen anfing — und sicherlich bezog sich das, was Rameau meinte, nicht auf dieses Manuscript.

„Wie?" wiederholte Rameau, „wie? Aber sehen Sie nicht, oder ahnen Sie nicht wenigstens, daß dieses Journal, von dem Savarin spricht, über mein Schicksal jetzt und in Zukunft entscheidet? Ich erlange dadurch eine sofortige Unabhängigkeit, und Aussicht auf Vermögen und Ruhm. Ja, und wer weiß, vielleicht einen nicht blos schriftstellerischen Ruhm. Hinter dem prunkenden Gerüst dieses gebrechlichen Kaiserreichs erhebt sich

unbemerkt ein neues sociales Gebäude und in diesem Gebäude werden die Prachthallen den Männern zugewiesen werden, die in bescheidener Dunkelheit zu seinem Aufbau mitgeholfen haben, — Männern wie ich einer bin." Bei diesen Worten zog er ihre Hand in die seinige, heftete auf sie den flehendsten Blick seiner dunklen Augen und fügte, ohne sich im mindesten der Niedrigkeit seiner Beschwörung bewußt zu sein, hinzu: „Bitten Sie für mich von ganzer Seele und von ganzem Herzen, bieten Sie Ihren ganzen Einfluß bei der berühmten Schriftstellerin auf, deren Feder den Erfolg meines Journals sichern kann."

Da öffnete sich plötzlich die Thür und dem Diener, welcher seinen Namen unverständlich meldete, folgte Graham Vane auf dem Fuße.

Zehntes Capitel.

Graham blieb an der Schwelle stehen. Sein Blick flog rasch an dem in der Fensternische lesend sitzenden Savarin vorüber und haftete auf Rameau und Isaura, die auf dem Divan saßen, er ihre Hand mit seinen beiden Händen umschlossen haltend und sein Gesicht so dicht dem ihrigen zuneigend, daß eine Locke ihres Haares seine Stirn zu streifen schien. Graham blieb stehen

und keine das Bestehende und das Hergebrachte von Grund aus verändernde Revolution trat so plötzlich ein, wie die, welche jetzt, ohne daß er ein Wort sprach, in der Tiefe seines ahnungslosen Herzens vor sich ging. Die Geschichte des Herzens ist nicht der Art, daß sie für Philosophen verständlich wäre. Ein gewöhnlicher politischer Beobachter, der die Lage einer Nation betrachtet, kann uns mit großer Sicherheit voraussagen, welche Wirkungen die offen vor seinem Auge liegenden Ursachen üben müssen. Aber der klügste und voraussehendste Weise kann uns von einem Manne, den er am Mittag sieht, nicht sagen, welche Umwälzung seines ganzen Wesens vielleicht mit ihm vorgehen wird, ehe der Abend hereinbricht.

Als Isaura aufstand, um den Eintretenden zu begrüßen, trat Savarin, das Manuscript in der Hand, wieder aus der Fensternische hervor.

„Sohn des perfiden Albion", sagte Savarin lustig, „wir fürchteten, sie wären der französischen Allianz untreu geworden. Seien Sie willkommen in Paris und es lebe die entente cordiale!"

„Ich wollte, ich könnte bleiben, um mich eines solchen Willkomms zu erfreuen, aber ich muß Paris wieder verlassen."

„Um bald wiederzukommen, n'est ce pas? Paris ist ein unwiderstehlicher Magnet pour les beaux esprits. Apropos, beaux esprits, vergessen Sie nicht, Ihrem Buchhändler, wenn Sie einen haben, Ordre zu lassen, in Ihrem Namen auf ein neues Journal zu abonniren."

„Gewiß, wenn Sie es mir empfehlen.“

„Natürlich empfiehlt er es, da er daran schreibt“, sagte Rameau.

„Das ist eine hinreichende Garantie für seine Vortrefflichkeit. Wie heißt das Journal?“

„Daran ist noch gar nicht gedacht worden“, erwiderte Savarin. „Kinder müssen erst geboren werden, ehe man sie tauft; aber es wird genügen, wenn Sie Ihren Buchhändler instruiren, auf das neue von Gustave Rameau zu redigirende Journal zu abonniren.“

Graham verbeugte sich förmlich gegen den Redacteur in spe und sagte halb ironisch:

„Darf ich hoffen, daß Sie in Ihren kritischen Artikeln nicht zu hart mit dem armen Tasso verfahren werden?“

„Unbesorgt! Die Signorina, welche Tasso verehrt, wird ihn unter ihren besondern Schutz nehmen“, sagte Savarin, indem er einer verdrossenen und verlegenen Antwort Rameau’s zuvor kam.

„Mademoiselle wird also das Journal gemeinschaftlich mit Herrn Gustave Rameau redigiren?“ sagte Graham mit leicht gerunzelter Stirn.

„Nein, ich hoffe“, sagte Savarin, „die Signorina wird eine zu wichtige Mitarbeiterin werden, als daß ein Redacteur sie durch schlechte Behandlung ihrer Lieblinge, Tasso mit einbegriffen, könnte verletzen wollen. Rameau und ich sind hergekommen, um die Signorina zu bitten, sich bei ihrer vertrauten Freundin, der berühmten Madame de Grantmesnil, dafür zu verwenden, daß sie es gestatten möge, in der Ankündigung

des Journals als Mitarbeiterin genannt zu werden, um dadurch den Erfolg unseres Unternehmens zu sichern."

„Soll sie über sociale Fragen, wie die Ehe, schreiben?" fragte Graham mit einem sarkastischen Lächeln, hinter welchem sich das Zittern seiner Lippen und das Gezwungene seines Tons verbarg.

„Nein", erwiderte Savarin, „ich hoffe, für so tiefernste Dinge wird unser Journal zu lustig sein. Wir möchten aus Madame de Grantmesnil's Feder lieber einen kurzen Roman haben, der alle Leser unterhalten und niemand in seinen Ansichten verletzen wird. Aber seit ich das Zimmer betreten habe, denke ich weniger an den Einfluß der Signora auf die große Schriftstellerin", und dabei warf er einen bedeutungsvollen Blick auf das Manuscript.

„Wie das?" fragte Graham, dessen Auge Savarin's Blick gefolgt war.

„Wenn die Schreiberin dieses Manuscripts vollenden will, was sie angefangen hat, werden wir Madame de Grantmesnil's nicht mehr bedürfen."

„O nicht doch", rief Isaura, deren Gesicht und Hals eine tiefe Röthe übergoß — „solche Worte sind ein Hohn."

Graham sah sie scharf an und wandte sich dann zu Savarin; er errieth die Wahrheit. „Mademoiselle ist also Schriftstellerin? In dem Stil ihrer Freundin, Madame de Grantmesnil?"

„Bah!" erwiderte Savarin. Ich würde mich einer wirklichen Verhöhnung schuldig machen, wenn ich der

Signora ein falsches Compliment machen und sagen wollte, sie habe in einem ersten Versuch den Stil einer der vollendetsten Beherrscherinnen der Sprache, die einen so erhabenen Platz in der französischen Literatur einnimmt, erreicht. Wenn ich sagte: ‚Vollenden Sie uns diese Erzählung und ich werde mich trösten, wenn dem Journal die Unterstützung Madame de Grantmesnil's nicht zu Theil wird', so meine ich damit, daß diese Blätter den unnennbaren Reiz der Frische und Neuheit haben, welche für viele Fehler, die eine so geübte Feder wie die Madame de Grantmesnil's nie begehen würde, entschädigt. Mein liebes Fräulein, arbeiten Sie weiter an dieser Geschichte, — vollenden Sie sie. Wenn Sie dieselbe aber vollendet haben werden, verschmähen Sie es nicht, etwaige Winke, die ich Ihnen vielleicht geben werde, zu Verbesserungen zu benutzen. Und ich wage es, Ihnen eine so glänzende Schriftstellerlaufbahn zu prophezeihen, daß Sie es nicht bereuen werden, wenn Sie dafür auf den Applaus verzichten, der Ihnen als Schauspielerin und Sängerin zu Theil werden würde." Graham drückte seine Hand convulsivisch gegen sein Herz, als ob dasselbe plötzlich von einem Krampf befallen wäre. Als aber seine Blicke sich auf Isaura's Gesicht hefteten, aus dem das begeisterte Entzücken strahlte, mit dem das Genie die Bahn, die es betreten möchte, wie durch einen Blitzstrahl erleuchtet vor sich eröffnet daliegen sieht, da wich bei ihm jede Regung der Eifersucht, jeder selbstsüchtige Schmerz einem unaussprechlichen Gefühl der Trauer und des Mitleids. Als praktischer Mann, der er war, kannte er nur zu

gut alle Gefahren, alle Schlingen, alle Sorgen, alle Namen und Ruf bedrohenden Klatschereien, welche in der pariser Welt eines vaterlosen Mädchens harren, die nicht weniger als Schriftstellerin, denn als Bühnenkünstlerin dem Schutze des Privatlebens auf immer entsagt und eine Beute der Zungen des Publicums wird. Wie schmal ist die Grenze, welche in Paris die Schriftstellerin von der bohémienne trennt! Er sank schweigend in seinen Stuhl zurück und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er eine Vision der Zukunft verdecken.

Isaura bemerkte in ihrer Aufregung nichts von dem Eindruck, den das Gespräch auf Graham gemacht hatte. Sie konnte sich auch einen solchen Eindruck nicht als möglich vorstellen. Im Gegentheil; unter der Freude, die sie bei dem Gedanken empfand, daß sie die geheime Mahnung zu dem edlern Beruf als dem der Sängerin nicht mißdeutet habe, daß der Riegel des Käfigs geöffnet sei und der im Sonnenschein gebadete Raum die neuempfundenen Schwingen zum Gebrauch einlade — unter dieser Freude barg sich noch eine andere, vollere, einfachere, die Freude des Weibes.

„Wenn das wahr ist“, dachte sie in dieser Freude, „so ist das Ziel meines stolzen Ehrgeizes erreicht; alle Ungleichheiten der Geburt und des Vermögens sind jetzt zwischen mir und ihm, dem nun die Schande einer Mesalliance erspart bleiben wird, ausgeglichen!“

Arme Träumerin, armes Kind!

„Sie werden mich sehen lassen, was Sie geschrieben haben“, sagte Rameau in einem etwas befehlenden Ton,

mit seiner scharfen Stimme, die Graham in's Ohr schnitt wie ein Glassplitter.

„Nein — jetzt nicht — wenn ich fertig bin."

„Wollen Sie es vollenden?"

„O ja, wie könnte ich anders nach einer solchen Aufmunterung?" und sie reichte ihre Hand Savarin, der sie galant küßte; dann suchten ihre Augen Graham's Blicke. Er hatte seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen; er begegnete ihrem Blicke mit einem ruhigen Lächeln; aber dieses Lächeln wirkte erkaltend auf sie — sie wußte nicht warum. Das Gespräch ging dann auf Bücher und Tagesschriftsteller über und wurde hauptsächlich durch die satirischen Scherze Savarin's belebt, der in bester Laune war.

Graham, der, wie wir wissen, in der Hoffnung, Isaura allein zu finden und mit der Absicht gekommen war, Worte gegen sie auszusprechen, welche, wenn auch noch so vorsichtig gewählt, doch als ein einigendes Band während ihrer Trennung dienen möchten, trug jetzt kein Verlangen mehr nach dieser Zusammenkunft und sann nicht mehr über diese Worte nach. Er erhob sich bald, um fortzugehen.

„Wollen Sie morgen bei mir zu Mittag essen?" fragte Savarin. „Vielleicht kann ich die Signora und Rameau bewegen, Sie in die Versuchung zu führen, mit Ihnen zusammenzutreffen."

„Morgen werde ich schon viele Meilen von hier entfernt sein."

Isaura sank das Herz; in diesem Augenblick hatte sie das Manuscript ganz vergessen.

„Sie haben uns nie gesagt, daß Sie so bald fortgehen würden", rief Savarin. „Wann kommen Sie wieder, Sie böser Deserteur?"

„Davon habe ich selbst keine Ahnung. Herr Rameau, zählen Sie mich zu Ihren Abonnenten. Mademoiselle, meine besten Empfehlungen an Signora Venosta. Wenn ich Sie wiedersehe, werden Sie sicherlich schon berühmt geworden sein."

Isaura konnte sich jetzt nicht mehr bemeistern. Sie sprang auf, trat ihm mit ausgestreckter Hand entgegen und versuchte zu lächeln.

„Aber nicht berühmt auf dem Wege, vor welchem Sie mich gewarnt haben", flüsterte sie. „Sie bleiben doch mein Freund?" Ihre Worte klangen wie das klägliche Gewimmer eines Kindes, das sich mit jemand zu versöhnen sucht, der ihm zürnt und nicht weiß warum.

Graham war gerührt, allein was konnte er sagen? Hatte er das Recht, sie auch vor diesem Beruf zu warnen, diesem hochbegabten, strebenden Mädchen alle Wege zum Ruhm zu verschließen? Selbst ein erklärter und acceptirter Liebhaber hätte wohl denken mögen, daß das zu viel verlangen hieße. Er erwiderte:

„Ja, stets Ihr Freund, wenn Sie je eines solchen bedürfen sollten."

„Ihre Hand entglitt der seinigen und sie wandte sich tief verletzt ab.

„Hält Ihr Coupé vor der Thür?" fragte Savarin.

„Nur ein Fiaker."

„Und Sie fahren direct wieder nach Paris?"

„Ja."

„Wollen Sie mich freundlichst in der Rue de Rivoli absetzen?"

„Mit dem größten Vergnügen."

Elftes Capitel.

Als Savarin und Graham zusammen nach Paris fuhren, sagte der Erstere, „ich begreife nicht, welcher reiche alberne Tropf eine so hohe Meinung von Gustave Rameau gefaßt haben kann, um einen so jungen Menschen von, wenn auch viel versprechendem, doch noch so unentschiedenem Ruf für ein Unternehmen, das einen solchen Grad von Tact und Urtheil erfordert, wie die Leitung eines neuen Journals, auszuersehen. Und noch dazu eines Journals, das auf das Publicum der beau monde berechnet ist. Indessen ist es nicht an mir, eine Wahl zu kritisiren, die mir eine höchst willkommene Hilfe bringt."

„Ihnen? Sie scherzen, Sie haben ja selbst ein Journal. Nur übertriebene Gutmüthigkeit kann Sie vermögen, Gustave Rameau Ihren Namen und Ihre Feder zu leihen."

„Meine Gutmüthigkeit geht nicht so weit. Rameau leistet mir einen Dienst. Peste mon cher! wir französischen Autoren haben nicht die Renten von Euch

reichen Mylords. Und obgleich ich der ökonomischste von unserer Bande bin, ist es mir doch mit meinem Journal letzthin schlecht gegangen und noch heute Morgen wußte ich nicht recht, wie ich eine Summe abbezahlen sollte, die ich genöthigt gewesen war, von einem Geldleiher zu borgen — denn ich bin zu stolz, um von Freunden und zu klug, um von Verlegern zu borgen. Da tritt ce cher petit Gustave in's Zimmer und bietet mir eine Summe für ein paar Kleinigkeiten, mit denen ich helfen soll, dieses neugeborene Journal in Gang zu bringen, die einen neuen Menschen aus mir macht. Jetzt bin ich bei dem Unternehmen betheiligt; mon amour propre und mein Name sind bei seinem Erfolge interessirt und ich werde Sorge tragen, daß ich collaborateurs bekomme, deren ich mich nicht zu schämen brauche. Aber das reizende Mädchen, die Isaura! Welch ein Räthsel ist doch die Gabe der Feder! Man kann nie wissen, wer sie besitzt, bis der Versuch gemacht ist."

„Verdient denn das Manuscript der jungen Dame wirklich das Lob, das Sie ihm gespendet haben?"

„Noch viel mehr Lob, aber auch vielen Tadel, den ich nicht ausgesprochen habe. Denn in einem ersten Werke sind Fehler ebenso sichere Bürgen des Erfolges wie Schönheiten. Alles ist besser als zahme Correctheit. Ja, ihr erstes Werk muß, nach dem zu urtheilen, was sie bis jetzt geschrieben hat, Aufsehen machen — großes Aufsehen. Und das wird über ihre Carriere entscheiden. Eine Sängerin, eine Schauspielerin kann sich zurückziehen und thut es oft, wenn sie einen Schrift-

steller heiratet. Aber wer einmal Schriftsteller gewesen ist, bleibt es immer."

„In der That? Wenn Sie eine geliebte Tochter hätten, Savarin, würden Sie sie ermuthigen, Schriftstellerin zu werden?"

„Offen gestanden, nein — und zwar hauptsächlich, weil sie in dem Falle wahrscheinlich einen Schrifsteller heiraten würde — und französische Schriftsteller, wenigstens solche, die auf dem Felde der Phantasie arbeiten, sind sehr unbequeme Ehemänner."

„So, Sie glauben also, die Signora würde einen dieser unbequemen Männer — vielleicht Gustave Rameau heiraten?"

„Rameau? hm! das ist sehr wahrscheinlich. Sein schönes Gesicht übt seine Zauberkraft. Und Ihnen die Wahrheit zu sagen, hat meine Frau, die ein schlagendes Beispiel für die Wahrheit ist, daß der Wille der Frau der Wille des Himmels ist, sich die Verbesserung in Gustave Rameau's Leben, welche sie sich von einer Verbindung mit Fräulein Cicogna verspricht, fest in den Kopf gesetzt. Auf alle Fälle würde die schöne Italienerin in Rameau einen Mann haben, bei dem sie nie in den Fall kommen würde, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Wenn sie mit ihrer Schriftstellerei Erfolg hat, — unter Erfolg haben, verstehe ich Geld machen —, wird er schon dafür sorgen, daß ihr Dintefaß nie leer ist, und wenn sie als Schriftstellerin keinen Erfolg hat, wird er dafür sorgen, daß die Welt an ihr eine Schauspielerin oder eine Sängerin gewinnt. Denn Gustave Rameau hat sehr viel Sinn für Luxus

und Pracht, und was seine Frau verdienen kann, — wage ich zu behaupten —, wird er auszugeben wissen."

„Ich dachte, Sie achteten und schätzten Fräulein Cicogna; Ihre Frau Gemahlin hat vermuthlich etwas gegen sie?"

„Im Gegentheil, meine Frau vergöttert sie."

„Die Wilden opfern ihren Götzen Dinge die sie für kostbar halten; civilisirte Pariser opfern ihre Götzen selbst und zwar einem werthlosen Dinge."

„Rameau ist nicht werthlos; er ist schön, jung und talentvoll. Meine Frau denkt noch höher von ihm als ich; aber ich muß Respect vor einem Manne haben, der so aufrichtige Bewunderer gefunden hat, daß sie ihn an die Spitze eines Journals stellen, und ihm carte blanche für die Bedingungen seiner Mitarbeiter geben. Ich kenne in Paris keinen Menschen, der für mich mehr werth wäre. Sein Werth für mich beträgt diesen Morgen 30,000 Frcs. Ich gestehe, daß ich von seiner Qualification zum Ehemann keine große Idee habe; aber französische Schriftstellerinnen und Künstlerinnen nehmen ihre Ehemänner meistens nur auf Kündigung. In der reinen Atmosphäre der Kunst giebt es keine gemeinen ehelichen Vorurtheile. Geniale Frauen, wie Madame de Grantmesnil und vielleicht unsere reizende junge Freundin, gleichen Kanarienvögeln; damit sie so gut singen wie sie können, muß man sie von ihren Gatten trennen."

Graham unterdrückte einen tiefen Seufzer und brachte einen andern Gegenstand auf's Tapet.

Als er dann seinen muntern Begleiter abgesetzt hatte,

schickte er seinen Fiaker fort und ging sinnend zu Fuß nach seiner Wohnung.

„Nein“, sagte er vor sich hin, „ich muß jede Erinnerung an das Gesicht, das mich so lange verfolgt hat, in mir austilgen, jede Erinnerung an die Freundin und Schülerin Madame de Grantmesnil's, die Collegin Gustave Rameau's, die Nebenbuhlerin Julie Caumartin's, die Adeptin jener reinen Atmosphäre der Kunst, in welcher es keine gemeinen ehelichen Vorurtheile giebt. Könnte ich, gleichviel ob reich oder arm, in ihr das Ideal eines englischen Weibes sehen? Wie die Dinge stehen, mit diesem Geheimniß, das auf mir lastet und bis zu dessen Lösung meine Carriere unentschieden bleiben muß — wie die Dinge stehen, muß ich mich glücklich preisen, sie nicht allein gefunden, das Wort, das mein übervolles Herz schwer zurückgehalten hätte, nicht ausgesprochen, nicht gesagt zu haben: ‚Vielleicht bin ich nicht der reiche Mann, der ich zu sein scheine, aber sollte ich es auch nicht sein, so werde ich noch ehrgeiziger werden, weil Kampf und Arbeit die Sehnen des Ehrgeizes sind! Wollen Sie, wenn ich reich bin, mein Leben schmücken, und wenn ich arm bin, meine Armuth mit Ihrem Lächeln reich machen? Und können Sie in beiden Fällen, wie Sie es mich hoffen ließen, Ihrer Kunst wirklich schmerzlos entsagen?‘ Eine Schauspielerin oder Sängerin zu heiraten, wäre der Tod meines Ehrgeizes gewesen. Und doch immer noch besser das, als an ein Weib gekettet sein, das beständig nach Aufregungen dürstet, die nie gestillt werden, das in einer Laufbahn ringt, von der kein Rücktritt möglich ist; an

ein Weib, für welches die Ehe keine Schranke bildet, das bis an sein Lebensende das Eigenthum des Publicums ist und seinen Stolz darin findet, in einem Glashause zu wohnen, in das hineinzublicken jeder Vorübergehende das Recht hat. — Ist das das Ideal des Weibes eines Engländers? Nein, nein und abermals nein! Weh mir, daß dem so ist!"

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Wenige Wochen nach dem Tage, an welchem sich die im vorigen Capitel erzählten Vorgänge zugetragen hatten, saß eine lustige Gesellschaft von Männern in einem Privatzimmer der Maison Dorée beim Souper. Der Gastgeber war Frédéric Lemercier und die Gäste waren, wenn auch in verschiedener Weise mehr oder weniger distinguirt. Rang und Mode waren nicht unwürdig durch Alain de Rochebriant und Enguerrand de Vandemar repräsentirt, durch welches letzteren Suprematie als „lion" Frédéric sich noch immer etwas gedrückt fühlte, obgleich Alain die Beiden freundschaftlich zusammenzubringen gewußt hatte. Auch die Kunst, die Literatur und die Börse waren vertreten durch Henri Bernard, einen in Aufnahme kommenden jungen Porträtmaler, den der Kaiser zu patronisiren geruhte, den Vicomte de Brézé und Savarin. Auch die Wissenschaft war nicht ganz vergessen, sie hatte einen liebenswürdigen Vertreter in der Person des Dr. Bacourt, dem wir

bereits früher begegnet sind. Die Doctoren in Paris sind keine so ernsthafte Leute, wie sie es in London meistens sind, und Bacourt, ein angenehmer Philosoph aus der Schule des Aristippus, war ein heiterer Gast bei manchem Bankett, bei welchem die Grazien ihre Gürtel lösten. Kriegsruhm war bei dieser Vereinigung durch einen Soldaten vertreten, der kürzlich gebräunt und decorirt von Algier zurückgekehrt war, auf dessen unfruchtbarem Boden er viele Lorbeeren gepflückt und sich den Rang eines Obersten erworben hatte. Der Repräsentant der haute finance war Duplessis, der noch kürzlich dem Wirthe zu einem glänzenden Coup an der Börse verholfen hatte.

„Ah cher Monsieur Savarin", sagte Enguerrand de Vandemar, dessen patrizisches Blut so frei von jeder revolutionären Beimischung war, daß ihn die ausgesuchteste Höflichkeit nie verließ, „was für ein Meisterstück ist Ihr kleiner Artikel im ‚Sens Commun', über den Zusammenhang zwischen dem Nationalcharakter und der Nationaldiät, so wahrhaft witzig! Denn Witz ist nur amüsant vorgetragene Wahrheit."

„Sie schmeicheln mir", erwiderte Savarin bescheiden, „aber ich gestehe, ich glaube, es steckt ein Stückchen Philosophie in dem kleinen Artikel. Vielleicht jedoch hängt der Charakter eines Volkes noch mehr von seinen Getränken, als von seinen Nahrungsmitteln ab. Die capitösen, irritirenden, für die Verdauung verderblichen Weine Italiens tragen zur Bildung eines Charakters bei, der durch lebhafte Gehirnfunctionen und eine kranke Leber bedingt ist. Die Italiener fassen große Pläne,

aber sie wissen sie nicht zu verarbeiten. Das niedere Volk in England trinkt Bier und das Bier macht stumpf und roh, aber eigensinnig und ausdauernd. Die englischen Mittelklassen genießen Portwein und Sherry, und diese starken Getränke umnebeln ihren Geist. Ihr Charakter hat nichts lebhaftes, Amusement gehört nicht zu ihren Bedürfnissen, sie sitzen nach Tisch zu Hause und verschlafen die Dünste ihrer Getränke in der Langenweile ihrer Häuslichkeit. Wenn die englische Aristokratie lebendiger und kosmopolitischer ist, so verdankt sie das den französischen Weinen, die vorzugsweise zu trinken bei ihr Mode ist; aber doch sind sie, wie Alle die ein Plagiat begehen, nur Nachahmer, nicht Erfinder; sie lieben unsere Weine und copiren unsere Manieren. Die Deutschen —"

„Insolente Barbaren!" brummte der französische Oberst, an seinem Schnurrbarte drehend; „wenn der Kaiser nicht altersschwach würde, hätte ihr Sadowa sie schon ihren Rhein gekostet."

„Die Deutschen", nahm Savarin wieder auf, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „trinken abwechselnd saure Weine und Bier, und diesem letztern verdankt das niedere Volk in Deutschland eine der englischen ähnliche Dummheit und Ausdauer. Saure Weine verderben die Zähne, die Deutschen leiden von Kind auf an Zahnschmerzen. Der Werther wurde in einem jener Paroxismen geschrieben, welche das Genie für den Selbstmord prädisponiren. Aber der deutsche Charakter geht nicht ganz in Zahnschmerzen auf, Bier und Tabak in ihrer Abwechselung mit sauren Rheinweinen bringen

eine Verbindung von Philosophie mit Empfindung hervor und verleihen jene Geduld im Kleinen, welche ihre Professoren und ihre Generäle auszeichnet. Außerdem haben auch die deutschen Weine noch andere Eigenschaften, als die der Säure. Mit Sauerkraut und Pflaumencompott genossen, erzeugen sie in dem Trinker Dünste der Eingebildetheit. Der Deutsche hat wenig von französischer Eitelkeit; er hat deutsche Selbstachtung. Er dehnt diese Selbstachtung auf alles um ihn her, auf sein Haus, sein Dorf, seine Stadt, sein Land aus — alles gehört ihm. Es ist ihm eine Pflicht gegen sich selbst, es zu vertheidigen. Geben Sie ihm seine Pfeife und seinen Säbel, Monsieur le Colonel, und glauben Sie mir, Sie werden ihm den Rhein nie wegnehmen."

„Prrrr!" rief der Oberst, „aber wir haben doch den Rhein gehabt."

„Wir haben ihn aber nicht behalten. Und wenn ich ein Franc-Stück von Ihnen geborgt hätte und es am nächsten Tage wiedergeben müßte, so möchte ich nicht behaupten, daß ich es besitze."

Da entstand ein allgemeines Durcheinander von Stimmen, die sich alle gegen Savarin erhoben. Enguerrand als Mann von gutem Ton beeilte sich einen andern Gegenstand auf's Tapet zu bringen.

„Ueberlassen wir diese armen Tröpfe ihren sauren Weinen und ihren Zahnschmerzen. Wir, die wir unsern eigenen Champagner trinken, empfinden für die übrige Menschheit nur Mitleid. Dieses neue Journal,

der ‚Sens commun‘, hat einen sonderbaren Titel, Herr Savarin.“

„Ja; der ‚Sens Commun‘ ist nichts gewöhnliches in Paris, wo wir Alle zu viel Geist haben, um uns mit einem so gemeinen Dinge zu befassen.“

„Bitte“, bemerkte der junge Maler, „sagen Sie mir, was Sie mit dem Titel ‚Le Sens Commun‘ sagen wollen. Er hat etwas geheimnißvolles.“

„Das ist wahr; vielleicht ist der Sensus Communis der Römer oder der Good Sense der Engländer damit gemeint. Das lateinische Wort bedeutet den Sinn für das gemeinsame Interesse, das englische den Sinn, den verständige Leute gemeinsam haben. Ich denke mir, der Erfinder unseres Titels hat die letztere Bedeutung gemeint.“

„Und wer war dieser Erfinder?“ fragte Bacourt.

„Das ist auch für mich ein Geheimniß“, antwortete Savarin.

„Ich vermuthe, daß es dieselbe Person ist, welche die politischen Leitartikel schreibt“, sagte Enguerrand. „Sie sind sehr merkwürdig, ganz anders als die Artikel in anderen guten und schlechten Journalen. Ich für meinen Theil zerbreche mir den Kopf sehr wenig über Politik und zucke die Achseln über Essays, welche die Regierung von Fleisch und Blut auf mathematische Formeln reduciren wollen. Aber diese Artikel scheinen von einem Weltmanne geschrieben zu sein und als Weltmann lese ich sie.“

„Aber“, bemerkte der Vicomte de Brézé, der sich etwas auf die Eleganz seines Stiles zu Gute that,

„die Artikel sind sicherlich nicht aus der Feder eines bedeutenden Schriftstellers. Sie sind nicht beredt, nicht fein empfunden, wiewohl ich eigentlich nicht geringschätzig von einem Mitarbeiter sprechen sollte."

„Das mag alles ganz wahr sein", sagte Savarin, „aber Enguerrand hat doch Recht. Die Artikel sind offenbar die Arbeit eines Weltmannes, und deshalb haben Sie das Publicum frappirt und den Ruf des ‚Sens Commun' begründet. Aber warten Sie noch acht Tage, Messieurs, und dann sagen Sie mir, was Sie von einem neuen Roman eines neuen Schriftstellers denken, den wir morgen in unserm Blatte ankündigen werden. Ich würde wirklich sehr enttäuscht sein, wenn Sie nicht entzückt davon wären. In dem Roman werden Sie weder Beredtsamkeit noch feine Empfindung vermissen."

„Ich habe Beredtsamkeit und feine Empfindung nach grade etwas satt", sagte Enguerrand. „Ihr Redacteur, Gustave Rameau, macht mir dieselben zuwider mit seinen Meditationen bei gestirntem Himmel in den Straßen von Paris, diesen krankhaften Nachahmungen von Heine's räthselhaften ‚Abendliedern'. Ihr Journal würde vollkommen sein, wenn Sie den Redacteur beseitigen könnten."

„Gustave Rameau beseitigen", rief der Maler Bernard. „Ich verehre seine Gedichte mit ihrem tiefen Mitgefühl für die leidende Menschheit."

„Die leidende Menschheit, so weit sie sich in ihm selbst verkörpert findet, und ein großer Theil des Leidens besteht in Galle", sagte der Arzt trocken. „Aber

apropos, Savarin, heute steht in Ihrem neuen Journal ein Artikel, der meine Neugierde reizt. Derselbe meldet, daß der Vicomte de Mauléon nach vieljährigen Reisen nach Paris zurückgekehrt sei, und geht dann nach einem bescheidenen Hinweis auf den Ruf eines talentvollen Menschen, den er sich als junger Mann erworben habe, zu einer Prophezeihung der politischen Carriere des Mannes über — eines Mannes, der, wie mir scheint, wenn er nur einen Funken von gesundem Menschenverstande in sich hat, wünschen müßte, daß so wenig wie möglich von ihm die Rede wäre. Ich erinnere mich seiner noch sehr wohl. Er war ein entsetzliches mauvais sujet; aber ein sehr schöner Mann. Man erzählte sich damals eine schlimme Geschichte von den Juwelen einer fremden Herzogin, die ihn zwang, Paris zu verlassen."

„Aber der Artikel, von dem Sie reden, giebt zu verstehen, daß diese Erzählung eine grundlose Verleumdung war und daß die wahre Ursache von de Mauléon's freiwilligem Exil eine bei jungen Parisern sehr gewöhnliche war — er hatte sein Vermögen durchgebracht. Nun kehrt er zurück, nachdem er sich anderswo, sei es durch Erbschaft, sei es durch eigene Arbeit, hinreichende Existenzmittel verschafft hat."

„Ich glaube aber doch nicht, daß die Gesellschaft ihn wieder aufnehmen wird", sagte Bacourt. „Als er Paris verließ, stießen alle Männer, die gern Duelle vermieden und ihre Frauen vor Versuchungen bewahren wollten, einen freudigen Seufzer aus. Die Gesellschaft

kann wohl ein zurückkehrendes Schaf, aber nicht einen neugekräftigten Wolf willkommen heißen."

„Verzeihen Sie, mon cher", sagte Enguerrand, „die Gesellschaft hat ihre Pforten diesem armen schlechtbehandelten Wolf bereits wieder geöffnet. Vor zwei Tagen hat Louvier de Mauléon's überlebende Verwandte, den Marquis de Rochebriant, die Grafen de Passy, de Beauvilliers, de Chavigny, meinen Vater und natürlich auch seine beiden Söhne in seinem Hause versammelt und hat uns Actenstücke vorgelegt, welche den Vicomte de Mauléon von jedem Verdachte einer betrügerischen oder unehrenhaften Handlung in der Juwelen-Angelegenheit vollständig reinigen. Unter den Actenstücken befindet sich ein Attest des Herzogs selbst und Briefe, welche dieser Edelmann de Mauléon nach seinem Verschwinden aus Paris geschrieben hat, in welchen sich große Achtung und große Bewunderung für die Ehrenhaftigkeit und die Großmuth des Vicomte ausspricht. Das Ergebniß dieses Familienrathes war, daß wir alle in corpore Mauléon besuchten. Und noch an demselben Tage aß er bei meinem Vater zu Mittag. Sie wissen genug von dem Grafen Vandemar und, ich darf es wohl hinzufügen, von meiner Mutter, um überzeugt zu sein, daß sie beide, jedes in seiner Weise, zuviel Respect vor den gesellschaftlichen Conventionen haben, als daß sie selbst einen Verwandten mit ihrem Ansehen unterstützen würden, ohne die Sache reiflich erwogen zu haben. Und was Raoul anlangt, so hätte selbst Bayard kein strengerer Richter über den Ehrenpunkt sein können."

Diese Mittheilung wurde von den Anwesenden mit einem starren Schweigen aufgenommen.

Endlich brach Duplessis dieses Schweigen mit den Worten: „Aber, was hat denn Louvier mit dieser galère zu thun? Louvier ist kein Verwandter dieses hochgeborenen vaurien; wie kommt er dazu, Ihren Familienrath zu berufen?"

Louvier entschuldigte seine Einmischung durch seine alte und intime Freundschaft mit de Mauléon, der, wie er sagte, ihn bei seiner Ankunft in Paris consultirt habe und zu stolz oder zu schüchtern gewesen sei, sich an Verwandte zu wenden, mit denen er seit langer Zeit jeden Verkehr aufgegeben habe. Er bedurfte eines Vermittlers und Louvier erklärte sich bereit, diese Rolle zu übernehmen; nichts kann natürlicher und einfacher sein. Beiläufig, Alain, Du ißt doch morgen bei Louvier zu Mittag? — es ist ein Diner zu Ehren unseres rehabilitirten Verwandten. Raoul und ich gehen hin."

„Ja", erwiderte Alain, „ich werde mich sehr freuen, einen Mann wiederzusehen, der, was auch immer seine Jugendirrthümer gewesen sein mögen, über welche", — und dabei erröthete er leicht —, „es mir gewiß nicht zukommt, streng zu urtheilen, die schrecklichste Qual erlitten haben muß, die ein Mann von Ehre erleiden kann — die Qual, seine Ehre verdächtigt zu sehen, und der jetzt durch die Jahre oder durch Kummer so verändert ist, daß ich keine Spur mehr von dem mauvais sujet und dem vaurien an ihm zu finden vermag,

als welchen ich ihn hier eben charakterisiren gehört habe."

„Bravo", rief Enguerrand; „es lebe der Muth — und in Paris gehört großer Muth dazu, einen Abwesenden zu vertheidigen."

„Nein", antwortete Alain mit leiser Stimme, „ein gentilhomme, der einen andern verleumdeten gentilhomme nicht vertheidigt, ist nicht besser als ein Soldat, der seine Festung verräth und fahnenflüchtig wird."

„Sie sagen, Herr de Mauléon sei verändert", sagte de Brézé, „ja, er muß alt geworden sein. Ist keine Spur von seiner Schönheit mehr übrig?"

„Um Vergebung", erwiderte Enguerrand, „er ist sehr gut conservirt und hat noch immer einen sehr schönen Kopf und ist eine imposante Erscheinung. Aber man kann sich nicht recht mehr denken, daß der entsetzliche Ruf, den er als junger Mann hatte, verdient gewesen sei; sein Wesen ist so ungemein milde und sanft, seine Unterhaltung von einer so gewinnenden Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit und seine Lebensweise so einfach, wie die eines spanischen Hidalgo."

„Er affectirt also nicht die Rolle eines Monte Christo und sucht nicht wie dieser Romanheld à tout prix Aufsehen zu machen?" sagte Duplessis.

„Ganz und gar nicht, er spricht sehr offen davon, daß er nur ein sehr kleines Einkommen habe, das aber, wie er sagt, für seine Bedürfnisse mehr als genüge, er sei, sagt er, jetzt reicher als in seiner Jugend; denn er habe sich begnügen gelernt. Die Andeutung im ‚Sens

Commun' über seine künftige politische Carriere ist gewiß müßig, wenigstens merkt man ihm nichts von solchen ehrgeizigen Absichten an."

„Wie sollte er auch dazu kommen sie zu hegen, als Legitimist?" sagte Alain bitter. „Welches Departement würde ihn wählen?"

„Er ist also Legitimist?" fragte de Brézé.

„Ich betrachte es als selbstverständlich, daß ein de Mauléon das ist", antwortete Alain hochmüthig.

„Sein Vater war vermuthlich ein ebenso guter de Mauléon wie er", erwiderte de Brézé trocken, „und er bekleidete eine Stelle am Hofe Louis Philippe's, die ein Legitimist wohl kaum hätte annehmen können. Victor bekümmerte sich, glaube ich, in der Zeit, aus welcher ich mich seiner erinnere, gar nicht um Politik; aber nach seinen Hauptcumpanen und der Aufmerksamkeit zu urtheilen, mit welcher ihn die Prinzen von Orléans behandelten, möchte ich glauben, daß er damals keine besondere Vorliebe für Heinrich V. hegte."

„Das würde mir sehr leid thun", sagte Alain noch freimüthiger; „da die de Mauléons in dem Vertreter der Rochebriants das Haupt ihrer Familie anerkennen."

„Jedenfalls", sagte Duplessis, „scheint Herr de Mauléon ein seltsamer Philosoph zu sein. Ein Pariser, der den Reichthum gekannt hat und sich jetzt in seiner Armuth zufrieden giebt, ist ein Phänomen, das ich wohl genauer studiren möchte."

„Dazu bietet sich Ihnen morgen Abend Gelegenheit, Herr Duplessis", sagte Enguerrand.

„Wie, meinen Sie bei Herrn Louvier, nein. Meine Bekanntschaft mit Herrn Louvier beschränkt sich auf unsere Beziehungen an der Börse und diese Beziehungen sind keine freundlichen."

„Ich meinte nicht bei Herrn Louvier, sondern auf dem Ball bei der Herzogin von Tarascon. Sie als einer ihrer besonderen Lieblinge werden doch ohne Zweifel ihren Ball mit Ihrer Gegenwart beehren."

„Ja, ich habe meiner Tochter versprochen, auf den Ball zu gehen. Aber die Herzogin ist Imperialistin und Herr de Mauléon ist entweder, wie der Herr Marquis behauptet, ein Legitimist, oder nach der Versicherung unseres Freundes de Brézé ein Orleanist."

„Was will das sagen? Kann es einen loyalern Anhänger der Bourbons geben, als de Rochebriant? und er geht doch auf diesen Ball. Der Ball findet außer der Saison, zur Feier eines Familienrathes statt. Und die Herzogin von Tarascon ist mit Alain und daher auch entfernt mit de Mauléon verwandt."

„Ah, verzeihen Sie meine Unwissenheit in der Genealogie."

„Als ob die Genealogie des Adels nicht die Geschichte Frankreichs wäre", murmelte Alain entrüstet vor sich hin.

Zweites Capitel.

Ja, der „Sens Commun“ hatte einen großen Erfolg; er hatte gleich bei seinem Erscheinen Aufsehen gemacht und dieses Aufsehen wuchs von Tag zu Tag. Es ist für einen Fremden schwer, sich eine richtige Vorstellung von dem Einfluß eines in Aufnahme gekommenen Journals in Paris und von der politischen, literarischen und socialen Stellung zu machen, welche dasselbe den Mitarbeitern, denen es seinen Erfolg verdankt, verleihet. Lebeau hatte bei der Wahl Gustave Rameau's zum nominellen Redacteur viel größern Scharfblick bewiesen, als Savarin vermuthete, oder als meinen Lesern klar geworden sein möchte. Erstens war Rameau selbst bei aller Lückenhaftigkeit seines Wissens und aller Oberflächlichkeit seines Geistes doch nicht ohne wirkliches Genie und zwar hatte er eine Art von Genie, das richtig gezügelt und auf das Gebiet des Gefühlslebens und des Sarkasmus beschränkt, mit der Stimmung des Tages in Einklang stand. Zweitens konnte Lebeau nur durch Rameau an Savarin kommen und die Namen, welche dieser glänzende Schriftsteller dem Blatte schon durch sein Erscheinen gesichert hatte, würden genügt haben, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die ersten Nummern des „Sens Commun“ trotz dieses nicht eben verlockend klingenden Titels zu lenken.

Aber diese Namen allein würden doch nicht hingereicht haben, dem neuen Blatte die Verbreitung zu

verschaffen, deren es sich bereits erfreute. Diese Verbreitung verdankte es den Leitartikeln, die in einem für das pariser Publicum neuen Stil geschrieben waren und die durch die Anonymität ihres Verfassers die Neugierde in hohem Grade erregten; denn den in der literarischen Welt völlig unbekannten Namen Pierre Firmin, welcher unter den Leitartikeln stand, hielt man für fingirt. Sie affectirten den Ton eines unparteiischen Beobachters, bekannten sich zu keiner besondern Partei und griffen keine Partei an; proclamirten keine abstracten politischen Principien, gaben aber doch in einer eleganten und bequemen, bisweilen ungenirten, aber niemals gemeinen Sprache unverkennbar einem Gefühle unbehaglicher Unzufriedenheit, einer Voraussicht unabwendbaren Wechsels in dem bestehenden Zustande der Dinge Ausdruck, ohne sich über die Natur dieses Wechsels näher auszusprechen, ohne zu sagen, ob derselbe zum Guten oder zum Schlimmen sein werde. In seinem Urtheile über bestimmte Personen war der Schreiber vorsichtig und gemäßigt; der scharfsichtigste Censor würde in so höflich ausgedrückten Ansichten keine Veranlassung zum Einschreiten haben finden können. Von dem Kaiser sprachen diese Artikel wenig; aber in diesem Wenigen sprach sich keine Mißachtung gegen die Person des Souveräns aus — und doch trugen die Artikel Tag für Tag dazu bei, das Kaiserreich zu untergraben. Alle Unzufriedenen jeder Parteischattirung begriffen wie in einem geheimen freimaurerischen Einverständniß, daß sie in diesem Journal einen Verbündeten hatten. Kein der Religion feindliches Wort fand

darin Platz und doch kauften die Feinde der Religion das Blatt — aber auch die Freunde der Religion kauften es; denn die fraglichen Artikel äußerten sich ironisch über die philosophischen Schriftsteller, welche sich einbildeten, daß ihre mit einander in Widerspruch stehenden Grillen sich zu einem einzigen Utopien verschmelzen könnten, oder daß irgend ein von den wahnwitzigen Wenigen rasch zusammengezimmertes Gebäude, ohne die Balken eines festen Glaubens, die dauernde Wohnung für die unruhigen Vielen abgeben könne.

Der Ton dieser Artikel entsprach immer dem Titel des Journals — „dem gesunden Menschenverstande". An den gesunden Menschenverstand appellirten die Aeußerungen eines Mannes, welcher die subtilen Theorien, die leidenschaftlichen Declamationen, das leichtgläubige Gerede und den bombastischen Schwulst, — was alles in der pariser Presse eine so bedeutende Rolle spielt —, verschmähte. Die Artikel glichen in ihrer Haltung eher gewissen Organen der englischen Presse, welche ihren Stolz darin suchen, durch keinen Enthusiasmus für irgend etwas oder irgend jemand geblendet zu sein, welche für ihren Verkauf auf jene Lust an der Bosheit speculiren, der Huet die Popularität des Tacitus zuschreibt; welche beständig mit verstecktem Hohne an der Untergrabung von Institutionen arbeiten und niemals Anspruch darauf erheben, sich eine dem gesunden Menschenverstande so fern liegende Vorstellung davon zu machen, wie die Institutionen wieder aufgebaut oder ersetzt werden könnten.

Wie dem auch sei, das Journal entsprach dem

Geschmack des pariser Publicums. Es gab mit der leichten Grazie eines angenehmen causeurs, der ohne viele Ueberlegung redet, zu verstehen, daß die französische Gesellschaft in allen ihren Klassen verrottet sei, und jede Klasse glaubte gern, daß alle anderen verrottet seien und gab zu, daß sie, wenn nicht die anderen reformirt würden, sehr ungesunde Elemente in sich berge.

Der Ball bei der Herzogin von Tarascon war sehr brillant. Es war Spätsommer und viele Pariser waren von ihren Sommerausflügen bereits wieder nach der Hauptstadt zurückgekehrt; aber die Saison hatte noch nicht angefangen und ein Ball in dieser Jahreszeit war ein sehr ungewöhnliches Ereigniß. Die Fête hatte eine besondere Veranlassung, die Heirat zwischen einer Nichte der Herzogin und dem Sohne eines hohen, bei dem kaiserlichen Hofe in großer Gunst stehenden Beamten.

Die Mittagsgäste Louvier's brachen zeitig auf und die Musik zum zweiten Walzer erscholl eben, als Enguerrand, Alain und der Vicomte de Mauléon die Treppe des Hôtel Tarascon hinaufstiegen. Raoul begleitete sie nicht; er ging überhaupt selten auf Bälle und nie auf einen, der von einem, wenn auch nahe mit ihm verwandten Imperialisten gegeben wurde. Aber bei der Milde seines gutmüthigen Charakters hatte er kein Wort des Tadels für diejenigen, welche diesen Ball besuchten, nicht für Enguerrand und natürlich noch viel weniger für Alain.

Hier ist vielleicht auch der geeignete Ort, etwas über seine Gesinnungen gegen Victor de Mauléon zu

sagen. Er hatte sich dem freisprechenden Urtheil des Familienrathes in Betreff der schweren, gegen den Verwandten erhobenen Beschuldigung in der Juwelen-Angelegenheit angeschlossen; die zum Beweise seiner Unschuld vorgelegten Actenstücke schienen ihm unwiderleglich und entscheidend, deshalb hatte er den Vicomte besucht und sich mit allen demselben erwiesenen Höflichkeiten einverstanden erklärt. Aber nach gebührender Erledigung solcher Acte der Gerechtigkeit gegen einen Mit-Edelmann und einen Verwandten wünschte er den Vicomte de Mauléon so wenig wie möglich zu sehen. Sein Raisonnement dabei war folgendes: „Alle Anklagen, welche die Gesellschaft gegen diesen Mann erhob, sind unbegründet; aber unter allen den Ansprüchen auf Bewunderung, welche die Gesellschaft ihm zuerkannte, bevor sie ihn irrthümlicherweise verurtheilte, sind keine, welche mir seine Freundschaft begehrenswerth erscheinen lassen, oder genügen, meine Zweifel im Betreff dessen, wie er sich zeigen würde, wenn die Gesellschaft ihn wieder aufnähme, zu zerstreuen. Und der Mann hat etwas so gewinnendes, daß ich seinen Einfluß auf mich fürchten würde, wenn ich ihn selbst sähe."

Raoul behielt aber diese Erwägungen für sich, denn er besaß jene milde Denkungsart, welche liebenswürdige Menschen vergangenes Unrecht nicht streng beurtheilen läßt.

In den Augen von Enguerrand und Alain und anderen jungen Verehrern der Mode, auf welche sie Einfluß übten, erschien Victor de Mauléon fast wie ein Held. Es war klar, daß er in der Angelegenheit,

welche zu einer so gehässigen Verleumdung gegen ihn Veranlassung gegeben hatte, mit ritterlicher Delicatesse gehandelt hatte. Und das wilde Treiben seiner Jugend, das nach der Ueberlieferung seiner Zeitgenossen durch Muth und Generosität wieder gut gemacht wurde, war kein Fehler, welchen junge Franzosen hart zu beurtheilen geneigt sind. Fragen in Betreff der Art, wie er sein Leben während der langen Abwesenheit von der Hauptstadt zugebracht habe, ließ der durch die einzigen bekannten Thatsachen, wie sie sich aus den pièces justificatives ergaben, gebotene Respect gar nicht aufkommen. Diese Thatsachen waren: erstens, daß er unter einem angenommenen Namen in den Reihen der Armee in Algier gedient, sich hier durch glänzende Tapferkeit ausgezeichnet hatte und befördert und mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt worden war. Sein wahrer Name war nur seinem Obersten bekannt gewesen, der ihm, als er aus dem Dienst trat, einen Brief voll warmer Anerkennung seines Betragens übergab und seine Identität als Victor de Mauléon constatirte; zweitens, daß er in Californien einer reichen Familie bei einem mitternächtlichen Ueberfalle dreier Spitzbuben, die er allein in die Flucht jagte, das Leben gerettet und jede andere Belohnung, als die schriftliche Bezeugung ihrer Dankbarkeit, abgelehnt hatte. In allen Ländern gilt die Tapferkeit für eine hohe Tugend; in keinem Lande aber wird sie so sehr als eine Absolution von Lastern betrachtet, wie in Frankreich.

Bis jetzt aber war Victor de Mauléon's Rechtfertigung nur einigen Wenigen, den jugendlich heiteren

Lebenskreisen Angehörenden, bekannt. Wie er von den mäßigen Mittelklassen, welche für einen Bewerber um politisches Vertrauen und politische Auszeichnung den wichtigsten Bestandtheil der öffentlichen Meinung bilden, beurtheilt werden würde, war eine andere Frage. Die Herzogin stand an der Eingangsthür zu ihren Salons, um ihre Gäste zu empfangen. Duplessis saß in der Nähe der Thür neben einem ausgezeichneten Mitgliede der kaiserlichen Regierung, mit welchem er sich flüsternd lebhaft unterhielt. Als aber Alain und Enguerrand eintraten, richtete sich das Auge des Bankiers auf die Thür und heftete sich, ohne länger bei ihren ihm bekannten Gesichtern zu verweilen, aufmerksam auf das Gesicht eines viel ältern Mannes, welchen Enguerrand der Herzogin vorstellte und in welchem Duplessis mit Recht den Vicomte de Mauléon vermuthete. Wenn niemand in dem stattlichen Manne, der Louvier besuchte, Herrn Lebeau erkennen konnte, so konnte gewiß noch weniger jemand, der von dem wilden Treiben des roi des viveurs in seiner Jugend gehört hatte, diese Tradition mit der ruhigen Bescheidenheit des Ausdrucks und der Haltung in Einklang bringen, welche den Cavalier kennzeichnete, der eben mit gesenktem Haupte und leiser Stimme die höfliche Begrüßung der Wirthin erwiderte. Aber auf diese Verschiedenheit des frühern und des jetzigen de Mauléon war Duplessis durch die Unterhaltung in der maison dorée vorbereitet. Und als jetzt der Vicomte seinen Platz vor der Herzogin einem neuen Ankömmlinge einräumte und an eine Säule trat, an die gelehnt er das muntere Treiben um sich

her mit jener halb sarkastischen, halb traurigen Miene betrachtete, mit welcher Männer nach langer Entfremdung die Schauplätze vergangener Freuden zu betrachten pflegen, erkannte Duplessis, daß die Veränderung bei diesem Manne seine Charakterstärke nicht vermindert habe, welche ihn schon vor Zeiten zum Helden zügelloser Altersgenossen gemacht hatte. Obgleich er keinen Bart, nicht einmal einen Schnurrbart trug, lag doch etwas entschieden Männliches in den Umrissen seiner glattrasirten Wangen und seines entschlossenen Untergesichts, in seiner an den Schläfen breiten und stark hervortretenden Stirn; in den, bei ruhigem Verhalten zusammengepreßten, in ihrem Ausdruck vielleicht etwas strengen, aber beim Reden schmiegsam beweglichen und beim Lächeln wunderbar bezaubernden Lippen. Der ganzen Erscheinung dieses Victor de Mauléon war der Stempel einer unnennbaren, nicht mit conventioneller Eleganz zu verwechselnden Distinction aufgeprägt. Jedermann würde bei seinem Anblicke gesagt haben: Das ist ein Mann von ausgesprochener Individualität, eine bedeutende Persönlichkeit. Man würde sich nicht gewundert haben zu hören, daß er ein Parteiführer, ein geschickter Diplomat, ein tapferer Soldat oder ein kühner Reisender sei; man würde ihn aber nicht für einen Gelehrten, für einen Schriftsteller oder für einen Künstler gehalten haben.

Während Duplessis den Vicomte de Mauléon beobachtete, dabei aber die ganze Zeit der flüsternden Stimme des neben ihm sitzenden Ministers ein aufmerksames Ohr zu leihen schien, ging Alain nach dem

Ballsaal. Er war noch frisch genug, um für die erheiternde Wirkung des Tanzes empfänglich zu sein. Enguerrand, der den Sinn für die Aufregung dieses Vergnügens verloren hatte und der gewöhnlich jede Gesellschaft zu früher Stunde verließ, um in seinem Club bei einer Partie Whist eine Cigarre zu rauchen, hatte sich seinen Weg zu de Mauléon gebahnt und stellte sich zu ihm. Der Löwe einer Generation betrachtet den Löwen einer ihm vorangegangenen Generation immer mit einem, aus Neugierde und Achtung gemischten Gefühl, und der junge Vandemar nahm ein lebhaftes und fast herzliches Interesse an diesem entthronten König jenes Reiches der Mode, welches, einmal verloren, nie wieder gewonnen werden kann; denn nur junge Menschen können über dieses Reich herrschen.

„Vicomte", sagte Enguerrand, „in dieser Menge müssen sich viele Ihrer alten Bekannten finden?"

„Mag sein, aber bis jetzt habe ich nur neue Gesichter gesehen."

Während er so sprach, ging ein mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und einem halben Dutzend fremder Orden decorirter Herr von mittleren Jahren, der eine von Diamanten strahlende Dame desselben Alters führte, nach dem Ballsaale zu an ihm vorüber und streifte bei einer plötzlichen Schwenkung, die dadurch veranlaßt wurde, daß seine Dame einen Augenblick stillstand, um etwas an ihrer Schleppe in Ordnung zu bringen, de Mauléon, den er bisher nicht bemerkt hatte. Als er sich nun umwandte, um sich für seine Ungeschicklichkeit

zu entschuldigen und dabei dem Vicomte voll in's Gesicht sah, fuhr er plötzlich zusammen, wechselte die Farbe und eilte mit seiner Dame fort.

„Erkennen Sie Se. Excellenz nicht?" fragte Enguerrand freundlich; „das kann doch kein neues Gesicht für Sie sein?"

„Ist es der Baron de Lacy?" fragte de Mauléon.

„Der Baron de Lacy, jetzt Graf d'Epinay, Gesandter am Hof von —, ein Posten, den er, wenn das Gerücht wahr spricht, bald mit einem Ministerportefeuille vertauschen wird."

„Der kleine Baron hat es weit gebracht, seit ich ihn zuletzt gesehen habe. Er war damals mein ergebener Nachahmer und ich war nicht stolz auf diese Nachahmung."

„Er hat es so weit gebracht, weil er sich immer an den Rock von jemand, der stärker als er war, festgeklammert hat — an den Ihrigen wahrscheinlich als er, der Parvenu, der er trotz seines usurpirten Baronstitels war, die entrée in Clubs und Salons anstrebte. Nachdem er diese entrée einmal erlangt hatte, kam das Uebrige leicht nach; er wurde Millionär durch die Mitgift seiner Frau und Gesandter durch den Liebhaber dieser Frau, der eine Macht im Staate ist."

„Aber er muß doch auch seinen selbständigen Werth haben. Leere Säcke kann man nicht aufrecht stehen machen. O, wenn ich mich nicht irre, sehe ich da jemand, den ich besser gekannt habe. Jener blasse hagere Mann, der auch das Großkreuz trägt, das ist sicherlich Alfred Hennequin. Ist der auch ein decorirter

Imperialist? Als ich fortging, war er ein socialistischer Republikaner."

„Aber schon damals, glaube ich, ein beredter Advocat. Er wurde in die Kammer gewählt, sprach gut und vertheidigte den Staatsstreich. Er ist ganz kürzlich zum Präfecten des Departements, einem beliebten Posten, ernannt worden. Er steht in sehr gutem Rufe. Bitte, erneuern Sie doch Ihre Bekanntschaft mit ihm; er kommt grade her."

„Glauben Sie, daß ein so ernsthafter Würdenträger die Bekanntschaft mit mir wird erneuern wollen? Ich bezweifle es."

Aber schon bei diesen Worten verließ de Mauléon seinen Platz an der Säule und ging dem Präfecten entgegen. Enguerrand folgte ihm und sah, wie der Vicomte seinem alten Bekannten die Hand reichte.

Der Präfect starrte ihn an und sagte mit kalter Höflichkeit: „Um Vergebung, Sie irren sich wohl."

„Erlauben Sie mir, Herr Hennequin", sagte Enguerrand, indem er sich, um de Mauléon die unangenehme Situation einer Selbstvorstellung zu ersparen, gutmüthig in's Mittel legte, „erlauben Sie mir, Ihnen meinen Verwandten, den Vicomte de Mauléon, den Sie im Laufe der Jahre in gewiß entschuldbarer Weise vergessen haben werden, wieder vorzustellen."

Trotzdem ergriff der Präfect die dargebotene Hand nicht. Mit einer höflichen, sehr förmlichen Verbeugung sagte er: „Ich wußte nicht, daß der Herr Vicomte nach Paris zurückgekehrt sei", ging nach der Thür, begrüßte die Wirthin und verschwand.

„Der Unverschämte!“ murmelte Enguerrand.

„Still!“ sagte de Mauléon ruhig; „ich kann mich nicht mehr duelliren, namentlich nicht mit einem Präfecten. Aber ich gestehe, daß ich schwach genug bin, mich durch einen solchen Empfang verletzt zu fühlen; denn er ist mir einigen Dank schuldig für Dienste, die wenn auch nur klein, doch der Art waren, daß ich ihn vielleicht noch lieber als Louvier dazu ausersehen hätte, meine Rechtfertigung zu übernehmen, wenn ich gewußt hätte, daß er so hoch gestellt ist. Aber einem Manne, der es zu einem so hohen Posten gebracht hat, kann man es wohl verzeihen, wenn er einen Freund vergißt, dessen Ruf der Vertheidigung bedarf. Ich verzeihe ihm.“

Es lag etwas pathetisches in dem Tone des Vicomte, was Enguerrand's warmes, wenn auch leichtes Herz rührte. Aber de Mauléon ließ ihm keine Zeit, ihm zu antworten. Er verschwand, als sich in dem Kreise der dichtgedrängten lustigen Menge eben eine Oeffnung zeigte, rasch durch dieselbe und Enguerrand sah ihn an diesem Abende nicht mehr.

Duplessis hatte schon vorher seinen Platz neben dem Minister verlassen, um ein junges und sehr hübsches Mädchen, das mit einem Cavalier getanzt hatte, wieder unter seine Obhut zu nehmen. Es war seine einzige Tochter, die ihm noch werther war, als die Millionen, die er an der Börse erworben hatte.

„Die Fürstin“, sagte sie, „hat sich in das Gefolge einer deutschen Prinzessin verloren; so muß ich Dir schon zur Last fallen, petit père.“

Die Fürstin, eine vornehme Russin, hatte es übernommen, Mademoiselle Valérie Duplessis an diesem Abende zu chaperonniren.

„Ich soll Dich vermuthlich wieder in den Ballsaal führen und Dir Tänzer schaffen“, sagte der Bankier mit stolzem Lächeln.

„Dazu bedarf ich Ihrer Hilfe nicht, Monsieur; bis auf diese Quadrille bin ich für alle Tänze engagirt.“

„Und hoffentlich sind es angenehme Tänzer. Erzähle mir doch wer sie sind“, sagte Duplessis, als sie zusammen in den Ballsaal gingen.

Valérie warf einen Blick auf ihre Tanzkarte.

„Nun, der Erste auf meiner Liste ist Mylord irgend jemand mit einem unaussprechlichen Namen.“

„Beau Cavalier?“

„Nein, häßlich und alt dazu — wenigstens dreißig.“

Duplessis fühlte sich erleichtert. Er wünschte nicht, daß seine Tochter sich in einen Engländer verlieben möchte.

„Und der Nächste?“

„Der Nächste“, sagte sie zögernd, und er bemerkte, daß dieses Zögern von einem leichten Erröthen begleitet war.

„Ja, der Nächste. Doch nicht auch ein Engländer?“

„O nein, der Marquis de Rochebriant.“

„O, wer hat Dir den vorgestellt?“

„Dein Freund, petit père, Monsieur de Brézé.“

„Ist der auch häßlich?"

„Häßlich", rief das Mädchen entrüstet aus; „er ist —" sie hielt inne und blickte seitwärts.

Duplessis wurde nachdenklich. Es war ihm lieb, daß er seine Tochter in den Ballsaal begleitet hatte; er wollte dort bleiben und sie und Rochebriant beobachten. Bis zu diesem Augenblick hatte er eine Abneigung gegen Rochebriant empfunden; der gar zu offen zur Schau getragene Ahnenstolz dieses jungen Edelmannes hatte den Bankier, obgleich er auf seine eigenen Vorfahren eitel war, verletzt. Vielleicht mochte er Alain auch jetzt noch nicht leiden, aber seine Abneigung war von einem nicht sehr feindseligen Interesse begleitet, und wenn er zu dem Geschlechte der Rochebriants in verwandtschaftliche Beziehung treten sollte, würde der Ahnenstolz desselben vielleicht ansteckend auf ihn wirken.

Sie waren noch nicht lange im Ballsaal gewesen, als Alain herantrat, um seine engagirte Tänzerin zu holen. Bei seiner Begrüßung Duplessis' benahm er sich ganz wie gewöhnlich gegen ihn — mit nicht weniger ceremonieller Förmlichkeit. Ein gescheiter Mann wie der Bankier mußte das menschliche Herz kennen.

„Wenn er geneigt wäre, sich in Valérie zu verlieben", dachte Duplessis, „würde er sich größere Mühe gegeben haben, ihrem Vater zu gefallen. Nun, Gott sei Dank, es giebt bessere Partien für sie, als ein Edelmann ohne Vermögen und ein Legitimist ohne Carriere."

In der That empfand Alain für Valérie nicht

mehr als für jedes andere hübsche Mädchen im Ballsaal. In einer in den Tanzpausen mit dem Marquis de Brézé geführten Unterhaltung hatte er eine flüchtige Bemerkung über ihre Schönheit gemacht, worauf de Brézé gesagt hatte: „Ja, sie ist reizend; ich will Sie ihr vorstellen", und da er das auch sofort, ehe Rochebriant auch nur ihren Namen wußte, gethan hatte, blieb ihm nichts übrig, als sie um ihren ersten freien Tanz zu bitten. Nachdem er sie aber engagirt, hatte er sich, ohne sich mit ihr in eine Unterhaltung einzulassen, wieder zurückgezogen.

Als sie aber jetzt ihre Plätze in der Quadrille eingenommen hatten, fühlte er, daß die Anstrengung des Redens, wenn auch kein Vergnügen, doch eine Pflicht für ihn geworden sei und natürlich fing er mit dem ersten Gemeinplatz an, der ihm einfiel.

„Finden Sie den Ball nicht sehr hübsch, Mademoiselle?"

„Ja!" lautete die fast unhörbare Antwort aus Valérie's Rosenmunde.

„Und nicht so überfüllt wie die meisten Bälle."

Valérie's Lippen bewegten sich abermals, aber dieses Mal völlig unhörbar.

Da sie eben tanzen mußten, entstand eine Pause; als sie dann aber stillstanden, zerbrach sich Alain den Kopf und fing das Gespräch wieder an:

„Ich höre, die vorige Saison ist ungemein animirt gewesen; ich selbst kann darüber nicht urtheilen, denn die Saison war nahezu vorüber, als ich zum ersten Male nach Paris kam."

Valérie blickte mit einem belebtern Ausdruck, als ihr kindliches Gesicht bisher gezeigt hatte, auf und sagte dieses Mal deutlich:

„Dies ist mein erster Ball, Monsieur le Marquis.“

„Man braucht Sie nur anzusehen, Mademoiselle, um das zu errathen“, erwiderte Alain galant.

Abermals unterbrach der Tanz die Unterhaltung, aber das Eis zwischen den Beiden war jetzt gebrochen. Und als die Quadrille zu Ende war und Rochebriant die schöne Valérie wieder zu ihrem Vater führte, war ihr zu Muthe, als habe sie einer Sphärenmusik gelauscht und diese Musik habe jetzt plötzlich aufgehört. Alain war leider von keiner so angenehmen Illusion gefangen genommen. Ihre Unterhaltung war ihm zwar ungekünstelt, aber im Vergleich mit der glänzenden Conversation der verheirateten Pariserinnen, mit denen er meistens tanzte, fade erschienen; er fühlte sich daher eher erleichtert, als er sich mit einer Verbeugung verabschiedete und in die dichtgedrängten Reihen der Umstehenden zurücktrat.

Inzwischen hatte de Mauléon die Gesellschaft verlassen und war durch die verödeten Straßen langsam nach Hause gegangen. Die Höflichkeit, mit der man ihm bei Louvier's Diner begegnet war, und die Auszeichnung, mit welcher ihn Verwandte von so unzweifelhaftem Range und so anerkannter Stellung in der Gesellschaft behandelten, wie Alain und Enguerrand, hatten auf seine Verstimmung besänftigend gewirkt und ihn neu belebt. Er hatte angefangen sich zu fragen, ob

ihm wirklich ein offener Weg zur Befriedigung seines politischen Ehrgeizes bei dem bestehenden Zustande der Dinge versperrt sei und ob er zu dieser Befriedigung wirklich so gefährlicher Werkzeuge, wie es die waren, zu deren Gebrauch er sich durch Zorn und Verzweiflung hatte bestimmen lassen, bedürfe. Aber die markirte Art, in welcher ihm die beiden Männer, welche eine politische Rolle spielten, — zwei Männer, welche in ihrer Jugend bewundernd zu ihm aufgeblickt hatten und deren glänzende Carriere er mit dem kaiserlichen System identificirte —, gemieden oder geringschätzig behandelt hatten, rief seine wilderen Leidenschaften und seine gefährlicheren Pläne wieder wach. Die frostige Anrede Hennequin's verdroß ihn besonders; sie verletzte nicht nur seinen Stolz, sondern sein Herz; diese Anrede hatte ihm das Gift der Undankbarkeit in's Herz geträufelt und es ist das besondere Vorrecht der Undankbarkeit, Herzen zu verwunden, die gelernt haben, sich gegen den Haß und die Verachtung von Menschen, denen sie keine Dienste geleistet haben, zu verhärten. In einer, sein Vermögen betreffenden Privat-Angelegenheit hatte de Mauléon Veranlassung gehabt, Hennequin, der damals ein aufstrebender junger Advocat war, zu consultiren. Aus dieser Consultation war, trotz der Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten und der socialen Stellung der beiden Männer, ein Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen erwachsen. Als de Mauléon eines Tages Hennequin besuchte, fand er ihn in einem Zustande großer nervöser Aufregung. Der Advocat war in dem Salon eines Edelmannes, in welchen ihn

de Mauléon eingeführt hatte, von einem Manne öffentlich insultirt worden, der die Hand einer jungen Dame begehrte, für welche Hennequin eine Neigung gefaßt und mit der er sich fast schon verlobt hatte. Der Mann war ein notorischer spadassin — ein für seine Geschicklichkeit in der Handhabung aller Waffen fast ebenso berühmter Duellant wie de Mauléon selbst. Die Insulte war der Art gewesen, daß Hennequin's Freunde ihn versicherten, er habe keine andere Wahl, als diesen Bravo zu fordern. Hennequin, der tapfer genug vor den Gerichtsschranken war, war kein Held vor einer Degenspitze oder einer Pistolenmündung. Er war völlig unerfahren in der Handhabung beider Waffen; sein Tod bei einem Rencontre mit einem so furchtbaren Gegner schien ihm selbst gewiß und das Leben war doch so kostbar; vor ihm lag eine ehrenvolle und ausgezeichnete Carriere und die Aussicht auf eine Ehe mit dem Mädchen, das er liebte; aber doch hatte er das französische point d'honneur. Man hatte ihm gesagt, er müsse sich schlagen, nun so sei es drum! Er bat de Mauléon, einer seiner Secundanten zu sein und bei dieser Bitte sank er in einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus.

„Warten Sie bis morgen", sagte de Mauléon, „thun Sie bis dahin nichts in der Sache. Inzwischen nehme ich sie auf mich und stehe für Ihre Ehre."

Von Hennequin ging Victor direct nach dem Club, dem er angehörte und dessen Mitglied auch der spadassin war; suchte denselben dort auf und wußte es so einzurichten, daß er, ohne von Hennequin zu reden,

mit ihm in Streit gerieth. Es folgte eine Herausforderung und am nächsten Morgen ein Duell. De Mauléon entwaffnete und verwundete seinen Gegner, nicht ernst, aber doch so, daß das Rencontre damit zu Ende war. Er war bei dem Transport des Mannes nach seiner Wohnung behilflich und etablirte sich an seinem Bette, wie wenn er sein Freund wäre.

„Warum in aller Welt haben Sie Streit mit mir angefangen?" fragte der spadassin, „und warum haben Sie nachher mein Leben geschont? denn Ihre Degenspitze stand grade auf meinem Herzen, als Sie Ihren Stoß veränderten und mir einen Stich in die Schulter versetzten."

„Ich will es Ihnen sagen und Sie zugleich bitten, mich von nun an als Ihren Freund zu betrachten — unter einer Bedingung. Schreiben Sie oder dictiren Sie im Laufe des Tages ein paar höfliche Worte der Entschuldigung an Herrn Hennequin. Ma foi! Jedermann wird Sie wegen einer Großmuth loben, die einem Manne so wohl ansteht, der solche Beweise seines Muthes und seiner Geschicklichkeit gegeben hat und der diese Großmuth gegen einen Advocaten übt, der in seinem ganzen Leben noch keinen Degen in der Hand gehabt und noch keine Pistole abgefeuert hat."

Noch an demselben Tage übergab de Mauléon Hennequin ein Billet des spadassin, in welchem derselbe sich wegen seiner heftigen Worte entschuldigte und diese freiwillig zurücknahm, wodurch auch alle Freunde Hennequin's sich befriedigt erklärten. Für diesen ihm geleisteten Dienst erklärte sich Hennequin de Mauléon

für immer verpflichtet. In der That verdankte er lediglich diesem Freunde sein Leben, seine Ehre, seine Heirat, seine Carriere.

„Und jetzt", dachte de Mauléon, „und jetzt, wo er mir so leicht meinen Freundschaftsdienst vergelten könnte, jetzt will er mir nicht einmal die Hand geben! Lehnt sich selbst die menschliche Natur gegen mich auf?"

Drittes Capitel.

Man konnte nichts einfacheres sehen als die Wohnung des Vicomte de Mauléon im zweiten Stock eines in einer ruhigen altmodischen Straße gelegenen Hauses. Er hatte dieselbe mit sehr geringem Aufwande möblirt. Und doch trug die Wohnung im ganzen das Gepräge des guten Geschmackes eines Mannes, der einst zu den Auserlesenen der feinen Welt gehört hatte.

Am nächsten Morgen saß er in dem Zimmer, das er zu seinem Arbeitscabinet gemacht hatte. An den Wänden standen kleine Bücherschränke, in denen sich bis jetzt nur noch wenige Bücher befanden, meistens Nachschlagebücher, einige billige Ausgaben klassischer französischer Prosaiker, — keine Dichter, keine Romanschreiber —, und ein paar römische Autoren, gleichfalls Prosaiker, Cicero, Sallust, Tacitus. Er war an seinem Arbeitstische mit Schreiben beschäftigt; vor ihm auf-

geschlagen lag ein Buch von Paul Louis Courier, diesem Muster politischer Satire und männlichen Stiles.

Eben wurde an seiner Thürglocke geläutet. Der Vicomte hielt keine Dienstboten. Er stand auf und ging die Thür zu öffnen; aber er fuhr ein paar Schritte zurück, als er in seinem Besucher Herrn Hennequin erkannte.

Dieses Mal zog der Präfect seine Hand nicht zurück; er streckte sie vielmehr mit einer gewissen Ungeschicklichkeit und Schüchternheit de Mauléon entgegen.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Vicomte, Sie so früh aufzusuchen, nachdem ich Enguerrand de Vaudemar gesprochen habe. Er hat mir die Abschriften von den pièces gezeigt, welche von Ihren hochstehenden Verwandten geprüft worden sind und welche Sie vollständig von der Anklage reinigen, die, verzeihen Sie mir, wenn ich es sage, mir, als ich gestern Abend die Ehre hatte, Ihnen zu begegnen, noch unaufgeklärt schien."

„Mir scheint, Herr Hennequin, daß Sie als Advocat sich von dieser Thatsache sehr leicht hätten überzeugen können."

„Monsieur le Vicomte, ich war zu der Zeit, wo die unglückliche Angelegenheit, in die Sie verwickelt waren, spielte, mit meiner Frau in der Schweiz."

„Aber bei Ihrer Rückkehr nach Paris hätten Sie es vielleicht der Mühe werth halten können, Beschuldigungen näher auf den Grund zu gehen, welche die Ehre eines Mannes so empfindlich berührten, den Sie Freund genannt und für den Sie" — de Mauléon

hielt inne; er verschmähte es, hinzuzufügen: „sich zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet erklärt haben.“

Hennequin erröthete leicht, erwiderte aber gefaßt:

„Ich habe es an Erkundigungen nicht fehlen lassen. Ich erfuhr, daß die gegen Sie erhobene Anklage in Betreff der Entwendung der Juwelen zurückgenommen sei, daß Sie deshalb vom Gerichte freigesprochen seien; ich erfuhr aber auch, daß die Gesellschaft Sie nicht freispreche und daß Sie deshalb Frankreich verlassen hätten. Verzeihen Sie mir abermals, aber niemand wollte auf mich hören, wenn ich versuchte, zu Ihren Gunsten zu reden. Aber jetzt, wo so viele Jahre verflossen sind, wo man sich der Geschichte nur noch undeutlich erinnert und wo so hochgestellte Verwandte Sie so herzlich aufnahmen, jetzt gebe ich mich gern der Hoffnung hin, daß Sie ohne Schwierigkeit eine sociale Stellung wiedergewinnen werden, die Sie niemals ganz verloren, aber auf die Sie eine Zeit lang verzichtet hatten.“

„Ich bin Ihnen für diese freundliche Hoffnung sehr erkenntlich. Ich las erst neulich in dem Buche eines geistreichen Verfassers einige gute Bemerkungen über die Wirkungen der médisance und der Verleumdung auf unser impressionables pariser Publicum. ‚Wenn ich‘, sagte der Verfasser, ‚beschuldigt würde, die beiden Thürme von Notre Dame in meine Westentasche gesteckt zu haben, es würde mir nicht einfallen, mich zu vertheidigen — ich würde fliehen! Und‘, fügt der Verfasser hinzu, ‚wenn mein bester Freund eines solchen Verbrechens beschuldigt würde, ich würde so große Angst

davor haben, für seinen Complicen gehalten zu werden, daß ich diesen besten Freund zur Thür hinauswürfe.' Vielleicht, Herr Hennequin, hat bei mir jene erste Furcht gewirkt? Wie darf ich Sie tadeln, wenn Sie unter dem Eindruck der andern Furcht gehandelt haben? Glücklicherweise hat das liebe Paris auch seine Reactionen und Sie können mir jetzt getrost Ihre Hand reichen. Paris ist jetzt dahinter gekommen, daß die beiden Thürme von Notre Dame nicht in meiner Westentasche stecken."

Es entstand eine Pause; de Mauléon hatte sich wieder an seinem Schreibtische etablirt und fuhr hier mit seiner Beschäftigung in einer Weise fort, die sagen zu wollen schien, daß er die Unterhaltung als beendet ansehe.

Da durchfuhr ein Gefühl der Scham, eine Anwandlung von Gewissensbissen und dankbarer Erinnerung das Herz des wohlanständigen, weltlich gesinnten, selbstsüchtigen Mannes, der alles was er jetzt war, dem vor ihm sitzenden ci-devant vaurien verdankte. Abermals streckte er die Hand aus und ergriff dieses Mal de Mauléon's Hand mit Wärme.

„Verzeihen Sie mir", sagte er mit heiserer Stimme, aber mit dem Ausdruck eines echten Gefühles, „verzeihen Sie mir; ich bin zu tadeln; von Natur und vielleicht in Folge der Anforderungen meiner Carriere bin ich allzu ängstlich um die öffentliche Meinung bekümmert — verzeihen Sie mir! Sagen Sie mir, ob ich jetzt durch irgend etwas wenn auch nur sehr theilweise vergelten kann, was ich Ihnen verdanke?"

De Mauléon sah dem Präfecten fest in's Gesicht und sagte langsam: „Sind Sie wirklich bereit mir zu dienen? meinen Sie es ernst damit?"

Der Präfect zögerte einen Augenblick und sagte dann mit fester Stimme: „Ja!"

„Nun also, um was ich Sie bitte, ist, daß Sie mir nicht als Advocat, nicht als Präfect, sondern als ein Mann, der den gegenwärtigen Zustand der französischen Gesellschaft kennt, offen Ihre Meinung sagen. Sprechen Sie diese Meinung in einem oder dem andern Sinne ohne Rücksicht darauf aus, wie sie mich berühren kann. Lassen Sie sich dabei einzig von Ihrem competenten Urtheil leiten."

„Ich bin bereit", erwiderte Hennequin begierig zu hören, was nun folgen werde.

De Mauléon nahm wieder auf:

„Sie erinnern sich vielleicht, daß ich in meinem frühern Leben keinen politischen Ehrgeiz hatte. Ich mischte mich nicht in Politik. Während der unruhigen Zeit, welche unmittelbar auf den Sturz Louis Philippe's folgte, war ich nur ein epikuräischer Zuschauer. Ich nehme an, daß, soweit es sich um Zutritt zu den Salons handelt, ich auf keine Schwierigkeiten, eine Stellung wieder zu erlangen, stoßen werde. Aber wenn es auf eine Wahl in die Kammer, auf öffentliches Leben, auf eine politische Carriere ankommt — glauben Sie, daß man mir in dem Kaiserreiche nichts in den Weg legen wird? Sie schweigen. Geben Sie mir, wie Sie es versprochen haben, eine offene Antwort."

„Die Schwierigkeiten einer politischen Carriere würden groß sein.“

„Unüberwindlich?“

„Ich fürchte. Natürlich habe ich in meiner Eigenschaft als Präfect einen nicht geringen Einfluß auf die Wahl eines Regierungs-Candidaten. Aber ich glaube nicht, daß die kaiserliche Regierung, namentlich in dieser Zeit, wo sie sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Candidaten sein muß, veranlaßt werden könnte, Sie zu empfehlen. Man würde die Geschichte mit den Juwelen wieder aufrühren; man würde die Haltbarkeit Ihrer Rechtfertigung bestreiten, leugnen; die Thatsache, daß Sie so viele Jahre hindurch diese Beschuldigung haben bestehen lassen, ohne Schritte zu ihrer Widerlegung zu thun, Ihre Antecedentien, selbst abgesehen von dieser Beschuldigung, Ihre jetzige Mittellosigkeit, — Enguerrand sagt mir, daß Sie nur ein bescheidenes Einkommen haben —, der Mangel jedes politischen Rufes — alles das würde gegen Sie sprechen. Nein, geben Sie den Gedanken an eine politische Laufbahn auf, Sie würden sich dadurch unvermeidlichen Kränkungen und einer Niederlage aussetzen, die selbst den Zutritt zu den Salons, den Sie jetzt wieder gewinnen, gefährden würde. Sie könnten kein Regierungscandidat werden.“

„Zugegeben. Vielleicht wünsche ich auch gar keiner zu werden; aber wie wäre es mit einem Oppositionscandidaten, einem Candidaten der liberalen Partei?“

„Als Imperialist“, sagte Hennequin mit ernstem Lächeln, „und als Inhaber des Amtes, das ich bekleide, würde es mir schlecht anstehen, einen der Regierung

des Kaisers feindlichen Candidaten zu ermuthigen. Die Opposition befindet sich in einer kläglichen Minorität; die bedeutendsten Liberalen bringen sich nur mit Mühe selbst durch; große locale Popularität oder großes Vermögen, der wohlbegründete Ruf eines echten Patrioten, oder ein bewährtes oratorisches oder staatsmännisches Talent sind wesentliche Erfordernisse für einen Sitz in den Reihen der Opposition, und selbst diese Eigenschaften reichen nicht hin, um auch nur einem Drittheil der Männer, welche sie besitzen, zu einem Sitz in der Kammer zu verhelfen. Werden Sie wieder, was Sie gewesen sind, der Held der Salons und bleiben Sie dem unruhigen niedrigen Treiben der Politik fern."

„Diese Antwort genügt mir. Nochmals meinen Dank. Ich betrachte den Dienst, den ich Ihnen einst geleistet habe, als vergolten."

„Nein, gewiß nicht — nein; aber wollen Sie heute ganz en famille mit mir essen und mir erlauben, Ihnen meine Frau und zwei, seit wir uns zuletzt gesehen haben, geborene Kinder vorzustellen? Ich sage heute; denn morgen muß ich nach meiner Präfectur zurück."

„Ich bin Ihnen unendlich verbunden, aber heute esse ich bei dem Grafen Beauvilliers, wo ich einige Mitglieder des diplomatischen Corps treffen soll. Ich muß mir meinen Platz in den Salons sichern, da Sie mir so klar zeigen, daß ich keine Aussicht auf einen Platz in der Gesetzgebung habe — es wäre denn, daß —"

„Es wäre denn, daß — was?"

„Es wäre denn, daß sich eine jener Revolutionen ereignete, in welcher die Hefe obenauf kommt.“

„Damit hat es keine Noth. Die unterirdischen Kasernen und Eisenbahnen haben dem Aufkommen der Hefe, der Herrschaft der Canaille und ihrer Barrikaden für immer ein Ende gemacht.“

„Adieu, mein lieber Hennequin, meine Empfehlung an Madame.“

Seit diesem Tage wurden die Artikel Pierre Firmin's im „Sens Commun“, wiewohl sie sich stets innerhalb der Schranken des Gesetzes hielten, immer feindseliger gegen das kaiserliche System, jedoch so, daß der Verfasser sich noch immer zu keinem definitiven Programm in Betreff der Art von Regierung, welche dieses System ersetzen solle, bekannte.

Viertes Capitel.

Die Wochen verflossen. Isaura's Manuscript war dem Druck übergeben worden; es erschien im Feuilleton des „Sens Commun“. Ein vorangehender Posaunenstoß von Savarin und der ihm zu Gebote stehenden Clique sicherten dem Roman zum Voraus die Aufmerksamkeit, wenn nicht des Publicums im allgemeinen, so doch wenigstens der literarischen und kritischen Coterien. Aber noch ehe das vierte Feuilleton erschien, war der

Roman der Patronage der Coterie entwachsen, hatte er das Publicum zu fesseln angefangen. Er war nicht nach Art der Erzeugnisse der neuesten Schule; die Ereignisse drängten sich nicht und waren nicht aufregender Natur; es kamen ihrer nur wenige und einfache darin vor. Die Erzählung schien eher einer andern Schule anzugehören, bei welcher es mehr auf poetische Empfindungen und auf Diction abgesehen war. Aber grade diese Aehnlichkeit mit alten Lieblingen ließ die Erzählung als eine anziehende Neuigkeit erscheinen. Mit einem Wort, der Roman erregte beifällige Bewunderung und große Neugierde in Betreff des Verfassers. Als es aber verlautbarte, daß der Roman aus der Feder der jungen Dame sei, deren künftiger Erfolg in der musikalischen Welt von allen, die sie singen gehört hatten, so enthusiastisch verkündet worden war, steigerte sich das Interesse noch außerordentlich. Savarin wurde von Leuten, die ihre Bekanntschaft zu machen wünschten und die um seine Vermittlung baten, fortwährend bestürmt. Noch ehe Isaura sich eine deutliche Vorstellung von ihren beginnenden Mühen machen konnte, wurde sie ihrer ruhigen Häuslichkeit und ihren zurückgezogenen Gewohnheiten entrissen, wurde sie in dem literarischen Cirkel, dessen Haupt Savarin war, fetirt und umworben. Dieser Kreis berührte sich an einer Stelle mit der Bohème, an einer andern mit jener feinern Welt, welche in jeder intelligenten Hauptstadt, aber ganz besonders in Paris sich geistiges Licht von den in Kunst und Wissenschaft leuchtenden Körpern zu borgen sucht.

Aber grade die Art der Bewunderung, mit der man ihr entgegenkam, wirkte etwas niederschlagend und beunruhigend auf sie; am Ende war doch diese Art der Bewunderung nicht verschieden von der, welche sie sich als Sängerin hätte verschaffen können. Einerseits schreckte sie instinctiv vor den Liebkosungen weiblicher und der vertraulichen Begrüßung männlicher Autoren zurück, welche durch ihr Leben offen eine philosophische Verachtung gegen die von gewöhnlichen, ehrbaren und verständigen Sterblichen respectirten Conventionen bekundeten. Andererseits lag in den Höflichkeiten derer, die zwar gelegentlich einer aufkommenden Berühmtheit den Hof machten, sich aber doch gewöhnlich in einer von der Künstlerwelt abliegenden Sphäre bewegten, eine gewisse patronisirende Herablassung gegen die junge Fremde, die keine andere Beschützerin hatte als Signora Venosta, diese ci-devant Theatersängerin, und die ihr literarisches Debut in einem von Gustave Rameau redigirten Journal gemacht hatte — eine Herablassung, welche, wie sehr sie auch unter übertriebenen Lobeserhebungen verhüllt war, zwar Isaura's Schriftstellereitelkeit schmeichelte, aber doch ihren weiblichen Stolz verletzte. Unter diesen letzteren befanden sich reiche, vornehme Männer, die an sie als schönes junges Mädchen Worte richteten, hinter denen sich Liebe zu verbergen schien, während wohl schwerlich einer dieser Männer eine ernste Absicht haben mochte. Viele der feurigsten waren bereits verheiratet.

Aber einmal in das Gewühl der pariser Geselligkeit hineingerissen, konnte Isaura sich schwer wieder

zurückziehen. Die Venosta weinte bei dem Gedanken, eine animirte Soirée versäumen zu sollen, und Savarin verlachte Isaura's wählerisches Wesen, als einen Beweis kindischer Unkenntniß der Welt.

Aber sie hatte doch wenigstens ihre Vormittage für sich, und an diesen Vormittagen, welche sie der Vollendung ihres Romans widmete, — denn beim Beginn des Abdrucks war noch nicht ein Drittel vollendet —, vergaß sie die Alltagswelt, der ihre Abende gehörten. Ihr selbst unbewußt hatte sich der Ton ihrer Dichtung im Fortgange verändert. Der Anfang war zwar ernst, aber unter dem Ernst barg sich eine gewisse Heiterkeit. Vielleicht rührte diese Heiterkeit von der Freude über die endlich gefundene Gelegenheit sich auszusprechen her, vielleicht aber lag ihr eine noch geheimere Freude zu Grunde — die Freude der Erinnerung an Graham's Worte und Blicke und das Bewußtsein, daß sie jedem Gedanken an den Beruf, welchen er so offen gemißbilligt hatte, entsagt habe. Damals erschien ihr das Leben heiter. Jetzt hatte das Leben seinen Glanz für sie verloren; der Ton ihrer Dichtung war traurig geworden; sie ließ einen tragischen Schluß voraussehen. Für das große Publicum aber wurde der Roman mit jedem Capitel interessanter. Der wunderbare musikalische Reiz der Sprache erhöhte noch die Freude an der Dichtung. Jeder junge Schriftsteller weiß, daß sein Werk, wenn es der Sphäre des Gefühlslebens angehört, seine Färbung von einer in seinem tiefsten Innern lebenden Anschauung erhält, und daß er sich in dem Maße, wie sein Werk dieser Ueberzeugung Ausdruck

verleiht, tiefer und tiefer in dasselbe versenkt, bis es ein Theil seiner Seele und seines Herzens wird. Ein verborgener Kummer kann das Schicksal seiner Geschöpfe verändern und Liebende, welche bestimmt waren am Altar vereint zu werden, in's Grab bringen. Erst in einem spätern Stadium der Erfahrung und der Kunstübung gelangt der Schriftsteller dahin, sich von dem Einflusse seiner eigenen Individualität loszumachen und den Geschöpfen seiner Phantasie ein anderes als das Gepräge seiner eigenen Persönlichkeit aufzudrücken. Das Genie muß in der Regel den subjectiven Proceß durchmachen, bevor es eines objectiven Verfahrens mächtig wird. Selbst ein Shakespeare tritt uns in seinen Sonetten persönlich entgegen, bevor er die Höhe erreicht, auf welcher er die Gestalten wie Falstaff und Lear schafft, an denen keine Spur seiner Persönlichkeit mehr haftet.

Von Graham keine Nachrichten, kein Wort. Isaura fühlte, daß sein Wort und Blick an jenem Tage in ihrem Garten und in jenen noch glücklicheren Tagen in Enghien mehr als Freundschaft, daß sie eine Liebe ausgedrückt hatten, welche den Stolz gerechtfertigt erscheinen ließen, mit dem sie sich selbst zuflüsterte: „Auch ich liebe!" Aber dann kam jener letzte Abschied. Wie verändert, wie kalt war er da gewesen! Wenn die Eifersucht auf Rameau vielleicht seine Kälte beim Betreten des Zimmers erklären konnte, so hatte sie ihm doch, ihre weibliche Zurückhaltung überwindend, durch Zeichen, welche Liebende selten mißdeuten, zu verstehen gegeben, daß er keine Ursache zur Eifersucht habe.

Und doch hatte er sich beim Abschiede geflissentlich nur ihren Freund genannt. Wie thöricht war es von ihr gewesen, zu glauben, daß dieser reiche ehrgeizige Fremde jemals daran gedacht haben könne, ihr mehr zu sein! Bei ihrer Arbeit dachte sie sein Bild bannen zu können; aber das Bild wollte sich nicht bannen lassen; es kamen Stellen in dem Roman vor, wo sie sich bittend an dieses Bild wandte, bei denen sie aber von Thränen erstickt plötzlich innehalten mußte. Aber sie schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, daß ihre Dichtung sie wieder mit ihm vereinigen, daß er aus derselben ihre Stimme vernehmen, daß er darin ihr Herz erkennen würde. Und darum hatte sie über jedes Lob ihrer Arbeit eine innige Freude.

Endlich nach Verlauf vieler Wochen hörte Savarin von Graham. In einem aus Aachen datirten Briefe meldete er, daß er vielleicht noch einige Zeit dort aufgehalten werden würde. Der Hauptinhalt des Briefes betraf das neue Journal. Graham machte Savarin über seine eigenen Beiträge höfliche Complimente und sprach sich über die Pierre Firmin gezeichneten politischen und socialen Artikel theils lobend, theils verurtheilend aus; er lobte die geistreiche Fassung und verurtheilte den darin bekundeten Cynismus. „Der Verfasser", sagte er, „erinnert mich an eine Stelle in Montesquieu, wo er die heidnischen Philosophen mit jenen Pflanzen vergleicht, welche an Plätzen wachsen, zu denen das Tageslicht niemals gedrungen ist. Auf dem Boden seiner Erfahrung wächst keine einzige Ueberzeugung, und wie kein Gemeinwesen ohne irgend eine Ueberzeugung

bestehen kann, so kann ein Politiker ohne Ueberzeugung nur dazu mithelfen, niederzureißen; er kann nicht wieder aufbauen. Solche Schriftsteller corrumpiren eine Gesellschaft, sie reformiren kein System." Am Schlusse seines Briefes erwähnte er Isaura's: „Erzählen Sie mir in Ihrer Antwort etwas von Ihren Freundinnen, lieber Savarin, von Signora Venosta und der Signorina, deren Roman, soweit er bis jetzt erschienen ist, ich mit bewunderndem Staunen über eine so junge Schriftstellerin gelesen habe, welche mit den alten Praktikern der Romanliteratur in der Schöpfung interessanter Gestalten, in einem Gefühlsausdruck wetteifert, welcher, wenn er auch etwas hyperromantisch und überschwänglich erscheint, doch sehr zarte Saiten des menschlichen Herzens, die im gewöhnlichen Alltagsleben nicht anklingen, berührt. Die Schönheit des Romans wird gewiß von einem so feinen Publicum wie dem pariser gebührend gewürdigt und der Name der Verfasserin ist sicherlich schon allgemein bekannt. Sie ist ohne Zweifel jetzt die Löwin der literarischen Kreise und ihre schriftstellerische Carriere kann als entschieden betrachtet werden. Bitte, beglückwünschen Sie die Signorina in meinem Namen, wenn Sie sie sehen."

Savarin war schon seit einigen Tagen im Besitz dieses Briefes, als er Isaura besuchte und ihr achtlos denselben zeigte.

Isaura trat damit an's Fenster, um das Zittern ihrer Hand zu verbergen. Nach wenigen Minuten gab sie den Brief schweigend zurück.

„Diese Engländer", sagte Savarin, „verstehen sich

nicht auf die Kunst der Complimente. Ich fühle mich durch das, was er von meinen kleinen Artikeln sagt, durchaus nicht geschmeichelt, und Sie sind gewiß noch weniger von dem frostigen Lob Ihrer reizenden Erzählung befriedigt; aber der Mann hat die Absicht höflich zu sein."

„Gewiß", erwiderte Isaura mit einem schwachen Lächeln.

„Denken Sie nur", nahm Savarin wieder auf, „Rameau hat sich auf sein Gehalt als Redacteur des ‚Sens Commun' und auf die châteaux en Espagne, die er auf dieses Blatt bauet, hin, bereits ein appartement in der Chaussée d'Autin möblirt und spricht davon, sich ein Coupé anzuschaffen, um die Literatur würdig zu vertreten, wenn er mit den Herzoginnen zu Mittag essen wird, die ihn bald einmal einladen werden. Aber ich muß sein Selbstvertrauen doch bewundern, wenn ich auch darüber lache. Jeder Mensch kommt vermöge einer Springfeder in seinem Mechanismus im Leben vorwärts und sollte dafür sorgen, daß diese Feder ihre Elasticität nie verliert. Rameau wird seinen Weg machen. Ich pflegte ihn zu bemitleiden, jetzt fange ich an ihn zu respectiren. Nichts sichert den Erfolg mehr als der Erfolg. Aber ich raube Ihnen Ihre Zeit. Au revoir, mon enfant."

Als Isaura wieder allein war, brütete sie in einer Art von trauriger Verwunderung über die auf sie bezüglichen Worte in Graham's Brief. Obgleich sie sie nur einmal gelesen hatte, wußte sie sie doch auswendig. Wie! waren ihm die von ihr geschilderten Charaktere

als reine Geschöpfe der Phantasie erschienen? War ihm die Aehnlichkeit des hervorragendsten und anziehendsten Charakters mit ihm selbst entgangen? Wie! fand er Gefühle, welche ein Zuruf ihres Herzens an das seine waren, so hyperromantisch und überschwänglich? — Ach, in Gefühlssachen haben wir Männer, selbst die zartfühlendsten unter uns, das Unglück, im Verkehr mit den Frauen, — ja selbst mit den nach gangbaren Begriffen wenigst romantischen unter ihnen —, leicht Empfindungen zu verletzen, welche uns nach ihrer Meinung, wenn wir uns nur das geringste aus ihnen machten, nicht entgehen könnten, während wir, die wir sie höher schätzen als alle Kostbarkeiten des Orients, doch mit unseren trüben männlichen Augen diese Empfindungen gar nicht erkennen. Es kann die geringfügigste Kleinigkeit sein, der Jahrestag eines ersten Kusses, ja, eines gepflückten Veilchens, eines aufgeklärten Mißverständnisses — wir erinnern uns dieses Jahrestages nicht besser als unseres ersten Spielzeuges. Aber sie — sie erinnert sich desselben; für sie ist er kein Spielzeug. Natürlich läßt sich viel zur Entschuldigung des brutalen Mannes sagen. Man erwäge die Vielfältigkeit seiner Beschäftigungen, die praktische Natur seiner Sorgen. Aber wenn man auch diese Entschuldigungen als begründet gelten lassen will, so ist doch dem Manne eine Stumpfheit des Gefühlslebens im Vergleich mit der Zartheit der weiblichen Organisation angeboren. Das rührt vielleicht von derselben Härte unseres Organismus her, welche uns den Luxus stets bereiter Thränen versagt. So ist es sehr schwer auch für den weisesten Mann, ein Weib ganz

zu verstehen. Goethe sagt irgendwo, daß das größte männliche Genie viel vom Weibe an sich haben müsse. Wenn das wahr ist, kann auch nur das größte männliche Genie die weibliche Natur begreifen und erklären, weil dieselbe ihm nicht fern liegt, sondern einen integrirenden Theil seines männlichen Selbst bildet. Ich bin indessen nicht so fest überzeugt, daß es dazu des größten Genies bedarf; vielmehr einer besondern Feinfühligkeit, welche dem größten Genie nicht immer eigen ist. Ich halte Sophokles für ein größeres Genie als Euripides, aber Euripides hat diese Feinfühligkeit und Sophokles hat sie nicht. Ich zweifle, ob die Frauen Goethe ebenso bereitwillig als Interpreten ihres Wesens acceptiren würden wie Schiller. Shakespeare übertrifft ohne Zweifel alle Dichter in dem Verständniß der weiblichen Natur, in seiner Sympathie mit den Frauen, in der Weiblichkeit seines Wesens, welche Goethe dem größten Genie zuschreibt; aber abgesehen von diesem Riesen wüßte ich keinen englischen Dichter als besonders begabt in dieser Beziehung zu bezeichnen, es wäre denn der heutzutage allgemein unterschätzte und wenig gelesene Dichter in Prosa, der die Briefe der Clarissa Harlowe schrieb.

Ich sage das alles, um Graham Vane dafür zu rechtfertigen, daß er, obgleich ein in seiner Weise sehr begabter und der menschlichen Natur keineswegs unkundiger Mann, doch ganz und gar kein Verständniß für die Mysterien hatte, welche in der Meinung des armen Kindes für einen, der sie wirklich liebte, keines Schlüssels bedurfte. Aber ich habe schon früher einmal

bemerkt, daß die Musik in einer Sprache spricht, die sich nicht anders als eben in der Musik verständlich machen kann. So spricht auch im menschlichen Herzen vieles, was der Musik verwandt ist. Die Sprache der Phantasie, Poesie in Versen oder in Prosa, läßt sich sehr oft in dieser Weise vernehmen. Ein Leser muß von gewöhnlicherm Schlage sein, als ich es von meinem freundlichen Leser voraussetze, wenn er glaubt, daß, wenn Isaura in dem fingirten Helden ihres Romans den wirklichen Helden ihres Herzens schilderte, sie ihn so dargestellt habe, daß die Welt hätte sagen können: das ist Graham Vane. Ich zweifle, ob selbst ein männlicher Dichter ein Weib, das er aufrichtig verehrte und liebte, so herabziehen würde. Sie ist ihm zu heilig, um sie so den Blicken des Publicums preiszugeben, wie der lieblichste aller Liebesdichter so schön sagt:

„Qui sapit in tacito gaudeat ille sinu.“

Aber ein Mädchen, das in ihrer ersten geheimen Liebe die Welt wissen ließe: „Das ist der Mann, den ich liebe und für den ich sterben würde!“ — ein solches Mädchen hätte keine Faser des wahren weiblichen Genius an sich und hätte sicherlich nichts mit Isaura gemein. Nun denn, hätte Graham Vane in Isaura's Romanhelden, wenn sie auch in demselben den Urtypus Graham's, wie sie ihn in ihren jungen, unbestimmten, romantischen Träumen gesehen hatte, idealisirt, verschönert, verklärt erblickte, sein eigenes Bild zu erkennen geglaubt, er hätte der eitelste aller Menschen sein müssen. Im Gegentheil, in dem Geiste jener Eifersucht,

zu der er nur zu geneigt war, sagte er sich: „Ach, das ist also ihr vielleicht schon verwirklichtes Ideal, im Vergleich zu dem ich nur ein ganz gewöhnlicher Mensch bin!" und indem er sich davon überzeugt hielt, mußten ihm natürlich die Gefühle, die sich bei der Schilderung dieses unbekannten Urtypus kundgaben, hyperromantisch erscheinen. Mit seinem Geschmacke anerkannte er die Schönheit der Form, in welche diese Gefühle gekleidet waren, mit seinem Herzen beneidete er das Ideal, welches dieselben eingeflößt hatte. Aber sie schienen ihm so fern zu liegen — sie rückten das Traumland der Dichterin seinem realen Alltagsleben ferner und ferner!"

In dieser geistigen Verfassung hatte er an Savarin geschrieben und die Antwort, die er darauf erhielt, bestärkte ihn noch mehr darin. Savarin hatte nach seiner löblichen Gewohnheit noch an demselben Tage, wo er Graham's Brief erhalten und daher noch ehe er Isaura gesehen hatte, geantwortet. In seiner Antwort sprach er viel von dem Erfolge ihrer Dichtung, von den Einladungen, mit denen sie überschüttet werde, und dem Aufsehen, das sie in den Salons mache, von ihrer künftigen Carriere, unter dem Ausdruck der Hoffnung, daß sie eines Tages eine würdige Nebenbuhlerin Madame de Grantmesnil's werden werde, wenn ihre Ideen durch reifere Erfahrung und ein gründlicheres Studium dieses Musters des französischen Stiles erst kühner geworden sein würden und fügte hinzu, der junge Redacteur sei offenbar in seine schöne Mitarbeiterin verliebt und Madame Savarin habe prophezeihet, daß

der Roman der Signora mit dem Tode der Heldin und der Heirat der Verfasserin endigen werde.

Fünftes Capitel.

Und abermals verflossen Wochen und Monate, der Herbst folgte auf den Sommer, der Winter auf den Herbst. Die pariser Saison war auf ihrer Höhe. Die wundervolle Hauptstadt schien dem Kaiser, der so unendlich viel zu ihrer Verschönerung beigetragen hatte, durch den Glanz und die heitere Pracht ihrer Festlichkeiten lohnen zu wollen. Aber das Lächeln auf dem Antlitz der einzigen Stadt war heuchlerisch und hohl. Das Kaiserreich selbst war aus der Mode gekommen. Ernste Männer und unparteiische Beobachter wurden ängstlich. Napoleon hatte den „idées Napoleoniennes" entsagt; er war in die Reihe der constitutionellen Monarchen getreten und regierte nicht mehr kraft seines alten ungetrübten Prestige, sondern kraft der Gnade der Parteien. Die Presse durfte Klagen über die Vergangenheit und Forderungen für die unheilschwangere Zukunft frei aussprechen. Man fragte sich, ob es möglich sei, daß das Kaiserreich mit einer Regierungsform, die nicht kaiserlich und doch auch nicht recht constitutionell sei und mit einer Majorität, welche sich täglich mehr einer Minorität füge, bestehen könne. Der Boden des allgemeinen Stimmrechts war untergraben.

Um diese Zeit machten die Pierre Firmin unterzeichneten Artikel im „Sens Commun" nicht nur bedeutendes Aufsehen, sondern übten auch einen entschiedenen Einfluß auf die öffentliche Meinung und das Blatt hatte einen ungeheuren Erfolg.

Natürlich hoben sich mit dem Erfolg und dem wachsenden Einfluß des Blattes auch der Ruf und die Stellung seines Redacteurs, Gustave Rameau. Auch der materielle Vortheil blieb nicht aus; denn es wurden ihm Banknoten von erheblichem Betrage von dem Verleger mit der kurzen Notiz übersandt, daß sie ihm, dem Verleger, von dem einzigen Eigenthümer des Blattes als der dem Redacteur gebührende Antheil an dem Reingewinn des Unternehmens zugeschickt seien. Der Eigenthümer wurde nie genannt; aber Rameau betrachtete es als ausgemacht, daß Lebeau dieser Eigenthümer sei. Diesen hatte er nicht wiedergesehen, seit er ihm die Liste der Mitarbeiter gebracht hatte und von ihm an den Verleger verwiesen worden war, von dem er annahm, daß Lebeau ihn beschafft habe und von welchem er das erste Quartal seines Gehaltes vorausbezahlt erhalten hatte. Das Gehalt war nur unbedeutend im Vergleich zu dem so großmüthig gewährten Extra-Antheil am Gewinne. Er sprach in Lebeau's Bureau vor, fand aber nur den Schreiber, der ihm sagte, daß sein Principal verreist sei.

Das materielle Gedeihen übte einen entschieden wohlthuenden Einfluß, wenn nicht auf Rameau's Charakter, doch auf seine Manieren und seinen gesellschaftlichen Verkehr. Er trug nicht mehr jenen ruhelosen

Neid auf seine Nebenbuhler zur Schau, welcher das widerwärtigste Symptom einer krankhaften Eitelkeit ist. Er verzieh Isaura ihren Erfolg, ja er freute sich über denselben. Ihre Dichtung war so verschieden von seinen literarischen Erzeugnissen, daß sie denselben keinen Eintrag thun konnte. Ihre Art zu produciren war so durchaus weiblich, daß sie gar keinen Vergleich mit einer männlichen Production zuließ. Ueberdies hatte dieser Erfolg wesentlich mit zu seinem Gewinnantheil und zur Vermehrung seines Rufes als Redacteur des Journals, welches diesem neu entdeckten Genie seine Spalten geöffnet hatte, beigetragen. Aber er hatte noch einen tiefern und mächtigern Grund zur Sympathie mit seiner schönen jungen Mitarbeiterin. Unvermerkt war er dahin gekommen, sie zu lieben, mit einer Liebe, die sehr verschieden war von der, welche die arme Julie Caumartin dem jungen Dichter eingeflößt zu haben sich schmeichelte. Isaura war eines jener weiblichen Wesen, für welche selbst die unritterlichsten Naturen, auch wenn sie von der glühendsten Liebe ergriffen werden, gleichzeitig eine gewisse Ehrfurcht empfinden — die Ehrfurcht, mit welcher die alten Ritter in ihrer Liebe für die Frauen die ideale Reinheit des Weibes selbst ehrten. Bisher hatte Rameau noch nie ein weibliches Wesen verehrt.

Ihrerseits faßte Isaura, durch ihre Mitarbeiterschaft an dem Journal zu einem regen Verkehr mit dem Redacteur desselben veranlaßt, eine freundschaftliche, fast schwesterliche Zuneigung zu ihm. Ich glaube nicht, daß sie, selbst wenn sie Graham nicht kennen gelernt hätte,

sich trotz Rameau's Schönheit und der durch ihre literarischen Bestrebungen gegebenen Geistesverwandtschaft mit ihm, wirklich in ihn verliebt hätte, aber vielleicht würde sie dann geglaubt haben, in ihn verliebt zu sein. So lange das Herz die wahre Liebe noch nicht kennen gelernt hat, nimmt es leicht Phantasie für Liebe. Aber so wenig Isaura auch Graham und noch dazu nicht durchaus zu seinem Vortheile gesehen hatte, fühlte sie doch in ihrem innersten Herzen, daß sein Bild nie durch ein anderes verdrängt werden könne. Vielleicht waren es grade diejenigen seiner Eigenschaften, die ihn als eine anders geartete Natur erscheinen ließen, welche ihn ihr so anziehend machten. Der poetische Sinn der Frauen ist leicht geneigt, den Werth des praktischen Wesens der Männer zu überschätzen. Doch hegte sie für Rameau echt weibliche, unendlich gütige sympathische Empfindungen. Wir haben aus ihren Briefen an Madame de Grantmesnil ersehen, daß er ihr von Anfang an ein theilnehmendes Interesse eingeflößt hatte. Später that ihre Beobachtung seiner unliebenswürdigen Eigenschaften, namentlich seines Neides, dieser Theilnahme Eintracht. Aber jetzt hatten diese Eigenschaften, wenn sie noch vorhanden waren, doch aufgehört für sie erkennbar zu sein und er mußte wieder ihre reine Theilnahme erwecken. In der That war das so sehr der Fall, daß kein wohlwollender Beobachter in das schöne, vor der Zeit verlebte Gesicht dieses Jünglings ohne freundlich-mitleidige Empfindung zu blicken vermochte. Rameau's Wohlergehen hatte den Ausdruck seines Gesichtes klarer und angenehmer gemacht; hatte aber die

Spuren des Verfalles nicht verwischen können, hatte dieselben vielmehr vielleicht noch schärfer hervortreten lassen; denn seine redactionellen Pflichten nöthigten ihn zu regelmäßiger Arbeit, an die er bisher nicht gewohnt gewesen war, und die regelmäßige Arbeit nöthigte ihn, wenigstens glaubte er das, zu einem vermehrten Genuß verhängnißvoller Reizmittel. Er goß sich Absynth in jedes Getränk und dem Absynth fügte er noch Opium hinzu. Davon wußte natürlich Isaura ebensowenig etwas, wie von seiner Liaison mit der „Ondine"; sie sah nur die zunehmende Zartheit seines Gesichtes und seiner ganzen Erscheinung, welche in schärfstem Gegensatz zu seiner gesteigerten Genialität und geistigen Lebhaftigkeit stand, und dieser Contrast machte sie traurig. Auch geistig empfand sie Mitleid für ihn. Sie erkannte und respectirte in ihm das Sehnen eines Genius, der zu schwach war, um auch nur den zehnten Theil von dem zu vollbringen, was ihm sein Ehrgeiz in jugendlicher Anmaßung verheißen hatte. Sie sah auch bei ihm jene Kämpfe zwischen einem bessern und einem geringern Selbst, denen ein kleiner Genius in Verbindung mit einem hohen Grade von Anmaßung so oft unterworfen ist. Vielleicht überschätzte sie auch diesen Genius und das, was er bei richtiger Leitung würde leisten können; aber in ihrem himmelwärts gerichteten Streben wünschte sie auch diesen Genius himmelwärts zu leiten. Und als ob sie zwanzig Jahre älter wäre als er, ließ sie es in diesem Wunsche nicht an Vorstellungen und Warnungen fehlen, und der junge Mann

ließ sich alle die Ermahnungen gern und mit ergebener Geduld gefallen.

So war das Verhältniß dieser Beiden am Schlusse des Jahres. Und von Graham Vane hörte man nichts mehr.

Sechstes Capitel.

Ich bin es jetzt wohl Graham Vane und der Achtung, die er sich bei meinen Lesern erworben hat, schuldig, mich etwas näher über die Natur der von ihm in's Werk gesetzten Nachforschungen zu erklären, bei deren Betreibung er die Hilfe der pariser Polizei in Anspruch genommen und unter einem angenommenen Namen Lebeau's Bekanntschaft gemacht hatte.

Die beste Art, mich dieser Pflicht zu entledigen, wird vielleicht die sein, dem Leser den Inhalt eines Briefes vorzulegen, welcher Graham an dem Tage, wo das Herz des Schreibers zu schlagen aufgehört hatte, zu Gesichte gekommen war:

„Vertraulich.

„Unmittelbar nach meinem Tode und vor Eröffnung meines Testamentes zu lesen.

Richard King."

„Herrn Graham Vane!

„Lieber Graham! Durch die Angabe auf dem Couvert dieses Briefes, ‚vor der Eröffnung meines

Testamentes zu lesen', habe ich gewünscht, Dir die Enttäuschung zu ersparen, die Du nothwendig empfunden haben würdest, wenn Du mein Vermächtniß erfahren hättest, ohne vorher von den Bedingungen unterrichtet zu sein, die ich Dir als Ehrenmann aufzuerlegen im Begriff stehe. Du wirst aus diesem Briefe, noch ehe Du ihn zu Ende gelesen hast, ersehen, daß Du der einzige Mensch bist, dem ich das Geheimniß, welches er enthält, und die Lösung der Aufgabe, welche er stellt, anvertrauen konnte.

„Du weißt, daß ich bei meiner Geburt keine Aussicht auf das Vermögen hatte, welches mir später durch den Tod meines entfernten Verwandten, der selbst Kinder gehabt hatte, zufiel. Ich war ein einziger Sohn und stand im Alter von sechzehn Jahren als eine sehr unbemittelte Waise allein in der Welt da. Meine Vormünder bestimmten mich für den ärztlichen Beruf; ich fing meine Studien in Edinburgh an und wurde nach Paris geschickt, um sie dort zu vollenden. Es traf sich, daß ich hier in demselben Hause mit einem Künstler Namens August Duval wohnte, der, weil er als Historienmaler kein Glück gemacht und sein Brod nicht hatte verdienen können, sich zu dem bescheidenen Berufe eines Zeichnenlehrers bequemt hatte. Er hatte dieser Beschäftigung mehrere Jahre in Tours obgelegen, wo er unter den dort ansässigen englischen Familien eine gute Kundschaft gefunden hatte. Er war kein schlechter Mensch, aber zu lustigem Leben geneigt und leicht verführbar. Erst wenige Monate, bevor ich seine Bekanntschaft machte, hatte er sich in Paris nieder-

gelassen. Er bekam dann und wann einige Schüler; verlor sie aber meistens schnell wieder. Er war unpünktlich und dem Trunke ergeben. Aber er hatte eine kleine Pension, die ihm, wie er geheimnißvoll zu sagen pflegte, von einigen vornehmen Verwandten, welche zu stolz seien, sich zu der Verwandtschaft mit einem Zeichnenlehrer zu bekennen, unter der Bedingung gewährt werde, daß er sie nie nennen dürfe. Er nannte sie mir nie und ich weiß bis auf den heutigen Tag nicht, ob die Geschichte von dieser vornehmen Verwandtschaft wahr oder erfunden war. Eine Pension jedoch erhielt er vierteljährlich, ich weiß nicht von wem, und diese Pension war sein Unglück. Sie nährte seinen Hang zum Müßiggang, und so oft er das Geld erhielt, verbrachte er es sofort wieder und vernachlässigte, so lange es vorhielt, seine Schüler. Dieser Mann hatte eine junge wunderschöne Tochter. Das Uebrige erräthst Du. Ich verliebte mich in sie und meine Liebe wurde durch das Mitleid, das sie mir einflößte, nur noch erhöhet. Ihr Vater verließ sie so oft, daß wir uns, da ich auf demselben Flur wohnte, häufig sehen konnten. Vater und Tochter waren oft in großer Noth und litten an Nahrung und Feurung Mangel. Natürlich unterstützte ich sie, so viel in meinen äußerst schwachen Kräften stand.

„So hingerissen ich von Louise Duval war, war ich doch keineswegs blind gegen ihre großen Fehler. Sie war launisch, eitel, wußte daß sie schön war und trug ein brennendes Verlangen nach Putz und den für sie unerreichbaren Zerstreuungen der großen Stadt. Ich

wußte, daß sie mich nicht liebe; in der That war an einem armen, dürftig gekleideten Studenten der Medicin wenig, was ihre Phantasie reizen konnte, und doch schmeichelte ich mir in meiner Liebe, daß es meiner ausdauernden Ergebenheit schließlich gelingen werde, ihre Neigung zu gewinnen. Ich sprach mehr als einmal gegen ihren Vater die Hoffnung aus, Louise eines Tages heiraten zu können. In dieser Hoffnung bestärkte er mich, wie ich offen bekennen muß, nie. Im Gegentheil, er behandelte dieselbe mit Hohn. ‚Sein schönes Kind werde viel höher hinauswollen'; aber er fuhr nichtsdestoweniger fort, meine Unterstützungen anzunehmen und meine Besuche gutzuheißen. Endlich war meine magere Börse so ziemlich erschöpft und der unglückliche Zeichnenlehrer hatte eine solche Masse kleiner Schulden, daß er nirgends mehr Credit finden konnte.

„Um diese Zeit hörte ich zufällig von einem Studiengenossen, daß seine Schwester, welche eine Mädchenschule in Cheltenham hielt, ihn beauftragt habe, sich nach einem vorzüglichen Zeichnenlehrer umzusehen, mit welchem sich ihre älteren Schülerinnen französisch würden unterhalten können, der aber des Englischen hinlänglich mächtig sein müsse, um sich den jüngeren Schülerinnen beim Unterrichte verständlich machen zu können. Das Gehalt war gut, die Schule groß und sehr gut renommirt und eine Anstellung an derselben mußte einem geschickten Lehrer zur Erlangung von Privatstunden sehr behilflich sein. Ich theilte das Duval mit. Er griff es lebhaft auf. Er hatte in Tours fließend englisch sprechen

gelernt und da er ein sehr geschickter Lehrer und mit mehreren bedeutenden Künstlern befreundet war, verschaffte er sich Zeugnisse über seine Befähigung, welche mein Studiengenosse mit Proben von Duval's Zeichnungen nach England beförderte. Nach wenigen Tagen wurde Duval die Stelle angetragen. Er nahm sie sofort an und machte sich alsbald mit seiner Tochter nach Cheltenham auf.

„Am Vorabend ihrer Abreise äußerte Louise, die über die Aussicht der Verbannung nach einem fremden Lande höchst unglücklich war und kein Vertrauen dazu hatte, daß ihr Vater sich zu regelmäßigen Lebensgewohnheiten bekehren werde, eine ganz ungewöhnliche Zärtlichkeit gegen mich; sie weinte bitterlich. Sie ließ mich glauben, daß ihre Thränen bei dem Gedanken an den Abschied von mir flössen und bat mich, sie, wenn auch nur für wenige Tage, nach Cheltenham zu begleiten. Du kannst Dir denken, mit welchem Entzücken ich diese Bitte erfüllte.

„Duval war ungefähr seit einer Woche in Cheltenham und erfüllte die von ihm übernommenen Pflichten mit so ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit und Regelmäßigkeit, daß ich zu meinem lebhaften Bedauern keine Entschuldigung für eine längere Entfernung von Paris mehr hatte — als der arme Zeichnenlehrer einen Schlaganfall bekam. Er war gelähmt und sein Geist gestört. Der Arzt erklärte, daß er vielleicht noch einige Zeit so vegetiren könne, daß er aber, selbst wenn er den Gebrauch seiner geistigen Kräfte wiedererlangen sollte, was mehr als zweifelhaft sei, doch niemals im Stande sein

werde, seinem Berufe wieder nachzugehen. Unter so traurigen Umständen durfte ich Louise nicht verlassen; ich blieb. Das wenige Geld, was Duval von Paris mitgebracht hatte, war ausgegeben, und als der Tag, an welchem er seine vierteljährliche Pension zu erhalten pflegte, herankam, wußte Louise nicht einmal, an wen sie sich wegen derselben zu wenden habe. Es schien, daß er sich die Pension immer persönlich irgendwo abgeholt habe; von wem aber, war ein Geheimniß, das nie bekannt wurde. Und in diesem kritischen Momente war er zu geistesschwach, um uns auch nur zu verstehen, wenn wir ihn befragten. Ich hatte bereits das kleine Capital, von dessen Zinsen ich lebte, angegriffen; ich nahm jetzt fast das ganze noch übrige Capital auf. Aber diese Hilfsquelle konnte nicht lange vorhalten. Auch durfte ich, wenn ich nicht Louisen's Ruf ernstlich gefährden wollte, nicht fortwährend mit einem jungen Mädchen, dessen einziger legitimer Beschützer so krank darniederlag, in einem Hause wohnen. Mir schien, wenn ich sie nicht ganz verlassen wollte, keine andere Wahl übrig zu bleiben, als — sie zu heiraten, meine zur Erlangung eines Doctordiploms unerläßlichen Studien zu vollenden und mir mit dem bescheidenen Rest meines Vermögens einen Antheil an einer kleinen Landpraxis zu kaufen. Schüchtern bat ich Louise, die Wahl zu treffen; denn mir war der Gedanke, ihrer Neigung Zwang anzuthun, unerträglich. Sie schien durch das, was sie meine Großmuth nannte, sehr gerührt, sie willigte ein. Ich war, wie Du Dir leicht denken kannst, des französischen Rechtes völlig unkundig.

Wir wurden nach englisch-protestantischem Ritus getraut.

„Kurz nach unserer Verheiratung kehrten wir alle drei nach Paris zurück und bezogen ein von dem bisher von uns bewohnten Quartier entfernt liegendes Logis, um den Quälereien der kleinen Gläubiger, welche Duval hier zurückgelassen hatte, zu entgehen. Ich nahm meine Studien mit verdoppeltem Eifer wieder auf und Louise blieb natürlich bei Tage viel allein mit ihrem armen Vater. Ihre Fehler traten mehr und mehr hervor. Sie warf mir die Einsamkeit, zu der ich sie verdamme, vor; unsere Armuth machte sie bitter; wenn ich Abends ermattet nach Hause kam, hatte sie keinen freundlichen Gruß für mich. Vor unserer Heirat hatte sie mich nicht geliebt; nach unserer Verheiratung, fürchte ich, haßte sie mich.

„Einige Monate nach unserer Rückkehr nach Paris starb der arme Duval, ohne wieder in den Besitz seiner Geisteskräfte gelangt zu sein und ohne daß wir erfahren hätten, von wem er seine Pension erhalten hatte. Sehr bald nach dem Tode ihres Vaters bemerkte ich eine auffallende Veränderung in Louisen's Stimmung und Benehmen. Sie war nicht mehr grillenhaft, reizbar und verstimmt gegen mich, sondern schweigsam und nachdenklich. Sie schien mir in einer gewaltsam niedergehaltenen Aufregung zu sein; ihre Wangen waren beständig geröthet, ihr Blick zerstreut.

„Eines Abends, als ich nach Hause kam, fand ich sie nicht. Sie kam weder an diesem, noch an dem folgenden Tage wieder. Ich hatte keine Ahnung davon,

was aus ihr geworden sein könne. Sie hatte, soviel ich wußte, keine Freunde, — niemand hatte sie in unserer ärmlichen Behausung besucht. Das armselige Haus, in dem wir wohnten, hatte keinen concierge, den ich hätte befragen können; aber zu ebener Erde war ein kleiner Cigarrenladen und die Frau am Ladentisch sagte mir, daß sie meine Frau einige Tage vor ihrem Verschwinden zweimal Nachmittags ihr Ladenfenster passiren und gegen Abend wieder nach Hause kommen gesehen habe. Entsetzliche Vermuthungen stiegen in mir auf; war sie auf ihren Spaziergängen einem Bewunderer begegnet, mit dem sie geflohen war, oder hatte sie sich in ihrer Verzweiflung über ihre Armuth und über eine Verbindung, der sie zu fluchen angefangen hatte, in der Seine ertränkt? Am dritten Tage nach ihrer Flucht erhielt ich den einliegenden Brief. Die Handschrift kann Dir vielleicht zur Erfüllung des Auftrages, mit dem ich Dich betraue, behilflich sein.

„‚Monsieur!

„‚Sie haben mich nichtswürdig betrogen; Sie haben sich die Unerfahrenheit meiner Jugend und meine freundlose Lage zu Nutze gemacht, um mich zu einer illegalen Ehe zu verleiten. Mein einziger Trost in meinem Unglück und meiner Schmach ist, daß ich wenigstens einer mir verhaßten Fessel ledig bin. Sie werden mich nicht wiedersehen — geben Sie sich keine vergebliche Mühe. Ich habe meine Zuflucht zu Verwandten genommen, die ich so glücklich gewesen bin, aufzufinden und denen ich mein Schicksal anvertraue. Und selbst wenn Sie meinen Zufluchtsort erführen und

es wagen sollten, mich zu belästigen, würden Sie sich nur der Züchtigung aussetzen, die Sie so reichlich verdient haben.

Louise Duval.'

„Beim Lesen dieses kalten, undankbaren Briefes schwand die Liebe, die ich für dieses Weib empfunden hatte, die aber schon durch ihr launenhaftes und bösartiges Temperament sehr gemindert war, völlig aus meinem Herzen. Aber als rechtschaffener Mann fand ich mich in meinem Gewissen schwer bedrängt. War es möglich, daß ich sie unwissentlich betrogen hatte — daß unsere Ehe nicht giltig war?

„Als ich mich von der Betäubung, in die mich der Brief zuerst versetzt, erholt hatte, consultirte ich einen in der Nähe wohnenden avoué, Namens Sartiges, und erfuhr zu meinem Entsetzen, daß, während ich, der ich nach der Sitte meines Landes getraut war, in England gesetzlich an Louise gebunden sei und keine Andere heiraten dürfe, die Ehe für sie durchaus ungiltig sei, da sie, noch unmündig, ohne Zustimmung ihrer Verwandten, ohne die Ceremonien der römisch-katholischen Kirche, der sie, — obgleich ich weder von ihr noch von ihrem Vater jemals eine auf irgend ein religiöses Bekenntniß hindeutende Aeußerung gehört hatte —, aller Wahrscheinlichkeit angehörte, und vor allem ohne die vorhergehende Civilehe geheiratet habe, welche für die Gesetzlichkeit der Ehe eines französischen Unterthans unerläßlich sei.

„Der avoué erklärte, daß die Ehe deshalb an und für sich nichtig sei und Louise, ohne sich einer Bestrafung

wegen Bigamie auszusetzen, nach französischem Gesetze sich würde wieder verheiraten können, daß es aber unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlich sei, daß ihr nächster Verwandter sich in ihrem Namen an die Gerichte wenden werde, um die förmliche Ungiltigkeitserklärung der Ehe zu erwirken und sie so am besten vor jeder Belästigung von meiner Seite zu schützen und jede Möglichkeit einer spätern Beanstandung ihres ledigen Zustandes und ihres Rechtes, sich wieder zu verheiraten, zu beseitigen. Er rieth mir, mich ruhig zu verhalten und seine Weisung abzuwarten, bevor ich fernere Schritte thue. Ich wußte nicht, was ich anders thun solle und fügte mich in das Unvermeidliche.

„Aus diesem unglücklichen Zustande der Unentschiedenheit, welcher mit leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen Louise und Vorwürfen gegen mich selbst, wegen der Art, wie ich meine Ehre durch meine Handlungsweise bloßgestellt hatte, abwechselten, wurde ich durch einen Brief von dem entfernten Verwandten, von welchem ich bisher so vernachlässigt worden war, herausgerissen. Im vorhergehenden Jahre hatte er das eine seiner beiden Kinder verloren, das andere war eben gestorben; kein überlebender Verwandter stand jetzt meiner Aussicht, von ihm zu erben, im Wege. Er theilte mir seinen Verlust in Worten männlichen Kummers mit, die mich rührten, schrieb, daß seine Gesundheit wankend werde und bat mich, ihn sobald wie möglich in Schottland zu besuchen. Ich ging hin und blieb bis zu seinem, einige Monate später erfolgenden Tode bei ihm. In seinem Testamente machte er mich zum Universalerben

seines großen Vermögens, unter der Bedingung, daß ich seinen Namen annähme.

„Sobald die Erbschaftsangelegenheit es gestattete, kehrte ich nach Paris zurück und ging wieder zu Herrn Sartiges. Ich hatte seit dem Briefe, den Du gelesen hast, nichts wieder weder von Louise, noch von einem ihrer Verwandten gehört. Schritte zur Ungiltigkeitserklärung der Ehe waren nicht geschehen und die nun schon verflossene Zeit machte es unwahrscheinlich, daß jetzt noch solche Schritte ergriffen würden. Aber wenn das auch nicht der Fall sein sollte, so würde doch die Ehe, die für Louise keinerlei Fessel bildete, für mich auch ferner bindend sein.

„Auf mein Ansuchen ergriff Herr Sartiges die nach seiner Ansicht zweckdienstlichsten Maßregeln, um festzustellen, wo Louise sei und was und wer der Verwandte sei, bei welchem sie nach ihrer Versicherung eine Zuflucht gefunden habe. Er wandte sich an die Polizei und erließ in den Zeitungen eine Anzeige, in der kein Name genannt wurde, die aber deutlich genug war, um von Louise, wenn sie ihr zu Gesichte käme, verstanden zu werden, und in der gesagt war, daß, wenn unsere Ehe in Folge eines Formfehlers der Giltigkeit ermangele, sie um ihrer selbstwillen dringend gebeten werde, diesen Formfehler durch eine zweite Trauung zu beseitigen und ihre Antwort unter der Adresse des avoué einzusenden. Es erfolgte keine Antwort; auch der Polizei war es bis jetzt nicht gelungen, ihre Spur aufzufinden; sie glaubte aber ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt, als einige Wochen nach Erlaß jener

Anzeige ein Packet bei Herrn Sartiges eintraf, welches die diesem meinem Schreiben anliegenden Certifikate über den in München erfolgten Tod Louise Duval's enthielt. Die Certifikate sind, wie Du sehen wirst, augenscheinlich amtlich beglaubigt und unzweifelhaft echt; auch Herr Sartiges und ich selbst hielten sie dafür. Damit war denn allen Nachforschungen ein Ende gemacht und die Polizei wurde nicht länger von uns in Anspruch genommen. Ich war frei. Nach und nach verwand ich die peinlichen Eindrücke, welche meine unglückliche Ehe und die Nachricht von Louisen's Tode bei mir hervorgerufen hatten. In dem thätigen Leben, zu welchem mir die Verwendung meines Vermögens Gelegenheit bot, lernte ich die Prüfungen meiner Jugend wie einen bösen Traum betrachten. Ich nahm Antheil am öffentlichen Leben; ich verschaffte mir eine angesehene Stellung, machte die Bekanntschaft Deiner Tante, heiratete sie und ihr edles Wesen wirkte veredelnd auf das meinige.

„Aber ach! zwei Jahre nach unserer Verheiratung, ungefähr fünf Jahre nachdem ich die Certifikate über Louisen's Tod erhalten hatte, machten Deine Tante und ich einen Sommerausflug nach dem Rhein; bei unserer Rückkehr hielten wir Rast in Aachen. Als ich eines Tages dort allein in der Umgegend spazieren ging, begegnete mir ein kleines, vielleicht fünf Jahre altes Mädchen, welches einem Schmetterlinge nachjagte. Sie stolperte und fiel dicht vor meinen Füßen hin; ich nahm sie auf und da sie offenbar mehr in Folge des Schreckes über den Fall, als weil sie sich ernstlich weh gethan

hatte, schrie, versuchte ich es, sie so gut ich konnte zu trösten, als eine Dame, die wenige Schritte hinter ihr hergegangen war, herantrat, mir das Kind, über das ich hingebeugt stand, abnahm und mit einer Stimme dankte, die mein Herz stillstehen machte, ich blickte auf und sah vor mir Louise.

„Sie erkannte mich erst, nachdem ich krampfhaft ihre Hand ergriffen und ihren Namen ausgesprochen hatte. Ich hatte mich ohne Zweifel mehr verändert als sie; Wohlergehen und Glück hatten wenig von dem armen, sorgengequälten, dürftig gekleideten Studenten übrig gelassen. Aber wenn sie mich später erkannt hatte als ich sie, so gewann sie doch früher als ich ihre Fassung wieder. Der Ausdruck ihres Gesichtes wurde hart und fest. Die kurze Unterhaltung, die wir miteinander führten, als sie, nachdem sie das Kind auf die am Wege stehende Rasenbank gesetzt und es dort ruhig sitzen bleiben geheißen hatte, einige Schritte mit mir weiter ging, wie wenn sie nicht wünsche, daß das Kind höre was wir sprächen, könnte ich jetzt nicht mehr wörtlich genau wiedergeben.

„Der Inhalt unserer Unterhaltung war folgender: Sie weigerte sich, sich über die Todescertifikate weiter zu erklären, als daß sie, nachdem ihr die durch Zeitungsannoncen und angestellte Nachforschungen gegen sie in's Werk gesetzte Verfolgung, wie sie es nannte, bekannt geworden sei, es veranlaßt habe, daß jene Certifikate an die in den Annoncen aufgegebene Adresse gesandt worden seien, um allen ferneren Belästigungen ihrer Person ein Ende zu machen. Aber wie sie sich

dieselben verschafft hatte, oder wer dieselben so geschickt gefälscht hatte, daß der Scharfblick eines erfahrenen Advocaten dadurch getäuscht werden konnte, weiß ich noch heute nicht. Sie erklärte mir, daß sie jetzt glücklich und wohlhabend sei und daß, wenn ich das ihr angethane Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen wünsche, ich sie in Ruhe lassen und in dem unwahrscheinlichen Falle, daß wir uns je wieder begegnen sollten, sie als eine Fremde ansehen und behandeln müsse; daß sie ihrerseits mich nie belästigen werde und daß der amtlich bescheinigte Tod Louise Duval's mir dieselbe Freiheit gebe, mich wieder zu verheiraten, wie sie ihr zustehe.

„Ich war, während sie das sagte, so verwirrt und außer Fassung, daß ich nicht einmal den Versuch machte, sie zu unterbrechen. Der Schlag hatte mich so furchtbar getroffen, daß ich jede Widerstandskraft verloren hatte; erst als sie sich umwandte, um fortzugehen, erinnerte ich mich plötzlich, daß das Kind sie, als sie es mir vom Arme nahm, ‚Mama‘ gerufen und daß es, nach dem augenscheinlichen Alter des Kindes zu urtheilen, wenige Monate, nachdem Louise mich verlassen hatte, geboren sein — daß es mein Kind sein müsse. Und so stammelte ich in meinem tiefen Weh: ‚Aber wie steht es mit Ihrem Kinde? Das hat doch sicherlich einen Anspruch an mich, den Sie um Ihretwillen preisgeben. Sie waren mir doch, so lange sie sich für meine Frau hielten, nicht untreu?‘

„Himmel! wie können Sie mich durch einen solchen Zweifel insultiren! Nein; rief sie emphathisch und

hochmüthig. Aber da ich nicht Ihr eheliches Weib war, so ist das Kind auch nicht Ihr eheliches Kind. Aber wenn Sie gleichwohl einen Anspruch auf das Kind erheben — hier hielt sie zweifelnd inne. Ich sah sofort, daß sie bereit gewesen wäre, mir das Kind zu überlassen, wenn ich in sie gedrungen wäre. Ich muß, nicht ohne noch heute Gewissensbisse darüber zu empfinden, bekennen, daß ich vor der Annahme eines solchen Vorschlages zurückschreckte. Was hätte ich mit dem Kinde thun, wie meiner Frau das Interesse erklären sollen, das ich an demselben nahm. Auch wenn es nur mein uneheliches Kind gewesen wäre, würde ich mich gescheut haben, Janet meinen Jugendfehler zu gestehen. Aber, wie die Sache jetzt lag, — ein Kind, das aus einer früheren Ehe entsprossen war, dessen Mutter noch lebte —, der Gedanke machte mein Blut erstarren. Und würde ich nicht, wenn ich mich entschlossen hätte, das Kind unter erdichteten Angaben über seine Herkunft zu mir zu nehmen, würde ich nicht mich und Janet einer schrecklichen fortwährenden Gefahr ausgesetzt haben? Die Mutterliebe konnte Louise in jedem Augenblick dazu treiben, Schritte zu thun, sich Nachrichten über ihr Kind zu verschaffen, und dabei konnte sie leicht meinen neuen Namen in Erfahrung bringen und vielleicht noch nach Jahren ihre Rechte gegen mich geltend machen.

„Nein, ich durfte mich solchen Gefahren nicht aussetzen. Ich erwiderte verdrossen: Sie sagen mit Recht, daß das Kind das Ihrige ist — nur das Ihrige. Ich war im Begriff, mich zu einer pecuniären Unterstützung

für das Kind zu erbieten, aber Louise hatte sich schon mit höhnischer Miene abgewandt und war nach der Bank gegangen, auf der sie das Kind gelassen hatte. Ich sah, wie sie dem armen Kinde ein paar wilde Blumen, die es sich gepflückt hatte, aus der Hand schlug. Wie oft habe ich noch an die rohe Art denken müssen, mit der sie das that — nicht wie eine Mutter, die ihr Kind liebt!

„Grade in diesem Augenblick kamen andere Spaziergänger des Weges, unter ihnen ein mit meiner Frau und mir sehr befreundetes Ehepaar. Sie blieben stehen, um mich zu begrüßen, während Louise mit dem Kinde nach der Stadt zu vorüber ging.

„Ich ging nach der entgegengesetzten Richtung und versuchte es, meine Gedanken zu sammeln. So peinlich auch die eben von mir gemachte Entdeckung war, so war es doch klar, daß Louise ein eben so starkes Interesse daran hatte, dieselbe geheim zu halten, wie ich. Es schien wenig Gefahr vorhanden, daß diese Entdeckung jemals bekannt werden würde. Sie und das Kind waren wie wohlhabende Leute gekleidet. Ohne Zweifel bedurfte das Kind keiner pecuniären Unterstützung von mir und war sicherlich unter der mütterlichen Obhut am besten aufgehoben. So suchte ich mich selbst zu täuschen und zu trösten.

„Am folgenden Tage verließen Janet und ich Aachen und kehrten nach England zurück. Aber es war mir unmöglich, den furchtbaren Gedanken zu bannen, daß ich in einer nicht gesetzlichen Ehe mit Janet lebe und daß sie, wenn sie nur eine Ahnung von dem in meiner

Brust verschlossenen Geheimniß hätte, auf ewig für mich verloren sein würde, sollte auch die Trennung ihr Tod sein, Du weißt nur zu gut, wie zärtlich sie mich liebte. In meinem Innern ging im Stillen eine Umwälzung vor sich. Bis dahin hatte ich, wie die meisten im öffentlichen Leben stehenden Männer, nach Ruhm, nach hohen Aemtern, nach Macht getrachtet. Ich gab jetzt diesen Ehrgeiz auf. Mich schreckte der Gedanke, zu bekannt zu werden, und dadurch Louisen und ihren Verwandten, die meinen neuen Namen bis jetzt nicht kannten, Gelegenheit zu bieten, leichter zu erfahren, was die Welt wußte, nämlich, daß ich früher einen andern Namen, den Namen ihres ersten Mannes geführt habe. Ich fürchtete, sie möchte, wenn sie erführe, daß ich reich und angesehen sei, sich später einmal versucht fühlen, für sich oder ihre Tochter Ansprüche auf die Bande zu begründen, die sie in ihrem und ihres Kindes Namen abgeschworen hatte, so lange sie mich für arm und verachtet hielt.

„Aber theils mein Gewissen, theils der Einfluß des mir zur Seite stehenden Engels trieben mich an, alle mir zu Gebote stehenden Mittel nach Kräften zum Besten Anderer zu verwenden. Ich fühlte mich beunruhigt, als selbst diese stille Wohlthätigkeit eine Art von Berühmtheit erlangte. Wie schmerzlich berührte mich dieselbe! Die Welt schrieb meine Scheu vor der Oeffentlichkeit einer echten Bescheidenheit zu. Die Welt pries mich, und ich war mir bewußt, ein Betrüger zu sein.

„Aber die Jahre flossen dahin. Ich hörte nichts

wieder von Louise und ihrem Kinde, und meine Besorgnisse ließen allmälig nach. Und doch tröstete mich, als die beiden mir von Janet geborenen Kinder in früher Jugend starben, der Gedanke, daß, wären sie leben geblieben, vielleicht etwas an den Tag gekommen wäre, wodurch ihre Illegitimität hätte erwiesen werden können?

„Ich will mich kurz fassen. Endlich traf mich das größte, mich niederschmetternde Unglück meines Lebens: Ich verlor die Frau, die mir alles gewesen war. Wenigstens aber war ihr die Entdeckung erspart geblieben, die mich des Rechtes beraubt haben würde, sie auf ihrem Todtenbette zu pflegen und in ihrem Grabe an ihrer Seite zu ruhen.

„Aber nachdem der erste furchtbare Schmerz über ihren Verlust sich gelegt hatte, fing mein Gewissen, das ich so lange mühsam beschwichtigt hatte, mich wieder entsetzlich zu quälen an. Louise hatte jedes Recht auf mich verwirkt, aber nicht dasselbe galt von meinem schutzlosen Kinde. Lebte es noch? Und wenn es noch lebte, war es nicht als mein einziges Kind mein rechter Erbe? Ich habe zwar das Recht, völlig frei über mein Vermögen zu disponiren; dasselbe besteht nicht in Land und ist von keinem Erblasser an beschränkende Bedingungen geknüpft. Aber hatte nicht die von mir verlassene Tochter moralisch den ersten Anspruch auf mein Vermögen? War ich ihr nicht schuldig, wieder gut zu machen, was ich an ihr versäumt hatte?

„Du erinnerst Dich, daß mein Arzt mir kurz nach dem Tode Deiner Tante einen zeitweiligen Ortswechsel

verordnete. Ich gehorchte und ging fort. Niemand wußte wohin. Nun, ich ging nach Paris und suchte hier den avoué Herrn Sartiges auf. Ich erfuhr, daß er schon lange todt sei. Ich machte seine Executoren ausfindig und erkundigte mich bei denselben, ob etwa noch eine vor vielen Jahren von Sartiges mit Richard Macdonald geführte Correspondenz vorhanden sei. Alle derartigen Documente waren, sofern sie nicht bei seinem Tode seinen Correspondenten zurückgegeben waren, verbrannt. Es war also keine Spur von Louisens Aufenthalt, wenn eine solche auch seit meiner letzten Begegnung mit ihr aufgefunden sein sollte, mehr übrig. Was ich nun beginnen solle, wußte ich nicht. Ich wagte es nicht, durch Fremde Nachforschungen anstellen zu lassen, welche, wenn sie zur Entdeckung meines Kindes führten, auch die Thatsache meiner ersten Ehe, welche das Andenken meiner geliebten Janet entehrt haben würde, an den Tag bringen könnten.

„Ich kehrte in dem Gefühl, daß meine Tage gezählt seien, nach England zurück.

„Dir übertrage ich jetzt die Aufgabe, die Nachforschungen anzustellen, die ich selbst nicht in's Werk setzen konnte. Ich hinterlasse Dir, mit Ausnahme kleiner Legate und Schenkungen an öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, mein ganzes Vermögen. Aber aus diesem Briefe ersiehst Du, daß Du Dich aus Gründen, die ich in meinem Testamente nicht näher angeben kann, nur als Verwalter dieses Vermögens zu betrachten hast. Ich konnte, ohne den verehrten Namen Deiner Tante zu entehren, ein Kind, dessen Mutter zur Zeit, als ich

Janet heiratete, noch lebte, nicht als meine Erbin bezeichnen. Ich würde einer solchen Erbeinsetzung keine Einkleidung geben können, welche nicht üble Nachrede und Verdacht erregen und schließlich einen Schlüssel zu der Entdeckung bieten würde, die ich scheuen muß. Ich schätze die Summe, welche Dir zufallen wird, auf 220,000 Lstr. Die vergleichsweise unbedeutende Summe, die ich Dir sofort und unbedingt vermache, beträgt 20,000 Lstr. Sollte Louisens Kind nicht mehr leben, oder solltest Du hinreichende Gründe haben, anzunehmen, daß das Kind trotz des dafür sprechenden Anscheins nicht das meinige sei, so fällt Dir mein ganzes Vermögen zu; sollte Louise noch leben und der Unterstützung bedürfen, so wirst Du dafür sorgen, daß ihr ein Dir angemessen scheinendes Jahrgehalt ausgezahlt werde, ohne daß sie erfahre, von wem dasselbe kommt.

„Du begreifst, daß Dir die Aufgabe womöglich noch mehr als mir obliegt, den Namen derjenigen, die Dir eine zweite Mutter war, vor jedem Makel zu bewahren. Alles was wir wünschen können, würde erreicht sein, wenn Du mein verlorenes Kind wieder auffinden und Dich, ohne Deiner Neigung Gewalt anzuthun, entschließen könntest, sie zu heiraten. Sie würde dann natürlich mein Vermögen mit Dir theilen und alle auf Gesetz und Pflicht begründeten Ansprüche würden auf die natürlichste Weise erledigt sein. Sie würde jetzt in einem für Dich passenden Alter stehen. Als ich sie in Aachen sah, versprach sie, ihrer Mutter an Schönheit nichts nachzugeben. Wenn Louisens Versicherung,

daß sie wohlhabend sei, wahr gewesen ist, wird ihre Tochter wohl eine sorgfältigere Erziehung genossen haben. Du hast mich bereits versichert, daß Dein Herz noch frei sei. Aber für den Fall, daß Du bei Auffindung dieser meiner Tochter finden solltest, daß sie bereits verheiratet, oder eine Deiner Liebe und Achtung unwürdige Person sei, überlasse ich es unbedingt Deinem Ermessen, welchen Theil der in Deine Hände gelegten Summe von 200,000 Lstr. Du ihr zukommen lassen willst. Vielleicht ist sie, was der Himmel verhüten möge, auf schlimme Wege gerathen und der Reichthum würde in ihren Händen nur schlechte Verwendung finden. In diesem Falle würde ich wünschen, daß Du ihr von meinem Vermögen nur so viel zukommen ließest, wie hinreichend wäre, um sie vor fernerm Sinken, vor den Versuchungen der Armuth zu bewahren. Andererseits wäre es möglich, daß Du sie würdig fändest, in jeder Beziehung meine Haupterbin zu sein.

„Alles das überlasse ich Dir vertrauensvoll als dem Manne, der von allen mir bekannten Menschen die höchste Ehrenhaftigkeit mit dem größten praktischen Tact und der umfassendsten Lebenserfahrung in sich vereinigt. Die Hauptschwierigkeit für den Fall, daß Du meine verlorene Tochter auffinden und Dich bewogen finden solltest, ihr einen, gleichviel wie großen Theil meines Vermögens zuzuwenden, wird darin bestehen, Mittel zu finden, das Geld so in ihre Hände gelangen zu lassen, daß weder sie noch ihre Umgebung auf mich als den Urheber des Vermächtnisses kommen können. Sie darf nie, nie als mein Kind anerkannt

werden! Deine Verehrung für die geliebte Todte macht das unmöglich, Dein klarer starker Verstand muß diese Schwierigkeit überwinden; der meinige ist schon durch die Schatten des Todes getrübt. Du wirst auch reiflich erwägen, wie Du die Nachforschungen nach Mutter und Kind anzustellen hast, ohne unser Geheimniß zu verrathen; das wird große Vorsicht erfordern. Du wirst wahrscheinlich in Paris anfangen müssen und zwar durch die Vermittelung der Polizei, gegen welche Du in Deinen Mittheilungen sehr zurückhaltend sein mußt. Es trifft sich sehr unglücklich, daß ich kein Bild von Louise besitze, und daß jede Beschreibung ihrer Person so unbestimmt ausfallen muß, daß sie bei der Entdeckung vielleicht gar nicht behilflich sein würde; aber doch kann eine solche Beschreibung Dich davor schützen, eine Andere ihres Namens für sie zu halten. Louise war etwas über mittelgroß und sah noch größer aus als sie war und frappirte durch die seltene Vereinigung von sehr dunklem Haar mit einem sehr hellen Teint und hellgrauen Augen. Sie würde jetzt etwas unter vierzig Jahre alt sein. Dank dem Einflusse ihres Vaters war sie nicht ohne eine gewisse Bildung, sie sprach fließend englisch, sie zeichnete mit Geschmack und Talent. Du wirst es als gerathen erkennen, Deine Nachforschungen zunächst auf Louise zu beschränken und nicht sogleich auf das Kind zu erstrecken, denn erst, nachdem Du Gewißheit darüber erlangt haben wirst, was aus Louise geworden, wirst Du Dich auf die Genauigkeit irgend welcher Auskunft in Betreff der Tochter, welche ich doch vielleicht irrthümlich für mein Kind

halte, verlassen können. Obgleich Louise mit solcher Leichtfertigkeit davon sprach, daß sie sich für vollkommen frei in Betreff der Eingehung einer Ehe halte, so hat sich vielleicht doch das Vorhandensein des Kindes ihrem Rufe nachtheilig und als ein ernstes Hinderniß für die Eingehung einer zweiten Ehe erwiesen, nachdem sie es unterlassen, förmliche Schritte zur Annullirung ihrer Ehe mit mir zu thun. Wenn sie sich demnach nicht wieder verheiratet hätte, wäre kein Grund vorhanden, warum sie nicht ihren Mädchennamen Duval wieder angenommen haben sollte, wie sie es bereits in der Unterschrift ihres Briefes an mich gethan hatte. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie unter dem Namen Duval in Paris lebt.

„Natürlich darfst Du unter der Last der Ungewißheit nicht dauernd leiden. Wenn Deine Nachforschungen sich nach Verlauf von, sagen wir, zwei Jahren völlig erfolglos erwiesen haben sollten, so betrachte drei Viertheile meines Vermögens als Dein Eigenthum und lege ein Viertheil für den Fall zurück, daß das Kind später aufgefunden werden sollte, und auf eine, nach Deinem Urtheile befriedigende Weise seine Ansprüche an mich, als seinem Vater, begründen könnte. Sollte das nicht eintreffen, so würde dieses Viertheil Deinen Kindern zu Gute kommen. Aber o, wenn meine Tochter rechtzeitig wieder aufgefunden würde, wenn sie sich so erweisen sollte, daß sie Dein Herz gewinnen und Dein frei gewähltes Weib werden könnte! — Ich kann nichts mehr sagen. Bedauere mich und urtheile milde über Janet's Mann.“ R. K.“

Jetzt haben wir also den Schlüssel zu Graham's Benehmen, jetzt verstehen wir den tiefen Kummer, der ihn auf das Grab der Tante führte, die er so innig verehrte und deren Andenken von einer so großen Gefahr bedroht war; die geringen Veränderungen in seinen Ausgaben und seiner Lebensweise nach einer, wie man allgemein annahm, so großen Erbschaft, seinen Verzicht auf die Befriedigung seines politischen Ehrgeizes; seine Nachforschungen und die vorsichtige Zurückhaltung, mit welcher er bei denselben zu Werke ging; vor allem aber seine schmerzlich getheilten Empfindungen in seinem Verhältnisse zu Isaura.

Sein erster Gedanke bei Erwägung der Bedingungen der ihm übertragenen Verwaltung war es gewesen, diese verloren gegangene Tochter Richard King's, wenn er sie ledig, unverlobt wieder auffinden und sie ihm nicht zuwider sein sollte, zu heiraten. Stillschweigend fügte er sich den von den Verstorbenen für diesen Ausgang der Sache angegebenen Gründen. Das war der einfachste und rascheste Weg, Gerechtigkeit gegen die rechtmäßige Erbin mit der Sorge für die Bewahrung eines für die Ehre seiner Tante, seines Wohlthäters Richard King selbst und des illustren Hauses, welchem Lady Janet angehörte, so wichtigen Geheimnisses zu vereinigen. Vielleicht war auch die Erwägung, daß er sich durch ein solches Verfahren ein für seine Carriere so nützliches Vermögen sichern werde, nicht ohne Einfluß auf den Geist eines von Natur so ehrgeizigen Mannes. Aber diese letztere Erwägung ließ er nicht dauernd in sich aufkommen. Er wies sie als sündhaft von sich.

Aber doch stellten sich der Heirat mit einer Andern, bevor seine Mission erfüllt und so lange er noch in Ungewißheit über den Umfang seines Vermögens war, ernste praktische Schwierigkeiten in den Weg. Wie konnte er sich ehrenhafter Weise einem Mädchen und ihren Eltern als anscheinend reicher Mann präsentiren, während er in Wahrheit vielleicht nur ein wenig bemittelter Mann war? Wie konnte er irgend einem Advocaten die Bedingungen mittheilen, welche ihm jede Festsetzung zu Gunsten seiner künftigen Frau unmöglich machten, durch welche auch nur das Allergeringste von der großen Summe in Anspruch genommen werden würde, die er täglich an eine andere Person auszuliefern gefaßt sein mußte? Und doch wieder mußte ihm, von dem Augenblicke an, wo er sich seiner Liebe zu Isaura voll bewußt war, die Idee einer Ehe mit der Tochter Richard King's völlig unzuläßig erscheinen. Der Umstand, daß die junge Italienerin eine Waise war, beseitigte die Schwierigkeiten, welche ihn bei seiner Bewerbung um die Hand von ihm ebenbürtigen Mädchen, deren Eltern Festsetzungen für dieselben verlangt haben würden, in Verlegenheit gesetzt haben müßten. Und wenn er Isaura an jenem Tage, wo er sie zuletzt gesehen, allein gefunden hätte, würde er ohne Zweifel, der Stimme seines Herzens folgend, ihr seine Liebe gestanden, um ihre Hand geworben und sich mit ihr verlobt haben. Wir haben gesehen, wie grausam bei jener letzten Zusammenkunft dieses Verlangen seines Herzens zurückgedrängt wurde. Seine englischen Vorurtheile waren so tief gewurzelt, daß er, selbst wenn

er in keiner Weise durch seinen Auftrag gebunden gewesen wäre, doch vor einer Heirat mit einem Mädchen zurückgeschreckt sein würde, welche sich in ihrem leidenschaftlichen Verlangen, berühmt zu werden, mit Genossen wie Gustave Rameau verbinden konnte, der nach seinen Lebensgewohnheiten ein Bohémien und nach seinen Principien ein Socialist war.

Bei seiner Abreise von Paris faßte er den Entschluß, jeden Gedanken an eine Heirat mit Isaura zu verbannen und sich streng der Aufgabe zu widmen, die einen so geheiligten Anspruch an seine hingebendste Thätigkeit hatte. Nicht als ob er jetzt noch den Gedanken hätte ertragen können, die Erbin zu heiraten, selbst wenn sie alles in sich vereinigt hätte, was sein Herz hätte verehren können, wenn dieses Herz frei gewesen wäre. Aber die ihm aufgebürdete Last machte ihn ungeduldig; die Ungewißheit in Betreff seines Vermögens lähmte alle seine ehrgeizigen Pläne für die Zukunft.

Er mochte ringen wie er wollte, — und kein Mensch hätte energischer ringen können —, es wollte ihm nicht gelingen, das Bild Isaura's aus seinem Herzen zu bannen. Immer umschwebte es ihn und nie verließ ihn das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes, einer schrecklichen Leere, einer angstvollen Sehnsucht. Und der Erfolg seiner Nachforschungen in Aachen verhinderte ihn zwar, wieder abzureisen: war aber doch so unbedeutend und so langsam, daß er seinem ruhelosen Geiste keine anhaltende Beschäftigung gewährte.

Renard war scharfsinnig und scheuete keine Mühe.

Aber es war keine leichte Sache, die Spur einer Pariserin zu verfolgen, die einen so beliebten Badeort vor so vielen Jahren besucht hatte. Dazu kam, daß der Name Duval, ebenso wie in Paris, auch in Aachen höchst gewöhnlich war, so daß bedeutende Zeit mit der Jagd auf eine Duval, von der sich schließlich herausstellte, daß sie nicht die verlorene Louise war, verging. Endlich stieß Renard auf ein Haus, in welchem im Jahre 1849 zwei Damen aus Paris drei Wochen lang gewohnt hatten. Die eine hieß Madame Duval, die andere Madame Marigny. Beide waren jung, beide schön und von ungefähr gleicher Statur und gleichem Teint. Aber Madame Marigny war doch die schönere von beiden. Madame Duval frequentirte die Spieltische und war offenbar von sehr lebhaftem Temperament. Madame Marigny lebte sehr ruhig, ging selten oder nie aus dem Hause und schien von zarter Gesundheit zu sein. Ziemlich plötzlich jedoch verließ sie die Wohnung und bezog, soviel sich die Besitzerin des Hauses erinnern konnte, eine Wohnung auf dem Lande, in der Nähe von Aachen — sie erinnerte sich aber nicht mehr wo. Etwa zwei Monate nach der Abreise Madame Marigny's verließ auch Madame Duval Aachen und zwar in Gesellschaft eines französischen Herrn, der sie kürzlich viel besucht hatte, eines auffallend schönen Mannes. Die Hausbesitzerin wußte nicht, was oder wer er gewesen sei. Sie erinnerte sich aber, daß er Madame Duval unter dem Namen von Monsieur Achille gemeldet worden sei. Die Hausbesitzerin hatte Madame Duval, nachdem sie ihr Haus verlassen hatte,

nie wiedergesehen. Aber Madame Marigny hatte sie vor fünf Jahren einmal an der Eisenbahnstation wiedergetroffen, hatte sie sofort erkannt, angeredet und ihr die alte Wohnung wieder angeboten. Madame Marigny hatte jedoch kurz geantwortet, daß sie nur für einige Stunden in Aachen sei und noch an demselben Tage abreisen werde.

Die Nachforschungen richteten sich jetzt auf Madame Marigny. Der Tag, an welchem die Hausbesitzerin sie zuletzt gesehen hatte, fiel in das Jahr, wo Richard King Louise begegnet war. Möglicherweise hatte sie daher damals die letztere nach Aachen begleitet und konnte, wenn man sie auffand, über ihre späteren Erlebnisse und ihren gegenwärtigen Aufenthalt Auskunft geben.

Nach einer ermüdenden Suche in der ganzen Umgegend von Aachen kam Graham selbst durch einen reinen Zufall der Freundin Louisens auf die Spur. Er hatte allein die Umgegend von Aachen durchstreift, als ein plötzlich ausbrechendes heftiges Gewitter ihn nöthigte, in dem in der Nähe des Weges auf freiem Felde gelegenen Hause eines kleinen Pächters Schutz zu suchen. Während er das Aufhören des Gewitters abwartete und seine Kleider in einem an die Küche stoßenden Zimmer am Feuer trocknete, ließ er sich in eine Unterhaltung mit der Pächtersfrau, einer artigen Frau von guten Manieren, ein und sagte ihr etwas angenehmes über eine an der Wand hängende kleine Skizze des Hauses in Wasserfarben.

„O“, sagte die Pächtersfrau, „das hat eine fran-

zösische Dame gemalt, die hier vor vielen Jahren wohnte. Sie malte sehr hübsch, die arme Frau!"

„Eine Dame, die hier vor vielen Jahren wohnte! — Vor wie vielen Jahren?"

„Nun, es sind ungefähr zwanzig Jahre her."

„So hieß die Dame Marigny?"

„Guter Gott! so hieß sie. Haben Sie sie gekannt? Es würde mich freuen, zu hören, daß sie wohl und — Gott gebe — glücklich ist."

„Ich weiß nicht, wo sie jetzt ist, und bin eben dabei, Nachforschungen über ihren Aufenthalt anzustellen. Bitte, seien Sie mir dabei behilflich. Wie lange wohnte Madame Marigny bei Ihnen?"

„Ich denke, ungefähr zwei Monate — ja, zwei Monate. Sie verließ uns einen Monat nach ihrer Niederkunft."

„Sie kam hier nieder?"

„Ja. Als sie zu uns kam, hatte ich keine Ahnung, daß sie guter Hoffnung sei. Sie war schlank und niemand würde es nach der Art, wie sie ihren Shawl trug, errathen haben. Ich fing erst einige Tage vor ihrer Niederkunft Verdacht zu schöpfen an und die Sache kam so plötzlich, daß alles glücklich vorüber war, ehe wir nur zum Accoucheur schicken konnten."

„Und das Kind lebte? War es ein Mädchen oder ein Knabe?"

„Ein Mädchen — das schönste Kind, das man sehen konnte."

„Nahm sie das Kind mit sich, als sie fortging?"

„Nein, es wurde einer Nichte meines Mannes, die

eben auch niedergekommen war, zur Pflege übergeben. Madame Marigny zahlte im Voraus und fuhr fort, halbjährlich Geld zu schicken, bis sie selbst wiederkam und ihr kleines Mädchen abholte."

„Wann war das? Etwas weniger als fünf Jahre, nachdem sie das Kind verlassen hatte?"

„Herr, Sie wissen ja alles! Ja, nicht volle fünf Jahre nachher. Sie kam damals nicht zu mir, was ich unfreundlich fand, schickte mir aber durch meine Nichte eine goldene Uhr und einen Shawl. Die arme, liebe Dame! — denn eine Dame war sie durch und durch — hatte stolze Manieren und mochte nicht, daß man sie befragte. Aber ich bin fest überzeugt, daß sie keine von den leichten Französinnen, sondern eine rechtschaffene Ehefrau wie ich war, obgleich sie das nie sagte."

„Und haben Sie keine Idee davon, wo sie die ganzen fünf Jahre zugebracht oder wohin sie ging, nachdem sie ihr Kind abgeholt hatte?"

„Nein, Herr."

„Aber ihre Geldsendungen für das Kind müssen in Briefen gekommen und auf den Briefen müssen Poststempel gewesen sein?"

„Nun, ich selbst verstehe mich auf solche Dinge nicht; aber wenn Sie zu meiner Nichte Marie Hubert gehen wollen, die hat vielleicht die Couverts aufbewahrt."

„Wo wohnt Frau Hubert?"

„Etwa eine halbe Stunde von hier, wenn man den Richtweg einschlägt, den Sie nicht verfehlen können. Ihr

Mann hat ein bischen Land und ist auch Fuhrmann. ‚Max Hubert, Fuhrmann‘, steht über der Thür des Hauses, das der ersten Kirche, die Sie sehen, gegenüber liegt. Der Regen hat aufgehört; aber es ist doch wohl heute zu weit für Sie?“

„Durchaus nicht. Besten Dank!“

„Aber wenn Sie die gute Dame auffinden und sprechen sollten, sagen Sie ihr doch, wie es mich freuen würde, gute Nachrichten von ihr und der Kleinen zu hören.“

Graham ging, während der Himmel sich wieder aufheiterte, nach dem angegebenen Hause. Er fand Frau Hubert zu Hause und bereit, alle seine Fragen zu beantworten, aber die Couverte hatte sie leider nicht mehr. Madame Marigny hatte, als sie das Kind abholte, alle ihre Briefe mit den Couverten zurückverlangt und mit sich genommen. Frau Hubert, die sich so wenig wie ihre Tante auf solche Dinge verstand, hatte nie viel auf die Poststempel auf den Couverten geachtet und erinnerte sich nur des Stempels auf dem ersten Briefe, der eine Banknote enthielt, und dieser lautete auf Wien.

„Aber enthielten denn Madame Marigny's Briefe nie eine Adresse, an die Sie Ihre Nachrichten über das Kind richten sollten?“

„Ich glaube nicht, Herr, daß sie sich viel aus ihrem Kinde machte. Sie küßte es sehr kalt, als sie zu uns kam, um die Kleine abzuholen. Ich sagte dem armen Kinde, das sei ihre Mama und Madame Marigny sagte: ‚Ja, Du kannst mich Mama nennen‘, in einem

Ton, der gar nicht wie der einer Mutter klang. Sie hatte einen kleinen Reisesack mit einigen schönen Kleidern für das Kind mitgebracht und konnte den Moment nicht erwarten, wo das Kind dieselben angezogen haben würde."

„Sind Sie ganz sicher, daß das dieselbe Dame war, die Ihnen das Kind ursprünglich gelassen hatte?"

„Das ist ganz sicher. Sie war sehr schön; aber ich mochte sie nicht so gern leiden wie meine Tante. Sie trug den Kopf sehr hoch und sah immer etwas spöttisch drein. Indessen benahm sie sich, wie ich bekennen muß, sehr generös."

„Sie haben mir auf meine Frage, ob ihre Briefe keine Adresse enthielten, noch nicht geantwortet."

„Sie hat mir im ganzen nur zwei Briefe geschrieben. Der eine, mit dem die erste Geldsendung kam, enthielt nur ein paar Zeilen, in denen sie mir sagte, daß ich, wenn das Kind gesund und munter sei, nicht zu schreiben brauche und daß ich, wenn es sterben oder gefährlich krank werden sollte, jederzeit eine Zeile unter der Adresse: Poste restante, Wien, schreiben könne. Sie reise umher, aber der Brief würde sie sicher früher oder später treffen. Außerdem bekam ich nur noch einen einzigen Brief und das war der, in welchem sie mir meldete, daß sie kommen werde, das Kind abzuholen und daß ich sie zwei oder drei Tage nach Empfang des Briefes erwarten könne."

„Und sonst bekamen sie von ihr nur couvertirte Geldsendungen ohne Brief?"

„Ganz richtig."

Als Graham sah, daß er hier nichts mehr erfahren könne, ging er von dannen. Als er auf seinem Heimwege dem Gedanken weiter nachhing, den ihm seine heutigen Erlebnisse in die Hand gaben, beschloß er sofort, in Renard's Gesellschaft nach München zu reisen, um dort womöglich noch etwas näheres in Betreff jener Todescertifikate, welche er wie Richard King für gefälscht hielt und auf welche er bisher keinen Werth gelegt hatte, in Erfahrung zu bringen.

Siebentes Capitel.

Die in München angestellten Untersuchungen führten zu keinem genügenden Resultat, außer daß sie die Gewißheit ergaben, daß die Certifikate, welche den Tod einer sich Louise Duval nennenden Person bezeugten, nicht gefälscht waren. Sie waren unzweifelhaft echt. Eine Dame dieses Namens war spät Abends eingetroffen und in einem der ersten Hôtels, wo sie elegante Zimmer verlangt hatte, abgestiegen. Sie hatte keine Bedienung bei sich, war aber von einem Herrn begleitet, der das Hôtel wieder verließ, sobald er sie zu ihrer Zufriedenheit installirt sah. Das Fremdenbuch des Hôtels, in welches sie ihren Namen eingetragen hatte, war noch vorhanden: Madame Duval, Française, rentière. Bei einem Vergleich der Handschrift dieser Eintragung mit dem Briefe der ersten Frau Richard King's fand Graham die Handschriften verschieden; aber es war nicht gewiß, wenn auch wahrscheinlich, daß die

Eintragung durch die angebliche Madame Duval selbst geschehen sei. Am nächsten Tage hatte derselbe Herr, der sie bei ihrer Ankunft begleitet hatte, sie besucht, mit ihr zu Mittag gegessen und war den Abend bei ihr geblieben. Niemand im Hôtel konnte sich mehr erinnern, wie der Name des Herrn gelautet habe und ob er überhaupt unter irgend einem Namen gemeldet worden sei. Er besuchte sie nicht wieder. Zwei Tage später erkrankte Madame Duval. Es wurde zu einem Arzte geschickt, der sie bis zu ihrem Tode behandelte.

Den Arzt fand Graham leicht auf. Er erinnerte sich des Falles vollkommen; es war eine Lungenentzündung, welche die Dame sich anscheinend durch eine Erkältung auf der Reise zugezogen hatte. Die Symptome wurden bald höchst bedenklich und sie starb am dritten Tage nach ihrer Erkrankung. Sie war eine junge und schöne Frau. Er hatte sie während ihrer Krankheit gefragt, ob sie nicht an ihre Verwandten schreiben wolle — ob sie niemand habe, den Sie herbeigerufen zu sehen wünsche. Sie antwortete, daß sie bereits an ihren einzigen Verwandten geschrieben habe und daß derselbe am nächsten oder nächstfolgenden Tage eintreffen werde. Und eine nähere Erkundigung ergab, daß sie in der That einen solchen Brief geschrieben und denselben am Morgen vor ihrer Erkrankung selbst auf die Post gebracht habe. Es fand sich in ihrer Börse zwar keine bedeutende Summe, aber Geld genug, um alle ihre Ausgaben, die des Leichenbegängnisses, welches nach einer in München geltenden Verordnung sehr bald nach ihrem Tode stattfand, mit einbegriffen, zu bestreiten.

In Erwartung des Verwandten, an den sie geschrieben hatte, versiegelte man inzwischen ihre Effecten. Am Tage nach ihrem Tode langte ein Brief für sie an, den man öffnete. Derselbe war offenbar von einem Manne und dem Anscheine nach von einem Liebhaber geschrieben. Der Schreiber sprach in leidenschaftlichen Ausdrücken sein Bedauern darüber aus, daß es ihm unmöglich sei, schon so bald, wie er gehofft habe, wieder nach München zurückzukehren, daß er aber zuversichtlich hoffe, seine theure bouton de rose im Laufe der folgenden Woche sehen zu können; der Brief war nur Achille unterzeichnet und enthielt keine Adresse.

Zwei oder drei Tage später erschien eine gleichfalls junge und schöne Dame im Hôtel und erkundigte sich nach Madame Duval. Sie war sehr bestürzt über die Nachricht von ihrem Tode. Als sie sich von ihrem Schreck soweit wieder erholt hatte, daß man sie über Madame Duval's Verwandte und Verhältnisse befragen konnte, schien sie verwirrt und erklärte, nachdem man wiederholt mit Fragen in sie gedrungen war, sie sei keine Verwandte der Verstorbenen; sie glaube, Madame Duval habe mit ihren Verwandten nicht auf gutem Fuße gestanden, wenigstens habe sie sie nie von denselben reden gehört und ihre eigene Bekanntschaft mit der Verstorbenen sei zwar vertraut, aber doch erst von sehr neuem Datum gewesen. Sie konnte oder wollte keinen Aufschluß über den Achille unterzeichneten Brief geben und verließ noch an demselben Abende München. Aus ihren dürftigen Mittheilungen schien sich soviel zu ergeben, daß Madame Duval eine von jenen Damen

gewesen sei, welche in Folge eines, den Vorschriften conventioneller Sitte widerstreitenden Lebenswandels von ihren Verwandten verstoßen worden war und deshalb oft einen falschen Namen annehmen mußte.

Achille kam nicht; aber einige Tage später erhielt ein Advocat in München einen Brief von einem Collegen in Wien, der ihn im Auftrage eines Clienten um die förmlichen Certifikate über Louise Duval's Tod bat. Die Certifikate wurden an die aufgegebene Adresse eingesandt und seitdem hatte man nie wieder etwas in Bezug auf die unglückliche Frau gehört.

Nach Ablauf der gesetzlich vorgeschriebenen Zeit wurden die Siegel von ihren Effecten abgenommen, die aus zwei Koffern und einem Reisenecessär bestanden; aber sie enthielten nichts als die zur Garderobe und Toilette einer Dame gehörenden Gegenstände. Keine Briefe, keine weiteren Billete von Achille, kurz keinerlei Aufschluß über die Familie oder die Antecedentien der Verstorbenen. Darüber, was dann aus diesen Effecten geworden sei, vermochte niemand im Hôtel etwas bestimmtes auszusagen. Die Hôtelbesitzerin erklärte etwas verdrießlich, sie glaube, die Effecten seien auf Befehl der Behörden zum Besten der Armen verkauft worden.

Daß die Dame, die sich als Louise Duval's Bekannte repräsentirt hatte, ihren eigenen Namen genannt habe, war wohl nicht zu bezweifeln, aber niemand erinnerte sich desselben; er war nicht in das Fremdenbuch des Hôtels eingetragen, da sie dort nicht logirt hatte; auch schien sie den Behörden zu irgend einer förmlichen Vernehmung keine Zeit gelassen zu haben. Kurz, es war

klar, daß die arme Louise Duval von dem Hôtelbesitzer und dem Arzt in München für eine Abenteurerin gehalten worden war. Ihr Tod hatte so wenig Interesse erregt, daß es nur zu verwundern war, daß doch noch so viele Einzelheiten in Betreff desselben erbracht werden konnten.

Nach einem langen fruchtlosen Aufenthalte in München reisten Graham und Renard nach Wien; hier hatte doch Madame Marigny eine Adresse aufgegeben und hier war vielleicht etwas über sie zu erfahren.

Als aber keine Nachforschungen in Wien auf eine Spur dieser Frau führten, kehrte Graham verzweifelnd im Januar 1870 nach England zurück und überließ weitere Nachforschungen Renard, der zwar auf kurze Zeit wieder nach Paris zurückkehren mußte, der aber fest versprach, nichts unversucht zu lassen, um Madame Marigny aufzufinden, eine Versicherung, welcher Graham vollen Glauben schenken durfte, als Renard die Hälfte der ihm von Graham angebotenen Gratification mit den Worten zurückwies: „Monsieur, je suis français", die Affaire hat aufgehört, für mich nur ein Geldinteresse zu haben, so sehr habe ich sie zu meiner eigenen gemacht."

Achtes Capitel.

Wenn Graham Vane schon früher seiner selbst wegen beliebt gewesen und überall zuvorkommend aufgenommen war, wurde er jetzt, wo zu seinem Rufe

eines talentvollen, noch der eines vermögenden Mannes sich gesellte, mehr als je geschätzt. Vornehme Damen erklärten, Graham Vane sei eine gute Partie für jedes junge Mädchen. Bedeutende Politiker zeichneten ihn in der Unterhaltung ersichtlich aus und luden ihn zu auserlesenen Diners ein. Sein Vetter, der Herzog, drang in ihn, sich um die Wahl in seiner Grafschaft zu bewerben und wenigstens das alte Stammschloß wieder anzukaufen. Aber Graham weigerte sich beharrlich, auf einen dieser Vorschläge einzugehen; er blieb in seiner alten Wohnung, fuhr fort, ebenso ökonomisch wie früher zu leben und — trug mit bewunderungswürdiger Ergebung in sein Schicksal die ihm aufgebürdete unerbetene Last, der Löwe des Tages zu sein. Innerlich fühlte er sich ruhelos und unglücklich. Die ihm testamentarisch übertragene Mission Richard King's verfolgte ihn wie ein nicht zu verscheuchendes Gespenst. War er dazu verurtheilt, sein ganzes Leben in der aufreibenden Durchführung einer Täuschung zu verbringen, welche auf seine von Haus aus so offene Natur nur verbitternd wirken konnte? Sollte er gezwungen sein, immer als reicher Mann zu erscheinen und als armer zu leben; für einen schmutzigen Geizhals gehalten zu werden, so oft er einen gerechten Anspruch an seinen vermeintlichen Reichthum zurückweisen mußte; sollte er sich immer von der Erreichung der Ziele ausgeschlossen sehen, die sein Ehrgeiz einst anstrebte und verurtheilt sein, durch das ihm aufgenöthigte Verschmähen derselben als Epikuräer zu erscheinen.

Was ihn aber am schwersten bedrängte, war das

Bewußtsein, daß es ihm nicht gelungen war, nicht gelingen konnte, die Liebessehnsucht, mit der ihn Isaura erfüllt hatte, niederzukämpfen, während doch alle seine Gründe, alle seine Vorurtheile sich stärker als je gegen eine solche Liebe geltend machten. In den französischen Zeitungen, welche er während seines Aufenthaltes in Deutschland einzusehen Gelegenheit gehabt hatte, ja auch in deutschen Blättern war der jungen Schriftstellerin vielfach lobend Erwähnung gethan; die Weise aber, in der dies geschah, war nach Graham's Begriffen für die Persönlichkeit der jungen Dame verletzender, als wenn das Urtheil über ihre Arbeiten so abfällig gelautet hätte, daß es sie von der Fortführung derselben hätte abschrecken müssen. Die Blätter enthielten vielfach Notizen über sie, die ihm als ebenso viele Impertinenzen erschienen, welche kein Mann gern gegen das Weib ausgesprochen sieht, dem er eine ehrfurchtsvolle, ritterliche Huldigung entgegenbringen möchte. Offenbar war dieses Mädchen jetzt der öffentlichen Meinung ebenso sehr preisgegeben, wie wenn sie auf die Bühne gegangen wäre. Genaue Einzelheiten über ihre persönliche Erscheinung, die Grübchen auf ihren Wangen, die Weiße ihrer Arme, ihre besondere Art, ihr Haar zu tragen, Anekdoten aus ihrer Jugend, die natürlich erlogen waren, was aber Graham nicht wissen konnte, Mittheilungen über die Gründe, die sie veranlaßt hatten, Schriftstellerin statt Sängerin zu werden, über das Aufsehen, welches sie in gewissen Salons gemacht habe, Salons, welche Graham, der Paris so gut kannte, nicht von seiner Frau hätte frequentirt sehen mögen,

über die Complimente, welche ihr von grand seigneurs, — deren liaisons mit Ballettänzerinnen ein offenes Geheimniß waren —, oder von Schriftstellern gemacht seien, deren Genius sie weit über die beschränkten Grenzen der conventionellen Welt hinwegtrug — alles dies und anderes, was dem Gebiete des persönlichen Klatsches angehört, welches englische Kritiker weiblicher Schriftsteller unberührt lassen, welches aber die continentalen und leider auch die amerikanischen Journalisten angelegentlichst cultiviren, war für den feinfühlenden Graham ungefähr, was ein ausführliches Inventar der Reize Egeria's für Numa Pompilius gewesen sein würde. Die für ihn durch geheime Verehrung geheiligte Nymphe würde entwürdigt durch das Beifallklatschen des Pöbels und durch die Stimmen, welche ihm zuriefen: „Wir wissen mehr von Egeria als Du!" Und als er nach England zurückkehrte und alte, mit dem pariser Leben vertraute Freunde, die ihm begegneten und ihm sagten: „Sie haben gewiß den Roman der Cicogna gelesen; was halten Sie davon? Gewiß sehr gut geschrieben, aber mir zu hoch. Ich lobe mir die ‚Mystères de Paris' oder ‚Monte Christo'; mir ist selbst George Sand zu langweilig", — brauste Graham Vane wohl als Kritiker auf und pries den Roman, den er um alles gern nie von Isaura geschrieben gesehen hätte, murmelte aber, wenn der Streit zu Ende war, vor sich hin: „Wie kann ich, Graham Vane, ein solcher Tropf sein und jede Stunde des Tages seufzen: ‚Was sind mir andere Frauen?' — Isaura! Isaura!"

Ende des zweiten Bandes.

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

Die Pariser nachgelassener Roman : in vier Bänden

Bd.: 2. Band

Wien ; Pest ; Leipzig 1874